Geschichte

Friedrichs des Großen,

Königs von Preußen.

Bearbeitet

von

Julius von Olvenstedt.

Zweiter Band.

Berlin.

Auf Kosten des Verfassers.

1841.

Gst. 33819

Inhalt.

Seite

Vierzehntes Kapitel. Friede mit Rußland (5. Mai); mit Schweden (22. Mai); Treffen bei Reichenbach (21. Juli); Belagerung von Schweidnitz (8. August); Schlacht bei Freiberg (29. Oktober). Gleichzeitige Begebenheiten. 1762. 1

Funfzehntes Kapitel. Friedrich als Landesvater. Finanzen, Bevölkerung und Fortschritte des Gewerbfleißes in Preußen. 1763 — 1786. 69

Sechszehntes Kapitel. Erste Theilung Polens. (1772.) Der bairische Erbfolgekrieg. (1778.) 84

Siebenzehntes Kapitel. Der deutsche Fürstenbund. (1785.) Friedrichs Alter und Tod. (16. August 1786.) . . 98

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen, Königs von Preußen 117

Biographieen der berühmtesten Feldherren Friedrichs des Großen 409

Vierzehntes Kapitel.

Friede mit Rußland (5. Mai), mit Schweden (22. Mai). Treffen bei Reichenbach (21. Juli). Belagerung von Schweidnitz (8. August). Schlacht bei Freiberg (29. Oktober). Gleichzeitige Begebenheiten.

1762.

Friedrich, jetzt auf sich allein angewiesen, schien sein Untergang unvermeidlich; seine Standhaftigkeit war erschüttert, finstere Schwermuth bemächtigte sich seiner, seine Briefe athmeten Melancholie, er sprach jetzt wenig, nicht einmal mit seinen Vertrauten, speiste gewöhnlich allein, ging auf keine Parade, machte keinen Spazierritt, und — legte seine Flöte bei Seite. Was halfen all' seine Anstrengungen! Siege konnten die Fortschritte seiner Feinde zwar hemmen, allein ihnen die eroberten Festungen wieder zu entreißen, dazu gehörten langwierige, ungestörte Belagerungen, und eine Reihe glücklicher Schlachten. Es schien ihm als ausgemacht, daß jetzt die Reihe der Belagerung Stettin treffen werde, und daß diese Festung erobert würde, war ihm klar. Auch seine Verbindung mit Berlin, ja selbst die Besitznahme dieser Residenz, so wie des ganzen Kurfürstenthums, hing allein von der Thätigkeit seiner Feinde ab. Die Russen hatten eine Mannschaft von 15,000 Mann aufgestellt, und ihn von Polen, dem unerschöpflichen Getreide-Reiche, abgeschnitten. In den verheerten preußischen Provinzen mangelte es überall an Lebensmitteln, und der vorhandene Vorrath in den Magazinen war nicht einmal

zu den Bedürfnissen eines einzigen Feldzuges hinreichend. Zwar fehlte es nicht an Kriegsmunition und Geld, aber wie wollte man Pulver und Kugeln in ungeheurer Menge wegbringen, wo Rekruten, Pferde und andere Kriegsnothwendigkeiten hernehmen?

Wie der Verfahrungsplan des Königs zum bevorstehenden Feldzuge war, ist ein Geheimniß geblieben. Er wurde verworfen, oder doch ganz abgeändert, da ihm eine neue Sonne aufging. Fortuna, welche diesen großen Herrscher bei so vielen Gelegenheiten begünstigt, seinen erhabenen Geist unterstützt, und die Erwartungen aller seiner Feinde getäuscht hatte, sparte die größte ihrer Wohlthaten bis zu dem entscheidenden Augenblicke, wo der gekrönte Philosoph, durch die gewaltige Uebermacht der feindlichen Heere von allen Seiten gedrängt, einem harten Schicksal entgegen sah. Keine Großmuth war von seinen Feinden zu hoffen, welche, ohne sich um den Ruhm ihres Volkes, oder um das Urtheil der Nachwelt zu kümmern, alle Kräfte mächtiger Reiche anstrengten, um durch ihre riesenhafte Verbindung einen Einzigen zu unterdrücken. Nichts geringeres war zu erwarten, als das Ende der preußischen Monarchie. Doch, so weit sollte es nicht kommen! Gerade in der düstern Stimmung seines Gemüths, in diesen hoffnungslosen Momenten, wo menschlicher Scharfblick keine Rettung mehr sah, riß ihm die Vorsehung vom Rande des verschlingenden Abgrundes hinweg. Seine unversöhnliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die schon längst kränkelte, starb; ein Blutsturz machte, den 25. Dezember 1761 nach dem russischen, oder den 5. Januar 1762 nach dem verbesserten Kalender, ihrem Leben ein Ende. Die Nachricht von diesem Todesfalle, den ein Eilbote dem König überbrachte, war für ihn ein Strahl der Morgenröthe, ein Donnerschlag für Maria Theresia. Jetzt bestieg Elisabeths Neffe, geborner Herzog von Holstein, unter dem Namen Peter III., den russischen Thron. Alle Entwürfe der Bun-

desgenossen, alle Unternehmungspläne, alle Hoffnungen von Preußens Feinden, alle neuen Staats-Systeme wurden nun auf einmal, wo nicht vernichtet, doch ganz verändert. Peter, ein Enthusiast Friedrichs und seiner Thaten, der die Verschwörung gegen Preußen immer laut mißbilligte, und hauptsächlich darum über seine Thronbesteigung erfreut war, um auf der Stelle mit seinem vergötterten Vorbilde auf die uneigennützigste Weise Friede und Freundschaft schließen zu können. Friedrich, auf Peters freundschaftlichen Gesinnungen vertrauend, ließ ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen. Zwischen ihm und dem König gediehen die Unterhandlungen bald so weit, daß der Kaiser, ungeachtet des der Elisabeth auf ihrem Todtenbette von dem Senat gegebenen Versprechens, „daß man, ohne Theilnahme der Bundesgenossen, mit Preußen keinen Frieden machen wollte," dieser Verpflichtung entgegen handelnd, sogleich die Feindseligkeiten gegen Friedrich einstellte. Seine Truppen rief er von der österreichischen Armee ab, und in der Hoffnung, einen allgemeinen Frieden zu bewirken, ließ er sie nach Polen ziehen. Das Königreich Preußen, welches ihm von Oesterreich und Frankreich garantirt war, trat er ohne Entschädigung an Friedrich wieder ab, das eben erst eroberte Colberg und ganz Pommern mußten die russischen Truppen räumen, und alle preußische Gefangene gab er ohne Lösegeld frei. Ja, die Großmuth Rußlands ging jetzt so weit, daß ganze Distrikte in Pommern das fehlende Saatkorn aus den russischen Vorrathskammern als ein Geschenk erhielten. Peter rieth nun den alten Bundesgenossen ernstlich zum Frieden, und stellte sein Beispiel bei der Zurückgabe aller russischen Eroberungen als Muster zur Nachahmung auf; wobei er sich auf seine Pflichten als Monarch, daß er das Blut seiner ihm anvertrauten Unterthanen schonen, und seinem Reiche Ruhe verschaffen müsse, berief. Frankreich beharrte, pünktlich die mit seinen Bundesgenossen geschlossenen Verträge zu erfüllen. Auch in

Wien wollte man nicht anders, als unter Bedingungen, für Friedrich unannehmbar, vom Frieden hören. Peter schickte seinen Günstling, den Oberst Gudowitz, ins preußische Hauptquartier nach Breslau, und ließ Friedrich seine Freundschaft versichern. Hierauf folgte am 16. März zu Stargard ein Waffenstillstand, den die Höfe zu Wien und Versailles zu hintertreiben sich bemühten; dem Waffenstillstand ein Friede, welcher am 5. Mai zu Petersburg abgeschlossen wurde; dem Frieden ein Bündniß, und endlich ein vertrauter Briefwechsel. Da Maria Theresia das Anerbieten des Kaisers Peter nicht annehmen wollte, so erhielt der russische General Czernitschef Befehl, mit seinen 20,000 Russen zum König zu stoßen, und ihm unbedingt zu gehorchen. Dies war ein entsetzlicher Schlag für Theresia, die, auf die letztern Eroberungen gestützt, den Krieg so gut als geendigt betrachtet, und deshalb, wie schon erzählt, sogar ihre Truppen um 20,000 Mann vermindert hatte.

Friedrich erwiederte alle diese Freundschaftsbezeigungen Peters auf dieselbe Weise. Er gab die russischen Gefangenen gleichfalls los, und zahlte dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst, dem Geburtsort der neuen Kaiserin Katharina, alle Brandschatzungen und Lieferungen zurück. Peter selbst bat sich ein Regiment von Friedrich aus, er erhielt das Syburgsche Infanterie-Regiment, (wogegen Friedrich das Schuwalowsche Dragoner-Regiment von ihm erhielt,) verlangte den schwarzen Adlerorden, den er ebenfalls erhielt und fast täglich anlegte; er trug nun die preußische Uniform, küßte das Bildniß des Königs vor den Augen der Russen, ihn gleichsam als seinen Oberherrn betrachtend und wollte mit einem großen Heere in Person zu ihm stoßen.

Der Aufforderung zum Frieden mit Friedrich genügte nur ein Staat, es war Schweden. Die Schweden, längst des Krieges müde, und aus Furcht vor den Russen,

schlossen, trotz allen französischen Kabalen, unter Vermittelung der Königin von Schweden, Friedrichs geliebten Schwester, zu Hamburg am 22. Mai einen Frieden, worin beide Theile, Preußen und Schweden, sich allen weitern Entschädigungen entsagten. — Friedrich pflegte oft über diesen Krieg zu scherzen, und da der Friedensantrag zur Sprache kam, sagte er lächelnd: „Ich weiß von keinem Kriege mit den Schweden, zwar habe ich von Händeln gehört, die Belling mit ihnen hatte, aber dieser General wird sich wohl wieder vergleichen lassen!“

Wie aufrichtig Peters Freundschaft, und wie groß seine Achtung für Friedrich war, beweiset uns auch noch nachfolgender Charakterzug. Der neue englische Minister, Lord Bute, wähnte, der russische Kaiser wünschte die von Preußen eroberten Länder zu behalten, und erbot sich daher gegen den russischen Gesandten in London, Fürst Gallizin, den König von Preußen zur Abtretung aller Provinzen zu vermögen, die Rußland nur verlangen würde, wenn der Kaiser seine Truppen noch ferner bei der österreichischen Streitmacht lassen wollte. Allein diese Treulosigkeit eines Bundesgenossen fand seinen Lohn, denn Peter gab eine verachtende Antwort und schickte die Urschrift dieses Antrags an Friedrich. Jetzt wendete sich Bute, der bestimmt war, durch seine unbesonnenen Handlungen den Glanz des brittischen Ruhms herabzuwürdigen, an das Wiener Kabinet, indem er sich erbot, zwischen der Kaiserin und dem König, ganz ohne Wissen des Letzteren, Frieden zu machen, wobei er mit den preußischen Provinzen sehr freigebig war. Aber der staatskluge und mit dem Charakter Friedrichs wohl bekannte Kaunitz, hielt diesen Antrag, den sich nur ein Laie in der Staatskunst erlauben konnte, für eine Kabale, um die Kabinette von Wien und Versailles zu entzweien, und gab daher dem englischen Gesandten eine demüthigende Antwort. Er sagte: seine Kaiserin sei mächtig genug, um allein ihre Ansprüche

geltend zu machen, und überdies wäre es wider ihre Würde, einen Frieden unter Englands Vermittlung zu schließen.

Nichts war sonderbarer, als eben die Krieger im preußischen Heere einverleibt zu sehen, welche seit 6 Jahren mit der größten Erbitterung gegen dasselbe gekämpft hatten; den Oesterreichern wie den Preußen schien es ein Traum zu sein, und dennoch war es so. Die ersteren glaubten es Anfangs gar nicht; selbst die kaiserlichen Offiziere, die in Breslau gefangen saßen, die folglich alles mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Ohren hörten, hielten das Ganze für eine Spiegelfechterei, um den Muth der Truppen zu beleben; und da Czernitschef nebst anderen russischen Feldherren sich von ihren Truppen entfernten und nach Breslau zum König in einem großen Aufzuge und mit vielem Gepränge kamen, so behaupteten sogar gefangene kaiserliche Offiziere, daß alles nur Blendwerk sei, und die russischen mit Ordensbänder geschmückten Befehlshaber nichts weiter als verkleidete preußische Hauptleute wären. Aber bald sollte aller Zweifel gehoben sein. Im Juni vereinigte sich die russische Armee mit der des Königs wirklich, und Maria Theresia verwarf den Plan Laudons, sich dieser ihr gefährlichen Verbindung mit Gewalt zu widersetzen.

Dieser unerwartete Glücksfall gab dem ganzen Kriege gleich eine andere Gestalt. Alle Staaten Friedrichs, einige Distrikte ausgenommen, waren jetzt von den Feinden befreit, und keine verheerende Einfälle mehr zu besorgen; aus Preußen und Pommern liefen die Staatseinkünfte wieder ein, nicht minder Rekruten und Kriegsbedürfnisse. Nun sah man wieder die Heiterkeit im Gesicht des Monarchen, sein Muth kehrte zurück, sein Geist bekam seine Stärke und Thätigkeit wieder. Er scherzte wie gewöhnlich, ließ seine französischen Köche wieder kommen und suchte seine Flöte wieder hervor. Doch schien es, als wenn der schnelle

Glückswechsel ihn hart gemacht und die Liebe für seine braven Truppen, durch das Vertrauen auf seinen neuen Bundesgenossen, geschwächt hätte. Denn zum erstenmal entzog er seinen Offizieren die sogenannten Winter-Douceurs; Gelder, welche für die große Menge armer Offiziere, die blos von ihrem geringen Solde lebten, zu ihrer Ausrüstung für den nächsten Feldzug unentbehrlich waren, und jetzt ganz ohne Noth, im Zeitpunkt des Glücks, zurück gehalten wurden. Es ward nicht einmal eine Scheinursache angegeben, warum man dieses so nöthige, so gerechte, so pflichtmäßige Geschenk, das jeden Winter als Bedürfniß ausgetheilt worden war, Kriegern, die ihr Vaterland so begeistert liebten und ihren König anbeteten, jetzt versagte. Ein jeder Subaltern-Offizier erhielt 50 Thlr., ein Kapitain 500 Thlr., und so stiegen die Summen mit dem Range. Die Kompagniechefs mußten dafür die zahlreichen Feldbedürfnisse ihrer Soldaten anschaffen. Mit diesem Gelde wurde auch der Abgang an Pferden und des im verflossenen Feldzuge zerstörten Feldfuhrwerks ersetzt. Dieses Geld war nicht sowohl eine gerechte Wohlthat, als vielmehr eine Ehrenschuld der ersten Größe. Jetzt traten an die Stelle des Geschenks scharfe Verordnungen, die oft unbedeutende Formalitäten zum Gegenstande hatten. So hatten sich z. B. die Offiziere im ganzen Laufe des Krieges gewöhnlich des Degens, anstatt des Espontons bedient, welches im Felde ganz entbehrlich, ja sogar hinderlich ist, und zur Vertheidigung nichts taugt. Nun aber mußte dieses Parade-Zeichen bei allen Gelegenheiten gebraucht werden, und so ging es mit vielen andern Kleinigkeiten, die, jetzt erst hervorgesucht, den ruhigen, unbesorgten und auf sein Glück stolzen Feldherrn verriethen.

Um diese Zeit rückten die Tartaren auch wirklich ins Feld; jetzt war aber nicht mehr die Rede von einer Diversion nach Rußland, um es anzugreifen, sondern einen Einfall in Ungarn zu thun. Friedrich schickte ihnen den Ge-

neral Werner, einen Eingebornen dieses Landes, entgegen, welcher bei Ofen mit einer kleinen preußischen Schaar zu ihnen stoßen sollte. Von dieser Unternehmung war viel zu erwarten, da die damals äußerst bedrückten Protestanten in Ungarn sich wahrscheinlich sogleich empört haben würden. Allein die Tartaren kamen nicht; sie zogen eine Zeitlang an den polnischen Grenzen umher, und kehrten alsdann wieder in ihr Land zurück.

Der König verstärkte die Zahl aller seiner Truppen, vorzüglich aber die der leichten Truppen; so daß er jetzt hierin den Oesterreichern überlegen war. Es wurden auch Freicorps errichtet, als: Frei-Husaren, Frei-Dragoner. Die Bosniaken — wie früher schon gesagt: — eine Art türkischer Reiter, welche mit Lanzen bewaffnet waren, und nur ein Corps von 100 Mann ausmachten, wurden bis auf 1000 Mann vermehrt, und einem verdienstvollen Offizier, dem Major Lange, übergeben. Dieser stand früher bei den Kaiserlichen, war aber wegen seiner protestantischen Religion gekränkt, und verließ jetzt den österreichischen Dienst, um ihn mit dem preußischen zu vertauschen. Diese große Truppen-Vermehrung geschah mit unglaublicher und mit Recht Erstaunen erregender Geschwindigkeit, denn es schien, daß die Soldaten auf einen Wink Friedrichs aus der Erde hervorgingen. Auch seine Geschützmacht vermehrte er um 3500 Mann. Ihre große Wirkung bei einem zweckmäßigen Gebrauch hatte der König erst in diesem Kriege genau kennen gelernt. Um ihr aber eine leichtere Bewegung zu geben, und um den bestmöglichsten Nutzen von ihr zu ziehen, erfand er ein vortreffliches Mittel. Er machte einige hundert Artilleristen beritten, die unter dem Namen der reitenden Artillerie neben dem leichten Geschütz hertrabten, und wenn sich Gelegenheit zeigte, von ihren Pferden sprangen, um ihre Kanonen zu bedienen. Jetzt konnten die Artilleristen, anstatt zurück zu bleiben, selbst dem Fußvolk zuvorkommen, ja nöthigen Falls mit den Husaren mar-

schiren, und ihr schwerer Dienst in Stunden eines Treffens, der in Herbeischaffung und Handhabung großer Lasten besteht, konnte desto rascher geschehen, da sie nicht vorher durch den Marsch angestrengt und ermüdet waren.

Von den feindlichen Heeren traten noch mehrere verabschiedete Offiziere in seine Dienste, unter andern auch ein geborner Baier, der französische Oberst Geschray. Dieser hatte sich im österreichischen Erbfolgekriege als ein geschickter Parteigänger-Anführer ausgezeichnet, deshalb verstattete ihm der König, ein 2400 Mann starkes Freicorps zu errichten. Ein vertrauter Freund des Geschray, gleichfalls ein Baier, der französische Oberst-Lieutenant Thürriegel, welcher mißvergnügt mit seinem Hofe war, trat ebenfalls in Friedrichs Dienste und wurde Befehlshaber einer Schaar, welche er durch seine Thätigkeit allein errichtete und bald vollzählig machte. Dieser letztere Mann war von der Natur mit einem sehr unternehmenden Geist und einer ungemein seltenen Verschlagenheit begabt. Beim französischen Heer leitete er die Schaar der Kundschafter. Er warb sie an, vertheilte und besoldete sie, gab ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle, wechselte mit ihnen beständig Briefe, und zog aus ihren verschiedenen Berichten die Protokolle, welche er sowohl den Anführern der Heere, als dem geheimen Königsrathe in Versailles vorlegte. Unter allerhand Gestalten, Namen und Kleidung, versehen mit ehrenvollen Päßen, Dokumenten und außerordentlichen Empfehlungs-Schreiben von Ministern und Gesandten neutraler Höfe, machte er oft kleine Reisen in die vom Feinde besetzten Provinzen. So durchreiste er einst alle norddeutschen Länder, und kundschaftete; schlich sich in Lager und Festungen, und blieb jederzeit unentdeckt. Einst speiste er in Magdeburg an der Tafel des Kommandanten der Festung, während dieser einen Brief vom König erhielt, mit der Warnung, auf einen französischen Hauptkundschafter

aufmerksam zu sein, welcher abgeschickt wäre, die preußischen Festungen zu untersuchen.

Thürriegel hatte zu diesem Kundschaftswesen immer einen bestimmten Mittelpunkt, wohin alle untergeordneten Kundschafter berichten mußten. Dieser Ort war theils Gotha, theils Erfurt. War er vielleicht auf Reisen, so hatte er während dessen einen Verweser bestellt, welcher die Correspondenz ordnen mußte. Alle Berichte welche eingingen verglich er scharfsinnig und meldete dann das Herausgebrachte den französischen Befehlshabern. Durch seine rastlosen Bemühungen ersetzte er zum Theil den Mangel an leichten Truppen beim französischen Heere. Manche Unfälle, womit ihre Vorrathshäuser, Festungen und Heere bedroht waren, wußte er durch seine zeitige Entdeckung abzuwenden, und dies alles that Thürriegel in einem Lande, wo man eben die Franzosen nicht liebte; allein durch Geld und List wußte er dennoch alle seine Zwecke zu erreichen. Der Marschall von Sachsen, französischer Feldherr, hatte zuerst seine Fähigkeiten kennen gelernt und ihm dies Geschäft angewiesen; auch hatte der Hof von Versailles ihn vor seinem Kriege mit Minorca nach dieser Insel geschickt, und seine ausführlichen Berichte trugen nicht wenig dazu bei, daß die Franzosen diese Insel eroberten. Sein Abgang von dem französischen Heere war für dasselbe ein empfindlicher Verlust, dagegen versprach sein Dienstwechsel den Preußen doppelte Vortheile. Doch der Neid und die Ruhmsucht des Geschray vereitelte diese Erwartung. Er, der eifersüchtig auf die seinem Freunde bezeugte Achtung war, suchte bei dem König den Verdacht zu erregen, daß der mit dem Kundschaftswesen so vertraute Thürriegel vielleicht aus verrätherischen Absichten in seinen Dienst getreten sei. Dies geäußerte Mißtrauen, obwohl von allen Beweisen entblößt, reichte hin zu dem königlichen Befehl, den Kommandeur des Frei-Corps nach Magdeburg zu bringen, wo ihm, mit Beibehaltung seines Gehalts, nicht die

Citadelle, sondern die Stadt zum Aufenthalt angewiesen wurde, und wo er auch bis zum Ende des Krieges blieb. Nachher ging er nach der bekannten spanischen Wüstenei, Sierra Morena, wohin er mehrere Deutsche mitnahm, und in wenigen Jahren diese Einöde zu blühenden Feldern umschuf. Doch das Schicksal rächte seine Entfernung vom Heere. Bald darauf wurde durch die Nachlässigkeit des Generals Geschray ein Theil seines Haufens, und er selbst bei einem Ueberfall in Nordhausen gefangen genommen.

Da der Wiener Hof noch immer in seinem System, die Gefangenen nicht auszuwechseln, beharrete, so veranlaßte dies in der Festung Küstrin einen schrecklichen Auftritt, welcher sehr gefährlich werden konnte. Bei der Verbrennung der Vorstädte durch die Russen, war ein Theil derselben stehen geblieben. Hier wohnten die noch übrigen Bürger, und hier waren auch die Quartiere der Besatzung; in den andern Vorstädten fing man an, die Häuser wieder aufzubauen, oder deren Trümmer, in Erwartung des Friedens, wohnbar zu machen. Die ehemaligen Einwohner fanden sich nach und nach wieder ein, und trieben ihr Gewerbe, so gut sie nur immer konnten. Die Besatzung der Preußen, Garnison-Soldaten und Landmiliz, war hier nur 550 Mann stark, unter denen sich nicht wenig Invaliden befanden. Diese geringe Mannschaft war bestimmt, nicht allein die Wälle zu besetzen, sondern auch noch 4900 Mann österreichische Kriegsgefangene, welche man nach und nach hierher gebracht hatte, zu bewachen. Unter diesen befanden sich allein 800 Mann Croaten, die übrigen 4100 gehörten zu den regelmäßigen Truppen. Diese 800 Mann Croaten waren Soldaten, welche in der Schlacht bei Prag gefangen genommen worden waren, und nun schon seit fünf Jahren auf die Stunde ihrer Erlösung vergeblich hofften. In ganz zerrissenen Kleidungsstücken lagen sie in den Kasematten zusammengedrängt, und sogar am Stroh litten sie Man-

gel. Weil sie nun von ihrem geringen Sold nicht leben konnten, so arbeiteten sie für ein geringes an Geld bei den Bauten der Bürger; endlich aber, da sie unter diesem Schutthaufen kein Ende ihrer Leiden sahen, beschlossen sie, zur Verzweiflung gebracht, alles daran zu setzen, um ihre Freiheit zu erlangen. Sie machten daher den kühnen Anschlag, die Wachen zu überrumpeln, sich in den Besitz der Festung zu setzen, die armen Bürger noch auszuplündern, und sodann, mit Schießbedarf und Kanonen versehen, nach Cottbus zu ziehen, wo ein abgeschickter österreichischer Kriegeshaufen ihnen entgegen zu kommen bestimmt war. Ferner wiegelten sie die andern Gefangenen auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, jedoch weigerten sich diese und überließen ihnen allein die Ausführung des Plans, welchen sie jedoch bei einem glücklichen Ausgang benutzt haben würden. Der Anschlag, obwohl ihn einige tausend Menschen wußten, blieb bis zur Ausführung ein tiefes Geheimniß. An einem Junitage, Morgens um 5 Uhr, als man die Thore zu den Casematten aufgeschlossen hatte, eröffneten die Croaten das Ereigniß mit der Bestürmung der Hauptwache; sie bemächtigten sich, nachdem sie die Wachtsoldaten vertrieben hatten, der hier befindlichen Gewehre, und nun war es ihnen ein Leichtes, auch die andern Wachen, welche schwächer waren, zu überwältigen. In nicht länger als einer Viertelstunde sahen sie sich im Besitz der Festung. Hierauf theilten sie sich in 3 Haufen. Ein Haufen besetzte die Thore, der zweite begab sich nach einem Pulverthurm um Schießbedarf zu holen, und der dritte beschäftigte sich mit den Geschützen, die sie, aus großer Besorgniß übler Vorfälle, erst rund um die Wälle abfeuerten, und sodann durch Anfüllung mit Steinen oder sonstigen Dingen der Art, zu einem schnellen Gebrauch untauglich machten. Der zweite Haufen, welcher zum Pulverthurm gegangen war, fand unverhofft ein großes Hinderniß. Er war verschlossen, die Schlüssel nicht zu finden, und das Gebäude zu mauernfest,

um ohne Handwerkszeug in der Geschwindigkeit zerstört zu werden. Dadurch ging für die Empörer eine sehr kostbare Zeit verloren.

Während dessen trommelte man die schwache Besatzung, welche in den Vorstädten zerstreut lag, zusammen. Sämmtliche Thore waren von den Croaten besetzt; dennoch war eine Ausfalls-Thür unter den Wällen, welche die Empörer nicht kannten, unbesetzt geblieben. Sie befand sich offen. Diesen glücklichen Umstand benutzte der Lieutenant Tscharnitzky, der eine Wache von 30 Mann befehligte. Er nahm seine schwache Mannschaft, zog noch ungefähr 20 Mann Verstärkung von kleinen Wachen an sich, und eilte, ohne erst Befehle abzuwarten, mit seinen 50 tapfern Preußen auf den Wall, wo er bei einem andern Pulverthurm eine Position nahm, von deren Behauptung das Schicksal der Festung abhing. Hier kam es zu einem blutigen Gefecht. War gleich der Angriff der Croaten heftig und unablässig, so war doch die Vertheidigung der Preußen nicht minder standhaft. Was den Kampf zwischen so zahlreichen Kriegern und einem so kleinen Haufen weniger ungleich machte, war die geringe Anzahl von Gewehren und Patronen der Croaten; denn sie besaßen deren nicht mehr, als sie von den Wachtsoldaten erbeutet hatten. Auch mußten sie ihre Hoffnung verschieben, die so nöthigen Waffen und Munition zu erhalten, da das Zeughaus außerhalb der Festung lag. Gleich am Anfange des Tumults war der Befehlshaber schwer verwundet worden. Wegen mannigfaltiger Hindernisse konnte Tscharnitzky jedoch nur geringe Verstärkung erhalten; die Hälfte seiner Soldaten war theils todt, theils verwundet, die Kräfte der übrigen erschöpft, und die Croaten, von denen schon 50 todt zur Erde gestreckt lagen, zeigten sich entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

In dieser Lage war die Festung, als sie durch den Muth und die Klugheit des Garnison-Predigers Benecke

gerettet wurde. Unter den gefangenen Croaten befanden sich zwei Priester ihrer Nation, die in der Entfernung den Ausgang der Sache abwarteten, und sie blos mit ihrem Gebet unterstützten. Diese Priester wurden von dem Garnison-Prediger aufgesucht, und als er sie fand, donnerte er ihnen ins Gewissen, und nöthigte sie, trotz allen Sträubens, mit ihm sich den Fechtenden zu nähern. Er stellte sich in die Mitte, und seine Arme um die ihrigen geschlungen eilte er dem Kampfplatz zu. Bei dem Anblick dieses Priester-Vereins hielt man mit dem Feuern inne, und jetzt geschahen die nachdrücklichsten Vorstellungen und Ermahnungen. Man zeigte den Aufrührern die geringe Wahrscheinlichkeit: glücklich zu den Ihrigen zu gelangen, da das ganze Land schon durch Boten in Kenntniß gesetzt, durch das Abfeuern der Kanonen aber zur Wachsamkeit aufgemuntert wäre, und Truppen von allen Seiten anrücken würden; ja selbst ein in der Nähe befindlicher Haufe der Russen, die jetzt mit den Preußen verbündet wären, sofort aufbrechen, und wenn sie — die Empörer — auch glücklich die Festung verließen, ihrem weitern Entkommen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würden. Mit diesen zum Theil grundlosen Vorstellungen, welche aber zur Erhaltung des Ganzen nothwendig waren, verbunden mit dem Versprechen, ihre Begnadigung beim König nachzusuchen, ließen sich die Croaten bewegen, die Waffen zu strecken, und ruhig ihre Gefängnisse wieder zu beziehen. Beim Verhör gestanden sie den ganzen Plan und alle genommene Maaßregeln. Auf Befehl Friedrichs wurden die fünf Rädelsführer hingerichtet, von allen übrigen aber wurde der zehnte Mann nach dem Loose genommen, und mit hundert Stockprügeln bestraft; wobei die übrigen 4100 Mann Gefangenen der regelmäßigen Truppen als Zuschauer gegenwärtig sein mußten.

Indessen war Leipzigs vorjährige Steuer-Angelegenheit durch die Hülfe des bekannten Berliner Kaufmanns

Gotzkowsky in Ordnung gebracht, und die Stadt genoß einigermaßen Ruhe, jedoch nur auf ein Jahr. Der fortdauernde Krieg veranlaßte neue Forderungen und Lieferungen. Jetzt wurde eine von 3 Millionen ausgeschrieben, und hartherzige Männer erhielten den Auftrag, selbst durch gewaltsame Mittel die Summen beizutreiben. Da nun diese Kriegscontribution, trotz des gesunkenen Handels und der überhand genommenen Armuth herbeigeschafft werden sollte, so nahm die Stadt in ihrer dringenden Noth ihre Zuflucht zu Gotzkowsky, der sich auch sofort zu Friedrich nach Breslau begab, und ihm die nachdrücklichsten Vorstellungen machte. Die Antwort des Monarchen war: „Es sind so viele von meinen Ländern in den Händen der Feinde, wo soll ich Geld zur Fortsetzung des Krieges hernehmen?“ Jedoch verringerte Friedrich die geforderte Summe bis auf 1,100,000 Reichsthaler, wofür ihm Gotzkowsky seine eigenen Wechsel geben, und allein haften mußte. Friedrich erinnerte ihn abermals, sich bei diesem Geschäft nicht zu vergessen, aber obwohl Gotzkowsky nicht widersprach, so verfuhr er dennoch nach seinen gewohnten und schon bekannten Grundsätzen, des eigenen Vortheils durchaus nicht gedenkend; und obgleich ihm die Stadt noch vom vorigen Jahre her 200,000 Reichsthaler Brandschatzungsgelder schuldete, so übernahm er doch mit der größten Bereitwilligkeit diese neue und schwere Bürgschaft, wodurch die schrecklichen, im vorigen Jahre stattgefundenen Mißhandlungen von Leipzigs Bürgern und Einwohnern abgewendet wurden.

Mit glänzenden Hoffnungen eröffnete Friedrich den Feldzug des Jahres 1762, dem auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm beiwohnte. Dieser betrat jetzt in seinem ersten Jünglingsalter die kriegerische Laufbahn, die alle Prinzen seines Hauses betreten hatten. Alle opferten dem Kriegsgotte, und stellten dadurch ein von Seiten einer ganzen Königsfamilie, in allen ihren Zweigen, noch nie in der

Geschichte aufgezeichnetes Beispiel dar. Der Kronprinz mußte immer an der Seite des Königs sein und mit ihm alle Gefahren theilen.

Bei Eröffnung des diesjährigen Feldzuges zogen die Oesterreicher, nachdem sie ein ansehnliches Corps zum Reichsheere geschickt hatten, ihre ganze Kriegsmacht nach Schlesien. Von Glatz, von Schweidnitz und vom Gebirge waren sie Meister, dennoch war ihre Bestürzung über die russischen Vorfälle ausnehmend groß; denn die meisten Offiziere sowohl, als auch die gemeinen Soldaten betrachteten die Sache ihrer Kaiserin als verzweifelt. Hierzu kam noch, daß der allgemein angebetete Laudon dem Feldmarschall Daun den Oberbefehl übergeben mußte, und daher nicht geneigt war, seinem persönlichen Feinde vorzuarbeiten. Ein Aussatz, welcher unter den Oesterreichern ausbrach und welcher zu Tausenden die Feldkrankenhäuser anfüllte, kam dem König, der jetzt ganz ungestört seine Truppen zusammenzog, auch noch zu Hülfe. Er bedrohte Mähren und hielt eine Heeresabtheilung bereit, in Ungarn einzufallen, wenn die Tartaren dort wirklich ankommen sollten.

Da man als ersten Angriff die Belagerung von Schweidnitz voraussah, so waren außerordentliche Anstalten gemacht worden, die Stadt zu sichern. Den ganzen verflossenen Winter hindurch arbeiteten 8000 Bauern und Soldaten fortwährend, um jede bei der Festung liegende Anhöhe zu einem Fort umzuschaffen. Die Gebirge selbst stellten eine Kette befestigter Terrassen dar, und diese Sicherheitsmaaßregeln waren eben so sorgfältig in Ansehung der Festung Schweidnitz beobachtet worden. 12,000 Mann auserlesener Truppen hatte man hier in Besatzung gelegt, welche mit Mundvorrath, Schießbedarf und allen andern Erfordernissen reichlich versehen waren. Der General Guasco, ein durch Muth und Kriegserfahrung ausgezeichneter Befehlshaber, wurde zum Festungs-Kommandanten ernannt und ihn der General Gribauval, einer der größ-

ten

ten Ingenieure in Europa, zur Unterstützung beigegeben. In diesem Zustande war Schweidnitz, als Friedrich, mit dem russischen Corps vereinigt, in die umliegende Gegend rückte. Die vielen Unterhandlungen und die Rekrutirungen seiner Armee erlaubten ihm nicht früher als im Monat Juni von Breslau aus aufzubrechen und ins Feld zu rücken. Sobald er sich, am 30. Juni, mit dem russischen Heere bei Lissa, auf eben dem Platze, wo die Preußen im Jahre 1757 den bekannten glänzenden Sieg erfochten, vereinigt hatte, ließ er durch einen abgesandten Haufen, dessen Führung er dem General Neuwied übergab, die Oesterreicher dergestalt bedrohen, daß sie auf die Deckung der Vorrathshäuser, die sich in ihrem Rücken befanden, denken mußten, und dadurch die Verbindung mit Schweidnitz verloren. Bei diesem abgeschickten Haufen befanden sich auch 2000 Kosacken, welche, ihrer Gewohnheit gemäß, umher schwärmten, und bis an die Thore von Prag streiften. Wo sie nur hinkamen, plünderten und verheerten sie alle Flecken und Dörfer. Hierüber geriethen die Kaiserlichen in ein solches Schrecken, daß der in Sachsen befehligende General Serbelloni Befehl erhielt, alles zu verlassen, um Böhmen mit der Reichsarmee zu Hülfe zu kommen. Jedoch überhoben ihn die Kosacken dieser Mühe; sie eilten, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, und kamen truppweise bei dem Heere wieder an; viele trafen erst spät ein, weil sie das geraubte Vieh nach Polen getrieben hatten, um es dort zu verkaufen.

So groß auch der Unterschied zwischen der österreichischen und preußischen Kavallerie im Aeußerlichen war, so kannten ihn doch die Kosacken nicht. Um ihnen dies zu erleichtern, befahl Friedrich, seine ganze Reiterei mit Federbüschen auf Hüten und Mützen zu versehen, welches Putzstück, für den jetzigen Augenblick sehr nützlich, der Kavallerie beständig eigen blieb, und bald bei allen Heeren in Europa in Aufnahme kam.

Durch die Diversion im Rücken des Feindes beabsichtigte Friedrich, Daun von den Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf herunter zu locken. Allein dieser Feldherr blieb unbeweglich stehen, obwohl durch den preußischen Einfall die Oesterreicher in Verwirrung gesetzt wurden. Auch in Mähren und in das österreichische Schlesien geschahen von den Preußen Einfälle, wo sie überall Brandschatzungen ausschrieben. Am 11. Juli schrieb der König an den Herzog von Bevern: „Da der Feind in Confusion ist, so müssen wir ihn en détail zu ruiniren suchen.“ Mit Beute beladen kehrten die Preußen aus Böhmen zurück, und nun wurden ernstliche Anstalten zur Belagerung von Schweidnitz gemacht. Es war jedoch nicht leicht möglich, sie zu unternehmen, so lange die Oesterreicher noch die so sehr befestigten Berge inne hatten; sie mit Gewalt von dort zu vertreiben, erforderte einen sehr gefährlichen Versuch, dessen Erfolg ungewiß war. Allein, in seiner Lage blieb dem König nichts weiter übrig, als den Sturm zu wagen. Eben war er mit den Anstalten dazu beschäftigt, wobei er auf die Mitwirkung der Russen rechnete, als auf einmal eine zweite Nachricht aus Rußland der Lage der Dinge eine neue, unerwartete Wendung gab. Peter III. nämlich, sein treuster Freund, war nicht mehr und mit ihm Friedrichs größte Stütze dahin. Dies wichtige Ereigniß wollen wir hier näher erzählen.

Peter III., der seit seinem eilften Jahre in Rußland lebte, war von seinen russischen Lehrern, entweder aus Unwissenheit, oder absichtlich, vernachläßigt worden. Es fehlte ihm zwar nicht an Geisteslebhaftigkeit, aber an Selbstbeherrschung. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war, wie schon erzählt worden, die Beendigung des Krieges gegen Friedrich. Ferner übte Peter sogleich eine Handlung der Menschenliebe aus, als er im Februar 1762 nicht nur den Grafen Münich aus seiner Verbannung in Sibirien, wo er 21 Jahre gelebt hatte, zurückrief, sondern

auch allen übrigen Staatsgefangenen, Bestuschef ausgenommen, ihre Freiheit ertheilte. Auch wurde das geheime Conseil, ein politisches Inquisitionsgericht, aufgehoben, und an die Stelle desselben eine geheime Commission gebildet, die vorzüglich aus dem Prinzen von Holstein, dem Großkanzler Woronzow, dem Grafen Münich und dem Fürsten Wolkowsky bestand.

So wohlthätig aber auch diese und andere von Peter III. in den ersten 6 Wochen seines Regentenlebens gemachten Einrichtungen waren, so verriethen sie doch zum Theil den Geist einer raschen und leidenschaftlichen Unbesonnenheit. Die Geistlichkeit erhielt, anstatt der reichen Einkünfte aus ihren Klöstern, spärliche Jahrgehalte; es sollten keine die weniger als 30 Jahre zählten in die Klöster aufgenommen werden; manches kostbare Heiligenbild verschwand aus denselben; der Erzbischof von Nowgorod, der sich diesen Neuerungen widersetzte, wurde verbannt, wegen der darüber entstandenen lauten Unzufriedenheit jedoch bald zurückgerufen. Peter erlaubte sich auch einige Handlungen, die man als eine Nichtachtung des griechischen Glaubens auslegte; er wohnte der Einweihung einer Kapelle der Lutheranern auf der Festung Oranienbaum bei und theilte unter die Soldaten Gesangbücher aus; dagegen entzog er sich der Theilnahme an der Einweihung einer russischen Kapelle. Den Adel kränkte Peter durch das besondere Vertrauen und den Vorzug, den er den Ausländern einräumte. Seinem Oheim, dem Prinzen Georg von Holstein, übergab er die Oberaufsicht über den ganzen Kriegsstaat. Die Holsteinische Leibwache von 1000 Mann galt ihm mehr, als die russischen Garderegimenter. Ganz besonders aber ärgerten sich die Russen über seine grenzenlose Vorliebe für das preußische Kriegswesen, seine Vertauschung der russischen gegen die preußische Uniform, die Waffenübungen nach preußischem Reglement, und seine Würde eines General-

Lieutenants Friedrichs II., so wie, daß zwei Garderegimenter gegen die Dänen zu Felde ziehen sollten.

Peter III. hatte schon lange vor seinem Regierungsantritt den Entschluß gefaßt, das seinem Vater entzogene Herzogthum Schleswig dem König von Dänemark wieder wegzunehmen. Er ließ daher jetzt die Heerabtheilung, die in Pommern gestanden hatte, durch andere Truppen verstärkt, in Mecklenburg einrücken, und war zum Krieg gegen Dänemark fest entschlossen, als — ihn eine Revolution vom Throne stürzte.

Mit seiner Gemahlin Katharina (geb. 1729) einer Fürstentochter von Anhalt-Zerbst stand Peter nicht in dem ihren ausgezeichneten Eigenschaften angemessenen, freundschaftlichen Verhältnisse. Das gute Einverständniß, das zwischen der feingebildeten Katharina und ihrem Gemahl bis zur Geburt ihres Sohnes Paul herrschte, wurde durch verläumderische Eingebungen ihrer Feinde so sehr geschwächt, daß Peters ehemalige Zuneigung in Kaltsinn überging. Um so mehr soll ihm — der Sage nach — die schöne Gräfin Woronzow, die Tochter des Großkanzlers, gefesselt haben. Als Kaiser äußerte er seinen Unwillen über seine Gemahlin immer lebhafter; die Verehrer Katharinas beschuldigten ihn der gröbsten Beleidigungen gegen dieselbe, ja sogar der Absicht, sie und ihren Sohn Paul einsperren zu lassen. Ihre Gegner behaupteten aber: daß durch ihre Briefe an die Fürstin Daschkow, eine Schwester der Gräfin Woronzow, Katharina schon früher, im Einverständniß mit Bestuschef, den Plan gemacht habe, sich, anstatt ihres Gemahls, auf den russischen Thron zu schwingen.

An der Ausführung dieses Plans nahm die Fürstin Daschkow großen Antheil. An sie schlossen sich mehrere von dem Kaiser gekränkte Große des Reichs an, als: der Fürst Wolchonsky, der Graf Panin, Oberhofmeister des Großfürsten Paul, Rasumowsky und der General-

procurator Glebow. Vorzügliche Anhänger der Katharina waren aber Gregorewitsch Orlow, dessen Bruder, und ihr Freund Potemkin. Der Gardeunteroffizier Orlow, der sich der Kaiserin durch seine Körperschönheit empfahl, gewann ihr viele von seinen Kameraden, und Rasumowsky, Oberst des ismailowischen Garderegiments, erwarb ihr dessen Anhänglichkeit. Von dem ersten Plane, Katharina als Vormünderin ihres Sohnes regieren zu lassen, ging man bald zu ihrer eignen Thronbesteigung über. Dieser Plan wurde dem Kaiser Peter durch einen Franzosen entdeckt; er hielt ihn jedoch für ganz unwahrscheinlich, weil die Personen, von welchen Katharina umgeben war, zu seinen Vertrauten gehörten. Auch eine andere Entdeckung verachtend, begab er sich, von seinen Günstlingen und zwölf Damen begleitet, nach Oranienbaum, um daselbst das Petersfest zu feiern. Da Peter aber mit dem Plane der gegen ihn gerichteten Verschwörung bekannt war, so hielten es Katharinens Freunde für rathsam, die Ausführung der Revolution zu beschleunigen. Orlow holte die Kaiserin von dem Lustschlosse Peterhof in der größten Eile nach Petersburg. Hier hatten Rasumowsky und Orlow bei der Garde schon so gut vorgearbeitet, daß diese ihr ohne große Mühe den Eid der Treue leistete. An diese reiheten sich, als sie sich nach der Kasanschen Marienkirche begab, noch mehrere Soldaten und selbst einige von den vornehmsten Herren an. In der Kirche rief sie der Erzbischof von Nowgorod als Kaiserin aus (8. Juli); Edelleute und Bürger schworen ihr haufenweise den Eid der Treue, und hierauf wurde sie auch vom Senat anerkannt. Zur schnellen Vollendung dieser Revolution trug auch das Gerücht, daß Peter durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde getödtet worden sei, und besonders die von den Geistlichen unter dem Volke verbreiteten Nachrichten von Peters Absichten und Plänen, sehr viel bei.

Das Manifest, durch welches Katharina II. ihre

Thronbesteigung bekannt machte, verursachte eine allgemeine Freude. Der Prinz Georg von Holstein, der zum Kaiser eilte, wurde auf dem Wege zu ihm, nebst verschiedenen Anhängern desselben, verhaftet. Am Abend dieses Tages stellte sich Katharina, in der Gardeuniform, den gezogenen Degen in der Hand, auf einem Rappen reitend, von der Fürstin Daschkow, dem Grafen Rasumowsky und dem Grafen Orlow begleitet, an die Spitze der Garderegimenter, und zog mit diesen nach Peterhof; wo sich der Kaiser, der hier mit seiner Gemahlin speisen wollte, eben befand. Er wurde noch vor seiner Ankunft daselbst von der ihm bevorstehenden Gefahr unterrichtet. Durch einen Adjutanten gab er der Besatzungsmannschaft von Oranienbaum den Befehl zum Herbeirücken. Der alte Münich rieth ihm, sich sogleich nach Petersburg zu begeben; dazu fehlte es ihm an Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die durch die ängstlichen Vorstellungen der ihn umgebenden Frauen noch mehr gehemmt wurde. Endlich schickte er den Vicekanzler Galitzin mit einem Schreiben an seine Gemahlin ab. Doch Galitzin, der sie zwei Stunden von Petersburg antraf, ließ sich bereden, ihr gleichfalls Treue zu schwören. Der seinem Monarchen standhaft ergebene Woronzow wurde verhaftet. Während Katharina sich dem Schlosse langsam näherte, schickte ihr Peter einen Courier nach dem andern, die ihr Vergleichsvorschläge überbrachten. Doch selbst als keiner dieser Couriere zurückkam, schwankte Peter in seinen Entschlüssen so lange, bis er der Gewalt Katharinens nicht mehr ausweichen konnte. Von den ihn umgebenden Frauen verleitet, war er nach Oranienbaum zurückgekehrt. Seine Holsteinische Leibwache zeigte die größte Bereitwilligkeit, ihn zu beschützen, aber von den Thränen seiner Freundinnen, und von der Ueberzeugung, daß die kleine Schaar ihn doch nicht retten könne, abgehalten, ließ er durch den General-Major Ismailow von seiner Gemahlin sich die Erlaubniß ausbitten,

mit Elisabeth Woronzow und Godewitsch nach Holstein abzureisen. Katharina bestand aber darauf, daß er selbst nach Peterhof kommen möchte. Ismailow, der nun den Auftrag übernahm, ihn zur Unterwerfung zu bewegen, erschien, begleitet von Orlow, dem eine starke Wache folgte. Peter wurde genöthigt, seine Abdankung zu unterzeichnen, und nun brachte man ihn nach Peterhof. Hier mußte er, seiner Orden, seiner Kostbarkeiten beraubt, ein von Ismailow ihm vorgesagtes Eingeständniß seiner Regierungsunfähigkeit niederschreiben. Noch am Abend dieses Tages wurde er nach der kleinen, nicht weit von Petersburg entfernten Stadt Ropscha gebracht, wo er, nachdem er der Krone förmlich entsagt hatte, nach 6 Tagen, am 14. Juli, seinen Geist aufgab. Sein Sarg wurde in der Gruft, in welcher Anna, Peters Tochter lag, beigesetzt. Katharina II., die sich so glücklich auf den russischen Thron zu schwingen wußte, erwarb demselben ein ausgezeichnetes, auf das Schicksal der Nachbarstaaten mächtig einwirkendes Ansehen.

Der Senat und das Volk wollten durchaus den Krieg wider Preußen erneuert wissen, und wirklich wurden die dazu nöthigen Befehle ausgefertigt. Am 16. Juli folgte diesen Befehlen eine öffentliche Erklärung, worin die Huldigung der neuen Kaiserin von allen Unterthanen in den eroberten preußischen Provinzen verlangt wurde. Das Vorurtheil der russischen Nation, als ob Friedrich ihrem entthronten Kaiser die so allgemein mißfälligen Neuerungen angerathen, und seine Entwürfe bestimmt hätte, trug zu diesem Kriegsgeschrei das meiste bei. Katharina selbst hielt den König für ihren Feind. Obgleich in Pommern geboren, und nicht ohne Liebe für ihr schon so oft verheertes Vaterland, gab sie doch dem Strome nach, um den ärgsten Feind Rußlands, wie er in ihrem Manifeste genannt wurde, vollends zu Grunde zu richten. Doch obgleich diese Stimmung allgemein, der Krieg beschlossen und

das Huldigungsschreiben eben abgeschickt war, so änderte sich dies gänzlich, als man am folgenden Tage die Papiere des verstorbenen Kaisers untersuchte. Die Briefe Friedrichs erregten allgemeines Erstaunen. Ihr Inhalt war ganz anders, als man vorher vermuthet hatte. Es waren weise Regierungsvorschläge, und die ernstlichsten Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen. Alle seine, hier vorstehend angeführten, empörenden Neuerungen waren von Friedrich, diesem vermeinten Feinde Rußlands, eifrig widerrathen worden; auch Katharina hatte nicht Ursache, mit seinen sie persönlich betreffenden Aeußerungen unzufrieden zu sein. Er hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn dieß nicht mehr mit Zärtlichkeit geschehen könne, doch wenigstens vor der Welt mit Hochachtung zu behandeln. Die Kaiserin wurde dadurch bis zu Thränen gerührt; die anwesenden Senatoren verstummten, und der Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen, und der Friede bestätigt.

Die Nachricht von dem Tode Peters machte den erschütterndsten Eindruck auf Friedrich, der nunmehr, statt der nahen frohen Aussicht, in diesem Jahre den Krieg rühmlich zu enden, jetzt auf einmal neue und größere Gefahren vor sich sahe, als die, denen er nur durch den größten Muth und durch die höchsten Beschwerden entgangen war. Fast empfindungslos fand ihn der Major, Graf Schwerin, den er hatte rufen lassen, auf dem Kanapee liegen. Schwerin nahte sich, aber Friedrich blieb sprachlos und in tiefer Schwermuth versunken. Nach langem, stillen Anschauen wagte der Major, voll banger Besorgniß, den Anruf: „um Gottes willen, Ihro Majestät, was ist Ihnen?“ Mit leiser Stimme erzählte jetzt der König die Begebenheit in Rußland, den an Czernitschef ergangenen Befehl des Rückmarsches, und setzte mit lebhaftem Schmerz hinzu: „nein, dieser Schlag trifft mich zu hart!“ Mit diesen Worten sank er in sein voriges Schweigen zurück. Bald aber

erwachte seine Geisteskraft wieder und mit ihr neue Hoffnung. Rasch sprang er auf, ergriff den Plan der Gegend, in welcher er und Daun stand, betrachtete ihn eine Zeit lang mit in sich gekehrter Aufmerksamkeit, ging langsam und nachdenkend einigemale im Zimmer auf und nieder, faßte dann schnell Schwerins Hand und sprach mit seinem gewöhnlichen Feuer: „Schwerin, er weiß, wie ich ihn schätze, er muß mir jetzt den wichtigsten Dienst leisten, den mir je ein Mensch geleistet hat. Reite er gleich ins russische Hauptquartier, und bringe er mir Czernitschef; bringen muß er ihn, es koste was es wolle; ich muß ihn sprechen, heute noch sprechen. Er bürgt mir mit seinem Kopfe dafür!“ Diese Drohung war eben so hart, als die Ausführung schwierig. Schwerin fand im Hauptquartier die ganze russische Generalität zur Eidesleistung beisammen, wurde nur mit Mühe vorgelassen, und bekam auf seinen Antrag vom Feldmarschall, den er, während die andern Generale zechten, auf die Seite gezogen hatte, zur Antwort: es sei ihm unmöglich, sogleich zum König zu gehen; denn außerdem, daß ihm dies in der jetzigen Lage von seinem Hofe Verantwortung zuziehen könnte, müsse er auch einen Gesandten abfertigen, um Daun zu benachrichtigen, daß er von jetzt an aufhöre, als Feind gegen ihn zu handeln. So erschütternd auch diese Antwort für Schwerin war, so nahm sie ihm doch nicht den Muth. „Ew. Exellenz,“ sprach er im dringendsten Tone, „kennen meinen König; bringe ich Sie nicht noch heute Abend zu ihm, so habe ich meinen Kopf verwirkt; denn dies war seine Abfertigung; nun thun Sie was Sie können und wollen.“ Czernitschef wankte und gab endlich den Bestürmungen Schwerins nach. Unter dem Vorgeben, den Adjutanten des Königs abzufertigen, verließ Czernitschef mit Schwerin das Zimmer, und eilte, schnell verhüllt, unter enthusiastischen Gesprächen von Friedrichs Größe, mit ihm zum König. Sehnlichst harrte dieser im Fenster der Ankommenden, hatte bereits

seine ganze Dienerschaft entfernt, führte selbst, mit einem Lichte in der Hand, den Feldmarschall in sein Zimmer, und befahl Schwerin, im Vorzimmer zu bleiben und jeden Lauscher fern zu halten. Beinahe eine Stunde dauerte es, ehe die Thür sich öffnete. Mit Thränen in den Augen traten beide heraus. Friedrich umarmte den Feldmarschall und entließ ihn mit den Worten: „Nie werde ich vergessen, daß Sie der Mann sind, der das Unglück, das mir drohte, mindern half; hätte ich Königreiche zu verschenken, ich gäbe Ihnen eins; nun gute Nacht!“ Diese Worte entflammten Czernitschef noch mehr. Aufs tiefste gerührt, antwortete er: „Machen Ew. Majestät mit mir, was Sie wollen. Was ich Ihnen zu thun versprochen habe, kostet mir wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie verehre.“ Gedankenvoll und stumm kehrte er, von Schwerin begleitet, zurück, und brach endlich in die Worte aus: „Gott! Schwerin, was ist Ihr König für ein Mann! Auf dem Schaffot, das ich vielleicht um seinetwillen besteigen muß, werde ich noch mit Entzücken an alles das denken, was er mir heute gesagt hat. Versichern Sie ihm, daß, wenn er noch etwas mehr, als mein Leben verlange, ich es mit Freuden hingeben wolle!“ Der Dienst, den Friedrich von Czernitschef erbeten und erhalten hatte, war: den Oesterreichern die Begebenheit in Rußland noch einen Tag zu verbergen und bei dem morgenden Angriffe auf Burkersdorf sich mit seinem Corps, blos zum Schein, in Schlachtordnung aufzustellen.

Der befohlene Abmarsch der Russen blieb, sowohl für seine Truppen selbst, als für die Preußen, ein Geheimniß; auch die Oesterreicher ahnten in ihrem Lager nichts davon. Für die Verpflegung eines so großen marschirenden Heerhaufens waren mannichfache Anstalten erforderlich, die nicht in einem Tage gemacht werden konnten. Nach drei Tagen sollte der Abmarsch geschehen. Diese kostbare Zeit

benutzte Friedrich meisterhaft. Er beschloß, die Verschanzungen der Oesterreicher, auf den Anhöhen bei Burkersdorf, jetzt ohne allen Verzug anzugreifen. Hierbei hatte er den Vortheil, daß die Russen immer noch ihren Raum in der Schlachtordnung einnehmen und sich bei einem Anfall vertheidigen würden; auch war er gewiß, daß Daun zur Beobachtung der Russen, einen Theil seiner Truppen ihnen entgegen stellen, und sich dadurch schwächen müßte. Zugleich wünschte er, den Russen bei ihrem Abschiede einen in die Sinne fallenden Beweis von dem Muthe und der Kriegs-Geschicklichkeit der Preußen zu geben.

Um aber Dauns Aufmerksamkeit zu zerstreuen, und den Gedanken einer feindlichen Stellung auf seiner rechten Seite von ihm zu entfernen, mußten ihn mehrere kleine Schaaren unter den Befehlen des Prinzen von Würtemberg, der Generale Manteuffel, Gablenz und Ramin, mit Angriffen bedrohen. Da alle diese Maaßregeln genommen waren, wurde in der Nacht des 20. Juli an einer großen Batterie in der Ebene gearbeitet, die vor den verschanzten Bergen lag.

Hoch und steil waren diese Berge, umgeben mit Schirmpfählen und Verhacken; auf den Gipfeln befanden sich gewölbte Redouten; einige Berge waren durch Hohlwege von einander getrennt, andere dagegen durch Verschanzungen verbunden. Alle diese Posten befehligte der General O'Kelly. Bei Tage hatte man auf der Ebene keine Spur eines preußischen Lagers, ja nicht einmal ausgestellte Posten gesehen, jetzt aber in der Nacht bildete sich eine Truppenlinie, die bei anbrechendem Tage in Schlachtordnung stand. Eine ungeheure Batterie, mit 45 Haubitzen und 12 großen Kanonen besetzt, war fertig, und schien in wenig Stunden wie aus der Erde gewachsen. Auf einer kleinen Anhöhe hatte man eine andere von 30 schweren Geschützen errichtet. Sobald man nur bei anbrechendem Tage um sich sehen konnte, fingen die Preußen ein entsetz-

liches Feuer an. Die österreichische Kavallerie, in den Thälern zwischen den Bergen aufgestellt, wurde, mit Haubitz-Granaten begrüßt, in große Unordnung gebracht, und tief in die Schluchten der Berge getrieben, wobei sie die neben ihr zur Unterstützung der Berg-Besatzungen aufmarschirte Infanterie über den Haufen rannte, und mit sich in die Flucht riß. Nun wurden die Verschanzungen selbst mit einer heftigen Beschießung, und mit Stürmen in den Seiten und im Rücken angegriffen. Verschiedene der besten preußischen Regimenter, unter Anführung des Generals Möllendorf, wurden zu diesem gefährlichen Angriff bestimmt. Weder die senkrechten Berge mit ihren aufgeworfenen Erdhaufen und Wolfsgruben, noch die Pallisaden und die Kanonen, die aus jedem Berge ein Fort machten, konnten den Siegeslauf hemmen. Es wurde auf allen Seiten gestürmt, wo man nur festen Fuß fassen konnte. Der General Möllendorf fand durch einen Busch einen minder beschwerlichen Weg zu diesen Anhöhen. Sogleich benutzte er ihn, und da wegen des steilen Abhanges keine Pferde hinan konnten, so ergriffen die Soldaten vom Regiment Kronprinz eine Kanone, und trugen sie den Berg hinauf. Der Feind floh überall, und in vier Stunden waren alle diese mit so großer Mühe verschanzten Berge erobert, 1400 Feinde waren getödtet und 2000 gefangen. Eine Anzahl Kanonen wurden erbeutet, und die Oesterreicher ganz auf ihre Hauptmacht zurückgetrieben. Bei diesem Gefecht war der für die Oesterreicher wichtige Paß bei Leutmannsdorf ebenfalls verloren gegangen. Daun hatte den General Brentano mit einem Corps den Angegriffenen zu Hilfe geschickt, allein er kam zu spät, und wurde jetzt zur Flucht mit fortgerissen. Auch aus Schweidnitz machten die Oesterreicher einen Ausfall, allein sie wurden bald wieder zurückgejagt.

Während dieser Erstürmung befanden sich alle Truppen, Preußen sowohl als Russen, wenn sie auch noch so

weit vom Schlachtfelde waren, unter den Waffen, um das große österreichische Heer zu beobachten, doch gegen Abend des nämlichen Tages verließ Daun seine Stellung und zog sich weiter in die Gebirge zurück. Während des Kampfes befanden sich die vornehmsten russischen Feldherren als Zuschauer beim König in den Thälern. Dies war ein außerordentliches Kriegsschauspiel, das Friedrich den abziehenden Russen zur Erinnerung mit auf den Weg gab. Er hatte die Zufriedenheit, daß er die russischen Truppen, mit Ausnahme der Kosacken, die mit dem General Neuwied nach Böhmen marschirt waren, in den wenigen Wochen ihrer Anwesenheit als seine Bundesgefährten nie gebrauchte. Sie standen nach wie vor allemal ruhig in ihren Lagern. Kein Russe blutete für ihn, er allein focht, ohne fremden Beistand, mit seinen Feinden.

Tags darauf nach diesem großen Gefecht, den 22. Juli, verließen die Russen das preußische Heer und zogen nach ihrem Vaterlande. Die russischen Befehlshaber trennten sich ungern, weil sie keine Hoffnung hatten, eine so gute Kriegsschule wieder zu finden; der gemeine Mann aber gern, weil er außer seinem Brote, das ihm regelmäßig verabreicht wurde, an andern Lebensmitteln Mangel litt. Bei seinem spärlichen Solde konnte er sie nicht kaufen, und in Schlesien durfte nicht geplündert werden. Zwei Pfund Brot täglich, ohne andere Nahrungsmittel, war für den russischen Magen nicht hinreichend. Daher zeigten diese hungrigen Krieger mit Achselzucken auf ihren Mund, wenn sie preußische Offiziere sahen; ja viele liefen in das preußische Lager, um Brot zu bekommen, und wenn sie welches aus Mitleiden erhalten hatten, so dankten sie ihrem Wohlthäter knieend, und eilten damit wie mit einer guten Beute zurück.

Da die Russen jetzt das deutsche Land verlassen, so wollen wir einiger Völkerschaften gedenken, welche in diesem Kriege gegen Friedrich zu Felde zogen.

Im Jahre 1757 führten die Russen eine Völkerschaft, die Kalmücken, zum erstenmal nach Deutschland. Von allen Feinden Friedrichs waren sie die wildesten, eben so unwürdig, gegen einen gebildeten Staat geführt zu werden, als ein Heer von Zucht und Ordnung zu unterstützen. Unfähig, durch ihre Waffen ihm Siege zu erleichtern, mußte es vielmehr durch ihre Verwüstungen leiden, und den Schandfleck der begangenen Gräuel mit diesen Horden theilen, die dem Stande der rohesten Wildheit noch näher als dem Stande der Bildungslosigkeit sind. Sie wohnen an dem caspischen See und dem Flusse Wolga, sind ein freies, unabhängiges Volk, stehen aber unter russischem Schutze, wofür sie, wenn die Beherrscher dieses Reiches es verlangen, zu Felde ziehen müssen. Sie bekommen keinen Sold, allein jeder erhält jährlich einen Rubel und einen Pelz von Schaaffellen. Eigentlich Nomaden, d. h. umherziehende Völker, wohnen sie weder in Städten noch in Dörfern, sondern haben ein Zelt von Filz zu ihrem Aufenthalt. Mit diesem ziehen sie beständig umher, je nachdem sie an einem Orte für ihr zahlreiches Vieh, worin ihr ganzer Reichthum besteht, Nahrung finden. Außerordentlich häßlich, sehen sie alle einander so ähnlich, daß es schwer fallen würde, einen von dem andern zu unterscheiden. Ihr Gesicht ist platt, mehr viereckig als oval, die Augen, wie bei den Chinesen, sehr klein, und tief im Kopfe liegend, eine breit gedrückte Nase, der Mund, wie die Ohren, ungewöhnlich groß, und letztere weit vom Kopfe abstehend. Ihre Bewaffnung sind Bogen und Pfeile, mit denen sie sehr weit und sicher schießen. Ihre Religion ist die Dalailamische. Diese Halbwilden waren selbst den Russen ein Gräuel. Ein besonderer Zufall trieb sie bald nach ihrer Heimath zurück, denn unter ihnen brachen die Blattern aus, eine Krankheit, welche sie nicht kannten. Jetzt waren sie nicht mehr zu halten, und die Russen froh, diese Unholde los zu werden,

die, noch ärger als die Kosacken, nicht gebändigt werden konnten.

Die zweite Völkerschaft, die Kosacken, sind von den Kalmücken sehr unterschieden. Man berechnet alle ihre Völkerschaften auf 700,000 streitbare Männer. Es ist eigentlich eine Grenzkriegerschaft und ihre Bestimmung, den südlichen Theil des russischen Reichs gegen die Anfälle der Tartaren und andrer wilden Völker zu decken. Ihre Kleidung ist polnisch, aber gewöhnlich zerlumpt, ihre Waffen sind: ein halbgekrümmter Säbel, eine Kugelbüchse, ein Paar Pistolen und eine zehn bis zwölf Fuß lange Lanze. Religion und Sprache sind russisch. Sie haben nur einen Stand und sind folglich alle gleich; auch machen sie einen eigenen Staat aus, und genießen gewisser Vorrechte, die, der russischen Sklaverei seltsam widersprechend, selbst in Europa groß heißen würden. Sie wohnen in großen Dörfern, wobei sie etwas Ackerbau, vornehmlich aber Viehzucht treiben und mit Pferden handeln. Diese sind zwar nur klein, aber dauerhaft, wohlgeübt und schnell. Ein jeder Kosack hat deren zwei im Felde. Auch kriegerische Ehre herrscht bei dieser Völkerschaft, daher sich kein Kosack mit Stockprügeln bestrafen läßt, dagegen aber Peitschenhiebe als eine ehrenhafte Züchtigung geduldig erträgt. Diese letztere Völkerschaft zog also auch mit den übrigen russischen Heeren nach der Heimath.

Die dritte Völkerschaft, die Croaten, unter Oesterreichs Hoheit, haben den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht. Croatien giebt die besten leichten Truppen in Europa. Ein sandiger, nicht sehr fruchtbarer Boden, viele Waldungen, von wilden Thieren bewohnt, eine Kette von Gebirgen und ein rauhes Klima sind das Charakteristische dieses Landes, aber auch die Mittel, die ohnehin großen starken Körper der Croaten abzuhärten, sie zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen und zu tüchtigen Soldaten zu schaffen. Die Jagd, in einem so wenig gebildeten Lande zur Erhal-

tung der Bewohner nothwendig, zwingt sie, allen Gefahren zu trotzen; daher ihr großer Muth. Sie ertragen Hunger und Durst, Frost und Hitze, so wie die größten körperlichen Schmerzen, selbst unter den Händen der Wundärzte; auch hat der Tod nichts schreckliches für sie. In der Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihrem Fürsten werden sie von keinem Volke übertroffen; auch ist Entlaufung unter ihnen unerhört. Ihre Waffen, die sie überdies sehr gut zu gebrauchen wissen, sind: eine Flinte mit dem Bajonet und ein Säbel.

Da die Zeit des Waffenstillstands mit der Pforte zu Ende ging, so war das Wiener Kabinet der Türken wegen in großer Besorgniß. Dieserhalb wurde der Baron Penkler, welcher schon früherhin sich lange Zeit in Constantinopel aufgehalten hatte, und mit der türkischen Sprache vertraut war, als Gesandter mit kostbaren Geschenken an den Sultan geschickt. Dennoch erwartete der König den Anmarsch der Türken im September. Diese Hoffnung und seinen Plan im Fall eines Unglücks theilte er in seinem geheimen Briefwechsel dem Herzoge von Bevern mit. Wäre ihm der Angriff der verschanzten Berge nicht gelungen, so wollte er nach dem Abzuge der Russen blos Neisse und Cosel decken, bis sich die Türken zeigten. Deshalb wird es erklärlich, warum der Herzog von Bevern sich vor dem Gefecht bei Burkersdorf mit seiner Schaar nach Cosel, und der General Werner mit einer andern nach Neisse ziehen mußte.

Der Feldmarschall Daun hatte durch dies unglückliche Postengefecht bei Burkersdorf alle Verbindung mit Schweidnitz verloren, und der Weg dahin stand jetzt dem König, der nun die letzten Anstalten zur Belagerung dieser Festung machte, von allen Seiten offen. Friedrich rief den Herzog von Bevern zurück, nachdem derselbe einen Einfall gethan, und der unter ihm befehligende General Werner viele Vortheile erfochten hatte; aber alle andere

Betrachtungen mußten jetzt der Eroberung von Schweidnitz Raum geben. Werners Truppen deckten das aus Neisse kommende schwere Geschütz, dessen fühlbarer Mangel die Belagerung bisher verzögert hatte. Unaufhörlich drang Friedrich auf die Beschleunigung des Marsches, worauf der Herzog von Bevern entgegnete: „Alles was Menschen und Vieh nur aushalten können, soll und muß geschehen.“ —

Friedrich schritt jetzt zur regelmäßigen Belagerung von Schweidnitz. Die Belagerungs-Anstalten waren sehr groß, aus den beiden Kreisen Neustadt und Leobschütz wurden allein 365 Knechte, 730 Pferde und 666 vierspännige Wagen geliefert. Während dieser Vorbereitungen zog sich Daun ins hohe Eulengebirge, und schien am gegenwärtigen Glück seiner Waffen zu verzweifeln, denn er hatte das Unglück, den General Draskowitz, einen der besten österreichischen Feldherren zu verlieren, da dieser unweit Neisse gefangen wurde. Am 8. August nahm die Belagerung ihren Anfang. Der General Tauenzien wurde aus Breslau abgerufen und erhielt die Führung der Belagerungsmannschaft, welche aus 24 Bataillonen Infanterie nebst einigen Regimentern Kavallerie bestand, und mit einer sehr zahlreichen Geschützmacht versehen war. Ein Heer, unter dem König, bei Lampersdorf, und eine Schaar unter dem Herzog von Bevern bei Reichenbach, deckten diese Belagerung. Vom Standpunkte der Kriegeskunst betrachtet, war diese Belagerung die merkwürdigste des ganzen Krieges, sowohl in Ansehung der Kunst des Angriffs und der Vertheidigung, als wegen der Dauer und mancherlei Nebenumstände. Ein Vorfall, der noch nie gehört worden war, ereignete sich hierbei. Zwei Franzosen, schon lange alte Freunde und ehemalige Kampfgenossen, Gribauval und le Fevre, befehligten als Ingenieure in und außerhalb der Festung. Ersterer stand noch in französischen Diensten, war aber wegen seiner großen Fähigkeiten von Ludwig XV. zum österreichischen Heere gesandt worden. Letzterer diente jetzt

dem König von Preußen. Beide waren Schriftsteller, beide hatten in Ansehung der Belagerungskunst eigene Lehrgebäude aufgestellt, die sie in ihren Schriften öffentlich vertheidigt hatten. Jetzt zeigte sich die seltene Gelegenheit, den Werth ihrer aufgestellten wissenschaftlichen Grundsätze durch die Ausübung gegen einander vor den Augen aller gebildeten Völker zu beweisen. Die Stoffe für diese Versuche, Menschen, Eisen und Pulver waren ihnen zu Gebot gestellt. Le Fevre behauptete, jede Festung durch Minen, und zwar in sehr kurzer Zeit, innerhalb 2 Monate, einnehmen zu können; Gribauval suchte jetzt, als sein Gegner, seine entgegengesetzte Meinung geltend zu machen. Ersterer erfüllte aber sein Versprechen nur sehr unvollkommen, und war oft genöthigt, nach den alten Verfahrungs-Methoden zu handeln.

Auf die preußische Aufforderung zur Uebergabe der Festung gab der Befehlshaber Guasco zur Antwort: „er würde suchen, den Ruhm der österreichischen Waffen zu behaupten, und sich die Achtung Sr. Preußischen Majestät zu erwerben.“ Die Beschießung nahm ihren Anfang; sie war sehr lebhaft, und wurde ununterbrochen Tag und Nacht fortgesetzt. Die Vertheidigung war ihr gleich. Das Geschütz in der Festung wurde sehr gut bedient, und fast alle Nächte geschahen Ausfälle, jedoch mit geringer Wirkung und ohne sonderlichen Erfolg.

Indessen ermannte sich Daun und entschlossen, den Ort zu entsetzen, wartete er nicht länger als 6 Tage mit seinem Versuch, dessen guter Erfolg ihm unfehlbar schien. Zwischen dem österreichischen Heere und der Festung Schweidnitz stand der Herzog von Bevern mit dem großen preußischen Corps, abgesondert von dem Heere des Königs. Dieses Corps wollte er von allen Seiten angreifen, und ehe noch der entfernte König Hülfe senden, oder gar selbst herbeieilen konnte, vernichten. Man rechnete auf die große Uebermacht und hoffte in dieser nicht ganz ungleichen Lage

der Dinge, den Auftritt von Maxen hier erneuert zu sehen. Zu gleicher Zeit wurden die Preußen von vier Heeres-Abtheilungen unter Lascy, D'Donel, Beck und Brentano, von vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken angegriffen. Der Herzog von Bevern zeigte sich auch hier als ein großer Feldherr. Die Oesterreicher fielen sogleich über das Gepäck der Preußen her, welches schon ganz verloren zu sein schien. Einige Unterbefehlshaber wollten es mit ihren Brigaden vertheidigen, allein der Herzog verbot es. „Wenn wir geschlagen werden," sagte er, „so dürften wir in unserer Lage schwerlich etwas von der Bagage retten; siegen wir aber, so soll sie bald wieder unser sein." Es war derselbe weise Grundsatz, wodurch Friedrich auch im Jahre 1745 die Schlacht bei Sorr gewann, indem er das Gepäck zur Plünderung überließ und ohne seine Linie zu trennen, focht. Der General Beck setzte seinen Angriff mit eben so viel Klugheit als Nachdruck fort, und erlangte einige Vortheile; allein er wurde von Lascy und Brentano schlecht unterstützt. Die Preußen zeigten überall dem Feinde eine schlagfertige Linie, und verließen sich auf die Thätigkeit ihres großen Königs, der sie gewiß nicht verlassen würde; das Vertrauen der tapfern Truppen war auch nicht vergebens.

Gleich nach den ersten Kanonenschüssen hatte sich der Prinz von Würtemberg aufs Pferd geworfen, sprengte mit verhängtem Zügel an der Spitze der Kavallerie herbei und stürzte sich auf D'Donels Schaar los, welche auch sogleich über den Haufen geworfen wurde. Dieser Reiterei folgte in vollem Trabe die sogenannte reitende Artillerie des Königlichen Heeres und hinter ihr Friedrich an der Spitze eines Husaren-Regiments, dem einige Brigaden Infanterie nacheilen mußten. Doch ehe noch diese Brigaden ankamen, waren schon die Feinde, mit einem Verluste von 1200 an Todten und Verwundeten, und 1500 an Gefangenen, ganz aus dem Felde geschlagen. Die Preußen zählten 1000 Todte

und Verwundete; auch sie hatten einige hundert Mann an Gefangenen eingebüßt. Von ihrem geplünderten, jetzt aber von den Feinden wieder im Stiche gelassenen Gepäck war nur sehr wenig verloren gegangen.

Unter des Herzogs von Bevern Corps hatten sich viele hohe und niedere Offiziere bei diesem Gefecht durch Tapferkeit besonders ausgezeichnet, die er gern belohnt zu sehen wünschte, und dieserhalb an den König berichtete; doch Friedrich schlug es mit folgender Aeußerung ab: „Wenn Distinctionen bei jeder Gelegenheit erfolgen sollen, wo ein Offizier dasjenige thut, was sein Devoir an sich erfordert, so müßten sie gar zu gemein werden, und würden endlich aufhören wirklich Distinctionen zu sein.“

Daun marschirte nun nach Glatz, und überließ die Festung Schweidnitz ihrem Schicksal.

Indessen wurde die Belagerung, ohne die Regiments-Kanonen zu rechnen, durch 68 Stück Geschütz und 32 Mörser und Haubitzen beständig fortgesetzt. Die Besatzung, obgleich ohne Hoffnung auf Entsatz, verlor dennoch den Muth nicht. An Lebensmitteln, welche der Soldat überaus wohlfeil einkaufen konnte, fehlte es in der Festung nicht; überdies erhielt ein jeder des Morgens ein Glas Branntwein und des Mittags einen Trunk Wein. Der General Guasco verlangte, zufolge einer geheimen Vorschrift, die ihm der Feldmarschall Daun gleich nach dem Treffen bei Reichenbach ertheilt hatte, zu unterhandeln. Er wollte freien Abzug haben, welcher ihm aber rund abgeschlagen wurde. Der General Tauenzien berief sich auf die empörende Erklärung Laudons, worin dieser, da er noch im vorigen Jahre mit dem Markgrafen Carl von Preußen Briefe wegen einer Uebereinkunft wechselte, ausdrücklich gesagt hatte, daß sich sein Hof nicht für verbunden achte, das dem König wegen Auswechselung der Gefangenen gegebene Wort zu halten, oder überhaupt irgend eine andere Zusage zu erfüllen. Sechs Tage darauf erneuerte

Guasco den Antrag, und erbot sich, alles Geschütz, so wie sämmtliche Vorrathskammern und Kassen zu überliefern, und mit seiner abziehenden Besatzung binnen Jahresfrist nicht wider den König zu dienen. Auch dieser Antrag wurde nicht gehört. Bald nachher gelang es einem österreichischen Offizier, durch die preußischen Vorposten zu schleichen, und dem General Guasco den Befehl zu bringen, daß er bis zur äußersten Noth auf den Punkt eines freien Abzuges bestehen sollte.

Die künstlichsten unterirdischen Arbeiten wetteiferten mit dem Feuer über der Erde. Le Fevre's künstliche Minen erforderten jedoch viel Zeit, und hatten anfänglich nicht die erwartete Wirkung. Es waren sogenannte Druckkugeln, eine ausgezeichnete Erfindung Belidor's, welche der Mineur-Wissenschaft sowohl in ihren Grundprincipen, als auch in der Ausübung eine große Erweiterung verschaffte, und jetzt zum ersten Mal durch ernstliche Versuche geprüft wurde. Der mannigfaltige Zweck dieser Druckkugeln war, in einer Entfernung von 30 bis 40 Fuß durch Sprengung der Minen die Gallerien der Belagerten einzudrücken, die Contrescarpe in den Festungsgraben zu werfen, sich einen neuen gesicherten Angriffsort einzurichten, und den bedeckten Weg und die Außenwerke ohne Sturm und Verlust zu öffnen; dagegen aber konnte man vermittelst dieser Erfindung, wenn sie gegen die Belagerer angewendet wurde, außer dem Eindrücken ihrer Minen und der Zerstörung ihrer Logements auch ihre Breschbatterien in die Luft sprengen, und die Kanonen gegen die Stadt werfen. Im Laufe dieser Belagerung wurden viele solcher Druckkugeln zubereitet, gefüllt und angezündet, jedoch mißglückten einige gänzlich. Auch wurden unterirdische Horchgänge angelegt, um den Gang und die Nähe der entgegengesetzten Minen ausfindig zu machen. Zuweilen begegneten sich die beiderseitigen Mineurs unter der Erde, wo sie dann, so lange sie durch Erdwände geschieden waren, Stankkugeln gebrauch-

ten, die einen ekelhaften Geruch, Rauch und erstickende Dünste verbreiteten; nachher aber, wenn sie einander ansichtig wurden, sich mit ihren Pistolen bekämpften. In einer größern Entfernung bediente man sich der Dampfminen, wodurch, wenn sie glückten, nicht allein die feindlichen Mineurs erstickt, sondern auch ihre Minengänge eingestürzt wurden.

Da die österreichischen Mineurs den preußischen an Zahl sehr überlegen waren, so wurden viele Versuche der letzteren vereitelt. Im eigentlichsten Sinne des Worts war es ein unterirdischer Krieg, der mit allen nur erdenklichen Chikanen von beiden Seiten geführt wurde, und den Preußen wenig oder gar keine Vortheile gewährte. Le Fevre war in der größten Verzweiflung, da hohe und niedere Befehlshaber ihm mit Kaltsinn, ja mit Verachtung begegneten. Sein kriegerischer Ehrgeiz und sein Ruhm der Erfindung waren zu gleicher Zeit auf das Tiefste gekränkt; er weinte fast über seine von ihm beabsichtigte, fehlgeschlagene Belagerung, und über sein von ihm selbst vernichtetes glänzendes Lehrgebäude, welches seinen Namen unsterblich machen sollte. Nichts wäre ihm lieber gewesen als der Tod, daher er sich auch an die gefährlichsten Orte begab. Durch die Verzweiflung dieses Offiziers wurde der König so gerührt, daß er, der höchst selten einem Befehlshaber sein Unglück, nie aber seine Unfähigkeit verzieh, sowohl die Aufopferung so vielen Geldes und Blutes, als auch die so lange gehemmten Unternehmungen im Felde vergaß, und sich beeilte den unglücklichen Le Fevre selbst zu trösten.

Indessen wüthete das Feuer über der Erde unaufhörlich unter beiden Theilen fort. Jede Stunde des Tages und der Nacht hatte ihre Todten. Am meisten fühlten die Oesterreicher in Schweidnitz diese schreckliche Lage. Ihre Freiwilligen, die bisher die gefährlichsten Arbeiten unternommen hatten, fingen an es überdrüssig zu werden; und die Belohnungen, welche sie erhielten, waren für sie nichts

weiter als Anweisungen auf jene Welt. Alle schwierigen Unternehmungen hob man nur für sie auf, daher ihre Anzahl sich täglich, ja stündlich verringerte. Alle österreichische Ingenieur-Offiziere waren todt oder verwundet. Den schweren Kanonen fehlten die Lavetten, und bei den leichten Geschützen waren die Kugeln nur noch in geringer Anzahl vorhanden.

Indeß geschah auch manche bemerkenswerthe That von den Oesterreichern. Der Hauptmann Brady vertheidigte eine Schanze, aus welcher seine Soldaten geflohen waren, mit 15 Mann gegen viele hundert stürmende Preußen, die schon halb die Brustwehr erstiegen hatten, und jetzt vermittelst Sensen von ihm und seinen wenigen tapfern Mitstreitern herunter gemähet wurden. In dem Augenblicke, wo alle ihre Kräfte zu schwinden anfingen, erhielt er Hülfe und behauptete seinen Posten. Der kaiserliche Lieutenant Waldhüter verrichtete mit einer tapfern Schaar eine andere Heldenthat. Es war von einem höchst nöthigen, aber auch höchst gefährlichen Ausfall in einen Abgrund die Rede, um die Wirkung von 3 fast vollendeten preußischen Minen zu hemmen. Waldhüter erbot sich zu dieser gefährlichen Unternehmung, und wählte 32 Ungarn zu seinen Begleitern. Mit diesen stürzte er sich in einen sogenannten Trichter, eine Tiefe von 20 Fuß, wo die sie erwartenden Preußen auf einem Knie ruhten, und die aufgepflanzten Bajonette in die Höhe hielten. Diejenigen, die sich hier nicht spießten, fielen mit dem Säbel in der Faust die Preußen so wüthend an, daß diese mit großem Verlust sich zurückziehen mußten.

Friedrich besuchte fleißig die Laufgräben, und war mit den unerwarteten Verzögerungen sehr unzufrieden. Er machte selbst zweckmäßige Anordnungen, die seine nicht geringe Einsicht in die Belagerungskunst bewiesen, und ließ auch eine Breschbatterie errichten.

Die Eroberung dieses Orts schien jedoch Vielen zweifel-

haft, und es war nach einem zweimonatlichen Kampfe gewiß, daß Schweidnitz in sehr kurzer Zeit entweder fallen, oder die Belagerung aufgehoben werden mußte. Ein eigner Ehrgeiz des Königs war es, jetzt keine Bedingungen von den belagerten Feinden anzuhören. Guasco, um sich außer Verantwortung zu setzen, bat den König um die Erlaubniß, einen Offizier an Daun zu schicken. Auch dieses wurde verweigert, und die Belagerung dadurch mit einem Mehr-Aufwand an Menschen, an Zeit und an Geld, um 3 Wochen verlängert. Ein Zufall beschleunigte endlich die Uebergabe.

Von den Preußen herüber schlug eine Granate in die Festung durch einen Balken in einen Gang und von da in ein mit 11 Centner Pulver gefülltes Magazin, dessen Thür man offen gelassen hatte, und zündete es an. Hierdurch wurde eine ganze Bastion vom Fort Jauernick mit 2 Grenadier-Compagnien Oesterreicher in die Luft gesprengt; wobei 8 Offiziere mit ihrem Anführer, dem Major Berthold, die eben hier Mittagstafel hielten, und 200 Gemeine ums Leben kamen. Es war ein gewaltiger Riß in dem Festungsbau geschehen und der Zugang zum Angriff sehr erleichtert.

In der darauf folgenden Nacht ließen die Belagerer die vierte Druckkugel von 50 Centner Pulver springen, die 48 Fuß lang verdämmt und deren Wirkung erstaunlich war. Alle benachbarten Minengänge der Festung stürzten ein, dabei wurde ein Theil des bedeckten Weges in die Luft gesprengt, und eine Bresche gemacht; auch war das Terrain von dem Grunde bis auf die Brustwehr mit der ausgeworfenen Erde bedeckt. Hierauf wurden alle Anstalten zum Sturme gemacht, der auch mit leichter Mühe gewagt werden konnte; doch Guasco wartete diesen nicht ab. Am folgenden Morgen, den 6. October, acht Stunden nach Sprengung der Mine, ergab er sich und erklärte die 9000 Mann starke Besatzung kriegsgefangen. Die Belagerung hatte 63 Tage gedauert. Man fand in der Festung 352 Stück Geschütz, 55,400 Kugeln, Bomben, Granaten, und noch

über 1000 Centner Pulver vor; desgleichen an Mundvorrath: 2000 Centner Mehl, 740 Centner Zwieback und 25,000 Brote. Des Befehlshabers bewiesene Tapferkeit ehrte der König dadurch, daß er ihn an seine Tafel zog. Großmüthig vergaß er, daß sich dieser Italiener bei der Eroberung von Dresden gegen die preußische Besatzung sehr ungebührlich betragen, und den Vertrag mit Schmettau ehrwidrig gebrochen hatte. Friedrichs Vertrag wurde aber pünktlich gehalten, so wie alle andern, wo die Preußen als Sieger die Unterhandlungspunkte unterzeichneten.

Diese Belagerung kostete den Preußen 3033 und den Oesterreichern 3552 Mann an Todten und Verwundeten. Erstere hatten dabei 172,163 und letztere 125,453 Kanonenschüsse gethan und Platzkugeln geworfen. Die Kriegsgefangenen, sowohl Offiziere als Gemeine, wurden nach Preußen geschafft. Denjenigen, die Geld hatten, wurde die Erlaubniß zu Theil, zu Lande dahin zu reisen, die andern aber wurden auf königliche Kosten auf Schiffen von Stettin aus weiter transportirt. Ein schrecklicher Sturm überfiel die kleine Flotte. Diese armen Menschen, die so lange während der Belagerung dem Tode getrotzt und unermüdet gegen ihre Feinde gekämpft hatten, mußten jetzt noch mit dem so oft Verderben bringenden Elemente ringen. Einige Schiffe sanken mit ihren ganzen Ladungen in den Abgrund; andere aber wurden an die Küsten von Polnisch-Preußen geworfen, bei welcher Gelegenheit sich mehrere hundert Gefangene in Freiheit setzten und ihren Weg in die Heimath durch Polen nahmen.

Nach dem Verlust von Schweidnitz, zu dessen Vertheidigung man so ungeheure Anstalten gemacht hatte, waren die Einwohner von Wien gegen den Feldmarschall Daun so sehr erbittert, daß ihre Wuth so weit ging, selbst der Gemahlin des Feldmarschalls, wenn sie nach Hofe fuhr, Spottreden ins Gesicht zu sagen, und ihre Kutsche mit einem Hagel von Schlafmützen, als dem Sinnbilde der Unthätig-

keit ihres Gemahls, zu begrüßen. Bald erschienen Schmähschriften, bald Kupferstiche voll Satyre, die an Dauns Pallast, ja selbst an die kaiserliche Burg angeheftet wurden. Einer dieser Kupferstiche, die Belagerung von Schweidnitz vorstellend, zeigte eben so viel Witz als Wahrheit. Der General Guasco, auf den Wällen der Festung stehend, schrie um Hülfe. In einer großen Entfernung sah man das Daunsche Heer als Zuschauer der Scene in Parade stehen. Der Feldmarschall selbst saß vor seiner Kriegerreihe in einem Lehnstuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, wobei er den vom Papst empfangenen geweihten Degen mit beiden Händen emporhielt, als wenn er den Truppen seinen Segen geben wollte. Dieser geweihte Degen steckte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du sollst nicht tödten!“ Zur Linken des Feldmarschalls stand Laudon mit niedergeschlagenen Augen und auf den Rücken gebundenen Händen, zur Rechten Lascy, eine Pergament-Rolle in der Hand haltend, mit der Ueberschrift: „Plan des Feldzugs von 1763;“ aber auf dem Pergament selbst stand — nichts. Die übrigen Befehlshaber waren in drei Gruppen vertheilt, von denen eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die zweite die Hände über dem Kopf zusammenschlug, und die dritte hämisch lächelte.

Friedrich, jetzt wieder Herr von ganz Schlesien, bis auf Glatz, sah den Feldzug in dieser Gegend für geendet an, und machte nun Anstalt, nach Sachsen zu marschiren. Bevor er aber selbst aufbrach, schickte er den General Neuwied mit 20 Bataillonen und 45 Eskadronen voran, um das Heer des Prinzen Heinrich zu verstärken. Da Friedrich jedoch, durch die unglückliche Erfahrung vorsichtig gemacht, wegen seiner schlesischen Festungen nicht ohne Sorgen war, so traf er alle mögliche Verfügungen, sie in seiner Abwesenheit gegen Ueberrumpelung zu sichern; auch ließ er den Herzog von Bevern mit einer starken Schaar

als Hüter in Schlesien zurück. Prinz Heinrich war indeß in Sachsen nicht unthätig gewesen. Nach seiner Verbindung mit Seydlitz, Kleist und dem General Belling, der mit seinem wider die Schweden früher gebrauchten Corps, nach Abschluß des Friedens, zu ihm gestoßen war, hatte er den Sommer hindurch gegen die weit überlegene Menge der Reichstruppen, unter dem Prinzen von Stollberg und gegen die Oesterreicher unter Serbelloni sich behauptet, und in einer Menge kleiner, mit Kühnheit und Glück ausgeführter Unternehmungen nicht allein die preußische Tapferkeit bewährt, sondern auch lange Zeit dadurch die Vereinigung der Oesterreicher mit den Reichstruppen verhindert. So griff Prinz Heinrich den General Serbelloni bei Döbeln an und schlug ihn mit einem Verlust von 2000 Mann in die Flucht. Seinerseits fiel Letzterer einige Wochen später die preußischen Vorposten an, wurde aber zurückgeschlagen und büßte wiederum 1000 Mann ein. Merkwürdig ist es, daß, als Serbelloni von Wien aus zum ersten Mal zum Heere reiste, die Kaiserin ihm die Warnung ans Herz gelegt hat, sich vor der großen Thätigkeit des Königs von Preußen in Acht zu nehmen. Unter des nimmer rastenden Seydlitz Anführung fielen noch andere große Gefechte, bei Auersbach und bei Töplitz vor, wobei er die Feinde schlug, ihnen 600 Wagen abnahm und eine Menge Gefangene machte. Der General Kleist zeigte auch seinen vom Glücke begleiteten Muth, indem er den österreichischen General Zettwitz unweit Waldheim angriff und ihn nebst 200 Mann gefangen nahm. Bald darauf machte er bei Oedern noch 500 Gefangene.

Indessen erlebten die niedergeschlagenen Reichstruppen endlich auch einmal eine Siegesfreude. Sie griffen mit ihrer ganzen Kavallerie einen abgeschickten preußischen Haufen an, welcher der vierfach stärkeren Macht unterlag und 500 Mann einbüßte; doch machten die Preußen, ehe sie sich zurückzogen, ihnen die Ueberwindung schwer. Belling

that auch einen Einfall in Böhmen und streifte brandschatzend bis Eger. Aufgebracht über diese häufigen Unfälle, nahm der Wiener Hof dem General Serbelloni den Heeresbefehl, und ertheilte ihn dem General Haddick, der auch größere Thätigkeit zeigte, und den Prinzen Heinrich mehr als einmal nöthigte, seine Stellung zu ändern. Am 31. September bezog der Prinz ein Lager bei Freiberg, hier wurde seine Lage sehr kritisch. Eine Schlacht war erforderlich, wenn die Selbsterhaltung der Preußen nicht gefährdet werden sollte. Eine große Schaar der Oesterreicher, unter dem General Campitelli, vereinigte sich während der Zeit mit den Reichstruppen, die der Herzog von Stollberg befehligte. Der Marschall von Sachsen, welcher ebenfalls die Reichstruppen kennen gelernt hatte, sagte von ihnen: „Diese Truppen gleichen bei ihren Kriegsunternehmungen dem metallenen Pferde, welches zwar immer den Fuß aufhebt, aber niemals von der Stelle kommt.“ Diese vereinigten Truppen verließen sich zu sehr auf ihre Uebermacht, und gaben dadurch den Preußen eine vortheilhafte Gelegenheit zu schlagen, welche der Prinz Heinrich auch nicht ungenützt vorüber gehen ließ. Die Reichstruppen bedrohten ihn im Rücken, und nur eine glückliche Schlacht konnte ihn aus seiner gefährlichen Lage befreien. Mit raschem Muthe führte er seinen Entschluß aus, und griff am 29. Oktober den Feind in der Nähe von Freiberg an. Die Schlacht dauerte nur 2 Stunden, allein sie war blutig und entscheidend. Die kaiserlichen leichten Truppen wurden bald über den Haufen geworfen, die Reichstruppen in ihren Verschanzungen angegriffen und bis über die Mulde zurückgejagt. Die regulairen Regimenter der Oesterreicher, die ein preußisches Corps vor sich sahen, hielten sich allein für zu schwach, daher fochten sie nicht lange und flohen nach kurzem Widerstande, verfolgt von der preußischen Kavallerie unter Anführung des Generals Seydlitz, dem man auch den glücklichen Ausgang größtentheils zuschrieb. Die

Feinde zählten 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 4000 fielen als Gefangene dem Sieger in die Hände, auch wurden 28 Kanonen, 9 Fahnen, nebst vielem Gepäck und einer Menge Munitionswagen erbeutet. Die Preußen zählten 1400 Todte und Verwundete.

Wenige Tage nach der Schlacht traf der General Neuwied mit seiner Mannschaft in dieser Gegend ein. Er hatte vom König den Befehl, die Höhen bei Weißig unweit Dresden zu besetzen, und diese Residenz von der Seite der Neustadt abermals zu beschießen. Jedoch kam er zu spät, denn Daun hatte bereits ein Corps aus Schlesien abgeschickt, um die Uebermacht in Sachsen zu behalten, und selbiges hatte unter dem Prinzen Albert diese wichtigen Anhöhen schon früher in Besitz genommen.

Die geschlagenen Armeen marschirten nach Böhmen, wohin ihnen Kleist mit einem fliegenden Corps von 6000 Mann nachfolgte. Er zerstörte daselbst verschiedene Magazine, und brandschatzte bis an die Thore von Prag. Vom König hatte er den Befehl, eine Anzahl Dörfer zu verbrennen, um den Oesterreichern, wegen der im Kurfürstenthum Brandenburg verübten Grausamkeiten, eine Art von Vergeltung empfinden zu lassen. Der edeldenkende, menschlich gesinnte Kleist vollzog diesen Befehl auf eine ehrenvolle Weise. Er ließ eine Menge Stroh und Reisig auf einen hohen Berg zusammentragen und in Brand stecken; dabei wurden auch einige elende Hütten in der Nähe angezündet, nachdem man ihren Bewohnern Zeit genug gelassen hatte, alle ihre Habseligkeiten zu retten.

Einige Tage nach der Schlacht von Freiberg erhielt der König die freudige Nachricht auf seinem Marsche nach Sachsen; es war die letzte im ganzen Kriege. Die Winterquartiere seiner Truppen wurden dadurch beschleunigt. Friedrich zog eine Kette von Thüringen durch Sachsen, durch die Lausitz und Schlesien, und schloß mit Oesterreich am 24. November einen Waffenstillstand. Er selbst hielt

sich einige Wochen in Meissen auf, nahm aber dann sein Hauptquartier zu Leipzig. Von allen ihren Eroberungen hatten die Oesterreicher am Ende des siebenten Feldzuges nur noch einen kleinen Distrikt bei Dresden und Glatz inne. Sie fanden den von den Russen befreiten König von Preußen zu mächtig, und waren daher herzlich froh, daß Friedrich in einen Waffenstillstand willigte.

Auch die Alliirten beschlossen diesen denkwürdigen Krieg mit einem Feldzuge, der ganz ihres alten Ruhms würdig war. Da es Anfangs hieß, es sollten 20,000 Mann Russen zu ihnen stoßen, so hatte man bereits den Marsch für sie angeordnet und Vorrathshäuser angelegt, doch sie kamen nicht; dabei schien die Hauptstütze in England zu sinken. — Daß die Russen nicht kamen, rettete Dänemark, denn daselbst herrschte die äußerste Bestürzung. Zu einem Kriege fehlte hier nicht mehr denn Alles. Die Flotte dieses Königreichs, das beste und sicherste Bollwerk eines Inselstaates, obwohl nicht unberühmt, und nach völliger Ausrüstung, der schwedischen sowohl, als auch der russischen, damals wenig furchtbaren Flotte, die Spitze zu bieten fähig, war schlecht bemannt, und überdies wegen Mangel an so vielen Nothwendigkeiten eine schleunige Ausrüstung derselben nicht denkbar. Besonders aber war das Kriegsheer in dem elendesten Zustande; Soldaten, des Krieges ungewohnt und schlecht unterhalten; Anführer, die nie einen Feldzug mitgemacht hatten, und weder von der Mannszucht noch von der Kriegskunst etwas verstanden; kein brauchbares Kriegsgeräth, kein Pulvervorrath, keine tauglichen Gewehre, keine Magazine und vor allem kein — Geld. Da das letztere Bedürfniß hier das dringendste war, so machten die Dänen der Stadt Hamburg ihre Aufwartung. Sie rückten vor die Thore, und zu Gewaltthätigkeiten gerüstet, forderten sie im Namen ihres Monarchen eine Million Banco-Thaler, in Form eines Darlehns. Die erschrockenen Hamburger, die in diesen Stunden der Betäubung nicht

das Maaß der Kräfte ihres Gegners, nicht seine Lage und Verhältnisse, sondern blos die nahe Hemmung ihres Handels und die Verwüstung ihrer Gärten in Betracht zogen, bewilligten schleunig das Verlangte, worauf sich die Dänen entfernten. Jetzt hatten sie Geld, und in der Person des aus französischen Diensten getretenen Grafen St. Germain auch einen Anführer, der jedoch bei allen seinen kriegswissenschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen, unbekannt mit dem Lande, mit dessen Sprache und Sitten, den Kopf voll französischer Begriffe und Kriegsgrundsätze, die hier nicht anwendbar, und mit Entwürfen, die nicht ausführbar waren, einen Oberbefehlshaber, eben so schlecht als das eingerichtete Heer war, eines Heeres, das ihn gleich von Anfang an haßte, und dessen Zutrauen er nie gewinnen konnte. Sein Plan war, unweit Lübeck ein festes Lager zu beziehen, und hier die Russen zu erwarten. Der Erfolg dieses Krieges war jedoch jedem Unbefangenen aller Nationen, ja selbst den Dänen nicht zweifelhaft. Jedoch wurden sie aller ihrer höchst gegründeten Besorgnisse, durch die plötzliche Entthronung des Kaisers Peter überhoben.

Das neue brittische Ministerium, unter Lord Bute, dem Kriege in Deutschland abgeneigt, zeigte daher auch nicht den geringsten Eifer, des Herzogs Ferdinand Beginnen zu unterstützen. Da es der Minister noch nicht für rathsam hielt, dem Willen der ganzen brittischen Nation zu widersprechen, so wurden im Frühjahre eine Anzahl Werblinge, wie auch ein neues Regiment Bergschotten nach Deutschland geschickt, wo der Eifer für die Fortsetzung des Krieges nirgend erkaltet war. Da die verheerten Provinzen in Westphalen und Niedersachsen nur geringen Unterhalt gewährten, so ließen die dortigen Regierungen eine Menge Lebensmittel und Getreide in England und in den Häfen der Ostsee auffaufen. Indessen hatte sich für das Waffenglück der Deutschen ein günstiger Umstand ereignet. Durch die Ränke seiner Feinde hatte der erfahrene Broglio den Ober-

befehl im Elsaß verloren, und wurde auf seine Güter verwiesen. Der Prinz Soubise, ein unwürdiger Nachfolger des vorigen, erhielt das Commando, jedoch wurde ihm der einsichtsvolle Marschall d'Etrées zur Seite gestellt.

Am Ende des Winters setzte sich die Bundesmacht in Bewegung, um den Feldzug von 1762 zu eröffnen. Der Erbprinz griff das Schloß Arensberg an, welches von den Franzosen besetzt und zur Erhaltung ihrer Verbindung mit Kassel sehr nothwendig war. Der französische Befehlshaber Müret verlangte einen freien Abzug, jedoch wurde ihm dieser nicht gestattet, sondern das Castell mit großer Lebhaftigkeit beschossen; endlich, nach einer sechsstündigen Kanonade, ergab sich Müret mit 240 Mann der Gnade der Sieger. Bemerkenswerth ist es, daß außer einem englischen Offizier, auf beiden Seiten kein einziger Mann getödtet, auch keiner verwundet wurde. Sogleich benutzte der Erbprinz seine Vortheile, näherte sich dem Rhein, hob allenthalben Rekruten aus, brandschatzte, und nahm Geißeln mit. Diese unerwarteten Fortschritte trieben die französischen Marschälle ins Feld. Soubise und d'Etrées befehligten am Oberrhein, der Prinz von Condé am Niederrhein.

Bald wurde man gewahr, daß Broglio nicht mehr an der Spitze der Heeresmacht stand, denn eine Menge Unfälle, die die Franzosen in diesem Feldzuge erlitten, rächten die Ungnade, worin dieser Feldherr unverdient bei seinem Hofe gefallen war. Herzog Ferdinand rückte nun vor, ging am 24. Juni mit Tagesanbruch in sieben Kolonnen über die Diemel, und überraschte die bei Wilhelmsthal im Hessischen gelagerten Franzosen. Sogleich griff er sie an, und nach einem hitzigen Gefecht trieb er sie bis unter die Kanonen von Kassel; andere eilten über die Fulda. Die Franzosen ließen 4000 Todte und Gefangene auf dem Wahlplatz zurück, und unter letzteren war der größte Theil der **Grenadiers de France.** Die Kavallerie der Verbündeten war gar nicht ins Gefecht gekommen. Die gefangenen fran-

französischen Offiziere hatten ihr ganzes Gepäck eingebüßt, welches Ferdinand nicht allein auf eine edle, sondern auch großmüthige Art ihnen ersetzte. Am Tage nach der Schlacht gab er ein prächtiges Gastmahl, wozu er sie ladete; beim Dessert befand sich ein großer verdeckter Aufsatz. Als man im Begriff war, von der Tafel aufzustehen, sagte der Herzog zu den Offizieren, indem er auf das Verdeckte zeigte: „Hier, meine Herren, wird noch etwas für Sie sein!“ Als Keiner von ihnen den Deckel wegzunehmen wagte, that es Ferdinand selbst. Die Offiziere erstaunten, da sie in diesem geheimnißvollen Gericht eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe, Börsen und andere Kostbarkeiten fanden, von denen er sie nach Belieben zulangen nöthigte.

Eine außerordentliche Begebenheit ereignete sich in diesem Feldzuge. Ein halb zerstörtes Schloß, Friedewald, dem Landgrafen von Hessen-Cassel gehörig, und nahe dem Solinger Walde gelegen, war, nicht um die Fanzosen abzuhalten, sondern um die Straßen von Räubern zu reinigen, mit 60 hessischen Jägern besetzt worden, welche der Lieutenant Steigleder befehligte. Diese Besatzung, welche das Gerücht wahrscheinlich um ein Ansehnliches vergrößert hatte, anzugreifen, war des französischen Generals Stainville Plan; er setzte sich mit einem Corps von 1000 Mann Karabiniers, 3000 Mann leichter Kavallerie, wozu noch 4000 Grenadiere stießen, das 8 Kanonen und 2 Haubitzen mit sich führte, in Marsch. Mit diesen Truppen ging Stainville den 6. August in der Nacht auf Friedewald los, umringte Schloß und Dorf, und besetzte die umliegenden Berge; sodann geschah der Angriff auf drei Seiten zugleich. Die Jäger machten einen Ausfall und trieben die Franzosen zurück, die keinen neuen Versuch zum Sturm machten, sondern sich entfernt hielten, und das Schloß in Grund schießen wollten. Nun fing eine leichte Kanonade an, die den ganzen Tag dauerte. Die Jäger vertheidigten

sich so lange, bis Rauch und Flammen sie aus ihrer Burg trieben, denn schon waren zwei von ihren Pferden im Dampf erstickt. Die Franzosen wollten von keinem Pardon hören, und beschlossen alle niederzuhauen, welches jedoch verhindert wurde. Stainville glaubte, daß diese Jäger ein abgesandter Haufe von der Besatzung wären, und fragte nach den übrigen, aber wie erstaunte er, als er hörte, daß diese 60 Mann sich gegen 8000 Mann einen ganzen Tag in einem elenden Orte gehalten hatten.

Ferdinand, um die Franzosen aus ihrem festen Lager bei Kassel zu vertreiben, schnitt ihnen die Verbindung mit Frankfurt ab, woher sie ihren Unterhalt zogen; schlug den zwischen beiden Orten stehenden französischen General Rochambeau, der die Gemeinschaft verhinderte, nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Flucht, und erbeutete die ansehnlichen Magazine von Rothenburg. Ein neuer Sieg wurde den 23. Juli bei Lutternberg, zwischen Minden und Kassel, über das sächsische Corps des Prinzen Xaver erfochten, wobei 2000 Grenadiere und 500 Reiter der Sachsen in Gefangenschaft geriethen und 15 Kanonen erbeutet wurden. Der Prinz Friedrich von Braunschweig, Bruder des Erbprinzen, war auch so glücklich, die Feinde vom Kratzenberg zu vertreiben, und eine Menge Gefangene zu machen. Diese Unfälle setzten Soubise in solche Verlegenheit, daß er Göttingen und Minden räumte, sein Lager bei Kassel verließ, und näher an die Maingegend rückte, um sich mit der herbeigerufenen Armee des Prinzen Condé, der vom Niederrhein kam, zu vereinigen. Dies zu hindern, setzte sich der Erbprinz in Bewegung, und griff ihn am 1. September bei Johannisberg an. Anfänglich erklärte sich das Glück für die Verbündeten, allein die vortheilhafte Stellung der Feinde, ihre Uebermacht und eine gefährliche Wunde, die der Erbprinz im Unterleibe erhielt, entschied gegen sie, und nur die zu rechter Zeit durch den sich in der Nähe befindenden Herzog Ferdinand herbeigeführte

Hilfe verhinderte eine völlige Niederlage. Die Verbündeten verloren an diesem Tage 2400 Mann.

Die Vereinigung der französischen Heere kam nun zu Stande, und jetzt fingen sie wieder an, angriffsweise zu verfahren. Sie belagerten das Schloß Amoneburg an der Ohm. Eine Brücke über diesen Fluß, die als Hauptübergang durch eine Schanze gedeckt war, wurde anfangs nur mit 200 Mann von den Verbündeten vertheidigt, aber beide Heere schickten immerfort frische Truppen ab, um das Gefecht zu unterstützen, welches, sonderbar in seiner Art, unter einem immerwährenden heftigen Feuer 14 Stunden währte. Die Franzosen hatten hier 30 Kanonen von schwerem Kaliber aufgepflanzt, eben so viel die Verbündeten. Die ersten Vertheidiger der Schanze waren an diesem Tage die Hannoveraner, ihnen folgten die Engländer, sodann die Bergschotten; alle fochten mit ausgezeichneter Tapferkeit. Immer erschienen neue Regimenter, um die schon Ermatteten abzulösen, so daß die Hälfte der Infanterie von beiden Seiten nach und nach zu diesem Gefecht kam, wo Kanonen und Musketen in ihren Wirkungen wetteiferten. Wollten die Franzosen das bedrohte Kassel retten, so mußte der Uebergang, es mochte kosten was es wollte, erzwungen werden. Ferdinand blieb im Besitz der Brücke, und nur die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Auf beiden Seiten zählte man beinah 1000 Todte und Verwundete, die Hannoveraner allein verloren 321 Mann. Dies große Gefecht fand am 21. September statt. Man grub von beiden Seiten das Geschütz in die Erde, um nöthigenfalls am folgenden Tage dies schreckliche Spiel zu erneuern; allein es wurde nicht fortgesetzt. Da man jedoch mehr um Ehre, als um wesentliche Vortheile stritt, und die Franzosen, der Uebermacht wegen, es länger ausgehalten haben würden, so gab Ferdinand seine Stellung auf, und zog seine Truppen zurück. Am folgenden Tage ergab sich Amoneburg.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir der Bergschotten gedenken, welche unter den brittischen Truppen nach Deutschland kamen.

Im Jahre 1758 kamen zuerst 2000 Bergschotten mit den Engländern an; sie machten sich durch Muth und Thätigkeit dem Feinde bald kennbar. Die Bergschotten, die so viel Eigenthümliches in ihren Sitten haben, sind die Bewohner der schottischen Gebirge und der Hebridischen Inseln. Sie rühmen sich ihrer unvermischten Abkunft von den alten Caledoniern, die weder von den Römern, Dänen, Sachsen oder Normännern unterjocht, auch jetzt noch in einer mindern Abhängigkeit von der Regierung leben, als ihre nächsten Nachbaren. Ihre Sprache ist noch jetzt die alte Hersische, in welcher Ossian sang, und mit dieser Sprache hat sich auch größtentheils ihre Kleidung, ihre Lebensart und Sitten unverändert erhalten. Immer noch, wie ehemals, singt der Bergschotte in der bemoos'ten Hütte die Heldengeschichte seines Volkes, theilt noch jetzt an dem gastfreien Heerde gern sein Haferbrot mit jedem Fremden, hängt jetzt noch nach patriarchalischer Sitte an das Haupt seines Stammes, an seinen Lehnsherrn, den er mehr als den König von England ehrt. —

Da der Winter nahe und überhaupt am Frieden, welcher noch ungewiß war, gearbeitet wurde, so wünschte Ferdinand diesen Feldzug durch eine recht auffallende Handlung zu beschließen, und richtete daher seine Blicke auf Kassel. Die Eroberung dieser Stadt, womit die Befreiung des ganzen Landgrafenthums von den Feinden verbunden war, mußte ihm große Vortheile gewähren. Mit der Belagerung Kassels wurde der Prinz Friedrich von Braunschweig beauftragt, der sich schon in sehr jungen Jahren des seinem Hause eignen Heldengeistes würdig gezeigt hatte. An der Stelle des Grafen Broglio befehligte hier jetzt der General Diesbach, ein Deutscher. Schon seit zwei Monaten hatte man die Stadt berennt und

beschossen, allein erst am 16. Oktober öffnete man die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich lebhaft. Die 6700 Mann starke Besatzung machte manchen muthigen, aber fruchtlosen Ausfall. Man war hier auf keine lange Belagerung vorbereitet. Es fehlte an Allem. Auf Zufuhr war nicht zu rechnen, da Ferdinand alle Wege besetzt und sich so vortheilhaft aufgestellt hatte, daß es den Franzosen unmöglich war, den Belagerten Hülfe zu senden. Es mangelte ihnen in dieser rauhen Jahreszeit an Brennholz, auch wurde das Brunnenwasser abgeschnitten. Man vertheilte unter die Besatzung gleich anfangs Pferdefleisch, wovon man einen beträchtlichen Vorrath eingesalzen hatte; es wurde Haferbrot gebacken, und Stärke, Reis und Kürbisse mit zur Nahrung benutzt.

Am meisten fühlten die Einwohner diese Noth an Lebensmitteln; sie stieg bald zu der Höhe, daß man in der Stadt ein Pfund vom schlechtesten Kuhfleisch mit 2 Gulden bezahlte. Die Metze Rüben kostete einen Thaler und das Maaß Milch einen Gulden. Dieser überhand genommene Mangel zwang die französische Besatzung, sich am 1. Novbr. zu ergeben; sie erhielt einen ehrenvollen Abzug. Diese Belagerung, die von beiden Seiten viel Blut gekostet hatte, war das letzte Opfer, welches man dem Kriegsgotte brachte; denn zwei Tage nachher wurden die Einleitungspunkte zu dem Vertrage unterzeichnet, welcher dem Kriege zwischen Frankreich und England ein Ende machte.

Im Dezember entließ Ferdinand seine Truppen mit einer so rührenden Rede, daß sie allen Anwesenden Thränen entlockte. Er dankte ihnen für ihr Vertrauen, für ihren Gehorsam, und schloß mit der Versicherung: daß das Andenken, mit so wackeren Männern für sein Vaterland gestritten zu haben, nicht eher als mit dem Ende seiner Tage erlöschen werde. Mit dem Ruhme eines großen Feldherrn trat er vom Kriegsschauplatze ab. Alles war in Großbrittanien voll von seinem Lobe, und das brittische Par-

lament hielt es für eine heilige Pflicht Englands, ihn zu belohnen. Durch den Sprecher des Unterhauses, Mäster Cust, wurde dem Herzoge für die ausgezeichneten Dienste, die er auch jenem Staate geleistet hatte, ein sehr ehrenvolles Danksagungsschreiben überreicht, und ihm zugleich ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling ausgesetzt. Die englische Armee, die von 25,000 auf 16,000 Mann zusammengeschmolzen war, trat, nach dem ehrenvollsten Kampfe, ihren Rückmarsch nach ihrem Vaterlande, über Holland, wo bereitstehende Transportschiffe sie aufnahm, an.

Dieser Friede, ein Meisterstreich des französischen Ministers Choiseul, ist zugleich das schimpflichste Denkmal der schlechten Verwaltung des Lords Bute, des Urhebers desselben. Die Engländer, welche sich die Herrschaft aller Meere errungen, die französische Seemacht fast gänzlich aufgerieben, die blühende Handelsstadt Pondichery in Asien zerstört, alle Handelsplätze der Franzosen auf den afrikanischen Küsten, ganz Kanada und alle französischen Inseln in Amerika erobert, ihre Bundesgenossen, die Spanier, binnen einem Jahr außer Stand gesetzt hatten, den Krieg länger fortzuführen, welche den Handel der Franzosen beinahe vernichtet hatten, und deren Finanzen so geschwächt sahen, daß sowohl Ludwig **XV.**, als die Prinzen von Geblüt und der vornehmste Adel ihr Silbergeschirr in die Münze senden mußten, gaben in diesem Frieden alle Eroberungen, bis auf Kanada, zurück. Sie, — die in einem Traktat ausdrücklich versprochen hatten, nicht einmal einen Waffenstillstand, viel weniger einen Frieden ohne Einwilligung des Königs von Preußen zu schließen; — sie — die ihrem so treuen und kräftigen Bundesgenossen auf die leichteste Art eine glänzende Entschädigung hätten ausmitteln können, — unterzeichneten einen Friedensschluß, nach welchem die Franzosen zwar die Provinzen aller andern Alliirten räumen und an die rechtmäßigen Fürsten zu-

rückgeben mußten, die preußischen, von ihnen besetzten, aber blos räumen sollten, ohne daß Lord Bute dabei vermerkt hätte, daß sie an Friedrich zurückgegeben werden sollten. — Dies treulose, traktatwidrige Verfahren, gegen welches alle Protestationen seiner Seits vergeblich waren, machte auf ihn den tiefsten Eindruck, und erzeugte bei ihm eine Abneigung gegen die englische Nation, die er auf mannichfache Art äußerte und die auch nicht eher als mit seinem Tode erlosch.

Das Unglück hatte die Franzosen zu Wasser und zu Lande verfolgt. Voltaire sagt: „Frankreich war durch seine Verbindung mit Oesterreich in 6 Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von 200 Jahren.“

Der preußische Gesandte in London erklärte sich laut gegen diesen Frieden, in so weit er seinen Herrn betraf; allein, umsonst! Am 10. Februar 1763 wurde er genehmigt. Kein Fürst irgend eines andern Staats wurde wohl mehr von den Britten vergöttert, als Friedrich. Die größten Redner des Parlaments wurden nicht müde, ihn und seine Thaten bis in den Himmel zu erheben; englische Dichter besangen seine Siege, und der Pöbel verbrannte die Bildnisse seiner Feinde auf öffentlichen Plätzen. Diese National-Stimmung eines freien und gebildeten Volkes war jedoch nicht vermögend, ihn mit dem mehr als unklugen Verfahren des Kabinets zu St. James auszusöhnen.

Der König, Friedrich, benutzte indessen den geschlossenen Waffenstillstand, der sich jedoch nur auf Sachsen und Schlesien, und überhaupt blos auf die preußischen und österreichischen Provinzen erstreckte, um ein Corps von 10,000 Mann ins Reich zu schicken, und Schrecken und Furcht zu verbreiten. Dadurch beabsichtigte er die feindlichen Reichsstände mit Gewalt zur Theilnahmlosigkeit zu zwingen. Der General Kleist erhielt den Auftrag, welchen er auch mit so viel Klugheit als Geschwindigkeit aus-

führte. Er erschien in Franken, das fast ganz wider den König verbündet war. Bamberg, Nürnberg und andere wichtige Städte wurden eingenommen. In ersterer Stadt wurde die Contribution auf eine Million Thaler festgesetzt. Letztere Reichsstadt stellte ein sonderbares Bild dar. — Der Sprache und den Sitten nach deutsch, in der Staatsverfassung und in der Gesetzgebung den Venetianern nachahmend, die Regierung von gewissen Familien ausschlußweise verwaltet; geringe Freiheit des Bürgers; Seltenheit weiser Gesetze zur Beförderung des Erwerbfleißes, und hohe Begriffe von ihrer Wichtigkeit.

Der Magistrat von Nürnberg ließ dem preußischen Feldherrn Kleist die Thore öffnen, nachdem er ihm vorher eine Verhandlung im krassen Reichsstyl jener Zeit zugesandt, und die Abgesandten ihre Freiheiten **in Saecularibus et Ecclesiasticis, in Civilibus et Militaribus** umständlich auseinander gesetzt hatten. Diese Sprache war für einen preußischen General und Anführer der Husaren neu; er versprach auf alles treulich zu antworten, wenn er erst in der Stadt sein würde. Seine Antwort blieb auch nicht lange aus, aber sie lautete in einem andern Styl, nämlich: in einer Contribution von 1,500,000 Reichsthaler und der Ausräumung des Zeughauses.

Während dieser Unterhandlung schwärmten Kleist's Husaren im ganzen Reiche umher, erpreßten Steuern und verbreiteten Schrecken bis an die Donau, wo sie diejenigen befreiten, welche die Reichstruppen aus den preußischen Ländern als Geißeln fortgeschleppt hatten. In den südlichen Reichsländern kannte man die Preußen nur dem Namen nach, hinter Mauern und Wällen verlachte man gewöhnlich kleine Abtheilungen leichter Kavallerie. Jetzt aber kamen Kleist's Husaren, stiegen von den Pferden und bestürmten die Städte. Solches war den Einwohnern noch nie vorgekommen, und jetzt glaubten sie: den verwegenen Preußen sei alles möglich, und kein Hinderniß zu groß.

Auf eben diese Weise wurde die freie Reichsstadt Windsheim genommen. Rotenburg an der Tauber öffnete 25 preußischen Husaren, die schon mit einem Sturm gedroht hatten, die Thore; die bewaffneten Bürger verließen die Wälle und — zahlten 100,000 Reichsthaler Contribution.

Da die Husaren auf allen Seiten feindliche, doch nur schlecht besetzte Provinzen vor sich sahen, streiften sie immer weiter und weiter, und kamen bis eine Meile von Regensburg. Hier geriethen die Reichstagsgesandten in eine solche Bestürzung, daß Viele Anstalt machten, sich zu retten, da sie den Zorn des Königs von Preußen fürchteten. Die Donau-Schiffe wurden beladen, der Reichstag schien zu Ende zu sein. In dieser Verlegenheit, wo Selbsterhaltung die Losung war, wurden alle staatsklugen Grundsätze und Entwürfe, kurz, alle andern Betrachtungen aus den Augen gesetzt. Der von der Mehrzahl so sehr angefeindete, und seit 7 Jahren mit der größten Erbitterung verfolgte preußische Botschafter Plotho wurde nun demüthig um Schutz, und durch eine besondere Deputation um Schonung und um die Wiedergewährung der Gnade des Königs angefleht, welches ihnen dieser, von seinem Monarchen mit großen Vollmachten versehene Herr bewilligte. Der Magistrat von Regensburg schickte ebenfalls eine Gesandtschaft an ihn und bat um Schutz vor den preußischen Husaren, welchen er ihn verhieß und worauf Letztere sich in der Nähe von Regensburg nicht mehr blicken ließen.

Die kaiserlichen Generale, durch den Waffenstillstand sich gebunden glaubend, blieben anfänglich bei allen diesen Unternehmungen unthätig, bis sie endlich von Wien aus Befehle zur Gegenwehr erhielten, aus Böhmen aufbrachen, und in angestrengten Tagemärschen sich mit den Reichstruppen, unter dem Prinzen von Stollberg, vereinigten, um den General Kleist einzuschließen. Dieses Executionsheer rückte auch wirklich in Franken ein, und der Prinz Xaver näherte sich mit einem ansehnlichen Corps Sachsen von

Würzburg her. Kleist, zu schwach, um es mit diesem Heere aufzunehmen, zog sich bedächtig zurück, und kam, mit vielen Geißeln, großen Geldsummen und 12 ganz neu gegossenen Kanonen, glücklich nach Sachsen zum König.

Die bestürzten Reichsfürsten verloren jetzt alle Lust, den Krieg gegen Friedrich fortzusetzen; auch wurden sie mit Erstaunen gewahr, daß die Franzosen in Bereitschaft standen über den Rhein zurückzugehen, und daß Preußen gegen Oesterreich ein entschiedenes Uebergewicht errungen hatte, daher — ihre große Abneigung zur Fortsetzung des Krieges.

Den stärksten Beweis, wie sehnlich man sich von aller Theilnahme loszusagen wünschte, gab der Kurfürst von Baiern. Seine Truppen besetzten die Pässe an der Donau und verweigerten den Oesterreichern den Durchmarsch; auch waren die Baiern und die Pfälzer die Ersten, die sich vom Reichsheere trennten, und ohne auf die Widersetzung der Reichsfeldherrn zu achten, in der Mitte Januars, ihren Rückmarsch nach der Heimath antraten. Die Kurfürsten von Baiern und Mainz baten um Frieden; die Bischöfe von Bamberg und Würzburg thaten ein Gleiches; der Herzog von Meklenburg hatte schon im Dezember einen Separatfrieden mit Preußen geschlossen, und den Rest einer Contribution, 120,000 Reichsthaler, gezahlt; — der König von Dänemark hatte sie ihm vorschußweise gegeben.

Während dessen rüstete sich Friedrich mit aller Macht, um den neuen Feldzug nachdrücklich zu eröffnen und entscheidend zu machen. Hierzu wurden alle Maaßregeln genommen und jede Hilfsquelle benutzt. Auch das bereits so häufig stark mitgenommene Leipzig wurde nicht vergessen. Der König forderte abermals von der Stadt 400,000 Dukaten. Man wandte sich wieder an den alten Vermittler Gotzkowsky, und bat dringend um seinen Beistand, den die Einwohner jedoch kaum mehr erwarten konnten; denn

die Gefühle des Dankes waren bei ihnen nach und nach erkaltet, und zwar in dem Grade, als die Gefahr vorüber war und zur Zahlung der Schuld Anstalten gemacht werden mußten. In Leipzig verwünschte man den edlen Mann. Es hieß: die Einkerkerung und alle andere Greuel würden doch ein Ende genommen haben, wenn man nur ausgehalten hätte; nur der Vermittler habe das Unglück der Einwohner aufs Höchste gebracht, und sie zu Bettlern gemacht. Diese, mit Schmähungen, ja selbst mit unwürdigen Handlungen verbundenen Aeußerungen waren dort allgemein. Sie kränkten Gotzkowsky, der sich damals in Hamburg aufhielt, so tief, daß er es ausschlug, sich dem ihm von neuem angesonnenen Geschäfte des Vermittelns zu unterziehn, zumal man die früheren Zahlungen nicht zu rechter Zeit geleistet, er aber die seinigen an die königlichen Kassen abgeführt hatte. Der Magistrat von Leipzig ließ jedoch mit Bitten nicht nach, die der Syndikus Koch durch Stafetten an Gotzkowsky sandte, der in seiner Gutherzigkeit alles Vorgefallene verzieh, und zu Friedrich eilte. Auf seine Vorstellungen, auf sein Flehen verminderte der König die neue Forderung bis auf 100,000 Dukaten und 700,000 Reichsthaler in gangbaren Silbermünzen, wofür, wie gewöhnlich, Gotzkowsky seine eigenen Wechsel hergab. Außer dieser Contribution war der Leipziger Kreis noch verpflichtet, über 2 Millionen Reichsthaler baares Geld, und mehr als einige tausend Wispel Getreide zu liefern. Man drohte mit Plünderung, und wirklich wurde in einigen Dörfern angefangen, diese Drohung zu vollziehen. Es war an einem Sonntage, als der Lärm losbrach. Alle Landleute stürzten nach der Stadt; ihr Wehklagen und Jammern war erschütternd, es ertönte in allen Häusern, auf allen Straßen. Gotzkowsky wußte sich auch hier ins Mittel zu schlagen, zog Erkundigungen von dem was im äußersten Falle geleistet werden konnte, ein, und begab sich dann wieder ins Hauptquartier, — welches für diesen

Winter in Leipzig war, — zum König. In wenigen Stunden war auch diese Angelegenheit geordnet, nur 400,000 Reichsthaler und tausend Wispel Getreide sollten geliefert werden, wofür Gotzkowsky ebenfalls Bürge sein mußte. Die Gebirgsstädte Sachsens befanden sich wegen einiger großen Schulden-Reste in schrecklicher Verlegenheit, sie wandten sich flehend ebenfalls an diesen, man kann wohl sagen übergütigen Mann, der auch sogleich bereitwillig erklärte, ihre Schuldenlast auf sich zu nehmen. Dem Gotzkowsky allein war es also abermals zu verdanken, daß die so nahe als dringende Gefahr preußischer Militär-Execution abgewendet worden war.

Mit der oben erzählten glänzenden Unternehmung der Preußen im Reiche wurde der Krieg beschlossen; auch Maria Theresia wünschte sehnlichst das Ende desselben. Die Hoffnung, Schlesien je zu erobern, war schon nach dem Abgang ihrer mächtigsten Bundesgenossen, Rußlands, Schwedens und Frankreichs, gänzlich verschwunden, und auf die mitverbündeten Reichsstände nur wenig noch bauend, zeigte sie keine Lust mehr, einen Krieg länger fortzusetzen, der sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht zu dem Ziele führen würde, das sie unter so kräftigem Beistande nicht einmal hatte erreichen können. Der Krieg wurde nun nur noch Ehren halber fortgeführt. Auch erwog sie die Kränklichkeit ihres Gemahls, und die Nothwendigkeit, ihrem Sohne Joseph sobald als möglich die römische Königswürde zu verschaffen; vor allen Dingen aber den ungeheuren Anwuchs der Staatsschulden, die durch diesen kostspieligen Krieg sich bereits um 100 Millionen vermehrt hatten. Dennoch hatte das Wiener Kabinet in Absicht, die von den Franzosen bisher inne gehabten Länder des Königs von Preußen in Besitz zu nehmen. Die Franzosen, laut den durch die Treulosigkeit der englischen Minister schlau gestellten Worten des Friedens-Abschluß-Entwurfes zu keiner Rückgabe, sondern nur zu einer bloßen Räumung der preußischen Län-

der verbunden, zeigten sich nicht abgeneigt, sie den Oesterreichern zu übergeben. Sie verzögerten daher den Abzug so lange, bis sich ein österreichisches Kriegsheer bei Rüremond versammelt hatte.

Friedrich traf sogleich wirksame Gegenanstalten. Ihm fehlte es jetzt nicht mehr an Soldaten, weil er die früher beim Bundesheere stehenden leichten Truppen der Hessen und Braunschweiger, die jetzt unbeschäftigt waren, in Sold genommen hatte; selbige waren auch sogleich bereit, nach Westphalen zu marschiren. Hierdurch wurde der Entwurf der Oesterreicher vereitelt, indem die Franzosen sie mit den Waffen nicht unterstützen wollten. Die preußischen Truppen nahmen daher schon im Dezember 1762 von all' jenen Ländern ihres Königs wiederum Besitz.

Friedrichs Plan war jetzt, den Feldzug, mit 200,000 Mann, in Sachsen, in Schlesien und am Rhein zugleich zu eröffnen; 25,000 Mann waren aber bestimmt, selbst durch gewaltsame Mittel, in den noch gegen ihn bewaffneten Reichsständen die Liebe zum Frieden zu erwecken. Für die Preußen hatte ein Feldzug im Innern des Reiches etwas sehr anziehendes, sowohl wegen der leichten Eroberungen, als auch wegen des zu erwartenden Ueberflusses und wegen der Beute. Werblinge strömten haufenweise zu den preußischen Fahnen, und die Bespannungspferde wurden in der größten Geschwindigkeit aus Dänemark, Rußland und Polen herbeigeschafft. Die Lust zur Fortsetzung des Krieges wurde im Kabinet Maria Theresia's immer schwächer, denn, nach sieben schrecklichen Feldzügen, ohne Bundesgenossen und ohne Subsidiengelder, erschien ihr Friedrich jetzt, da er alle seine Staaten, und unter ihnen das Königreich Preußen, die westphälischen, und selbst seine so lange entbehrten Provinzen wieder besaß, furchtbarer und mächtiger als jemals. Schon fürchtete man den König mit seinem von allen Seiten zusammengezogenen Heere in Böhmen zu sehen. Dagegen stand die Kaiserin mit ihrer

Kriegesmacht ganz allein auf dem Kampfplatze, denn auf die Reichsstände, ihre eifrigsten Anhänger, konnte sie jetzt gar nicht mehr rechnen, da diese, geschreckt durch die Einfälle der Preußen und des Krieges müde, nach und nach alle ihre Truppen abriefen. In Oesterreich war zwar der Geldmangel nicht so allgemein als in Frankreich, allein die Finanzen waren doch zerrüttet, und die Schatzkammer, schon zu Anfang des Krieges nicht bedeutend gefüllt, war trotz aller Anleihen, Auflagen und staatsklugen Maaßnahmen leer. Dahingegen zeigte sich bei Friedrich kein Mangel; an Anleihen im Auslande oder im Innern wurde nicht gedacht, und was besonders merkwürdig ist, kein einziger seiner Unterthanen wurde mit irgend einer Kriegessteuer, oder einer neuen Auflage beschwert.

Jetzt beugte sich das stolze Herz Maria Theresia's unter der eisernen Nothwendigkeit, und sie hielt es nicht mehr für unwürdig, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun. Wie aus eigener Bewegung, mußte der Kurprinz von Sachsen, Friedrich Christian Leopold, in diesem Sinne bei dem König anfragen. Friedrich befand sich noch in Meißen, als der sächsische Geheimerath Fritsch ihm ein Schreiben jenes Kurprinzen überreichte, und weit entfernt, sich einem solchen Gesuche abgeneigt zu zeigen, erklärte er, daß er mit Vergnügen die Vorschläge der Kaiserin anhören und jede Bedingung eingehen werde, die zu einem billigen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden führen könne. Hierauf bestimmte man das Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Meißen und Wurzen, zum Kongreßorte. Nur ein paar Wochen waren zu dieser so wichtigen Verhandlung erforderlich, weil man es jetzt ernstlich meinte, und daher die zweckmäßigsten Maaßregeln ergriff, sie abzukürzen. Die zur Berathung der Friedensverhandlungen gewählten Räthe waren keine Staatsminister und außerordentliche Botschafter, die sich gewöhnlich mehr durch Pracht, Gastmähler und Förmlichkeiten, als durch Arbeit auszeichnen, — sondern drei

wegen ihrer Klugheit und Thätigkeit bekannte Männer, die mehr mit Verdiensten als mit Titeln prangten. Schon im Dezember fanden sich diese 3 Bevollmächtigten daselbst ein. Es waren: der preußische Legationsrath, nachheriger Staatsminister Herzberg, der kaiserliche Hofrath Kollenbach und der sächsische Geheimrath Fritsch. Noch am letzten Tage des Jahres 1762 wurden die Konferenzen eröffnet, und da diese drei Männer die ausgezeichnetste Geschäftskenntniß besaßen, auch Einer wie der Andere beseelt für das allgemeine Beste waren, von aller fremden Einmischung ungestört, mit Eifer, Liebe und Ernst an dem Friedensabschluß arbeiteten, so kam er auch bald zu Stande. Mit besonderer Vollmacht versehen, entwarfen sie die Friedensartikel, deren Inhalt vorzüglich die Räumung der im Kriege eroberten und besetzten Länder und aller in ihnen gelegenen Oerter betraf; wobei von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht geleistet wurde. Dies war die von Friedrich vorgeschlagene Grundlage. Zwar verlangte Oesterreich anfänglich die Abtretung der Grafschaft Glatz; aber Friedrichs bestimmte Erkärung, daß die Räumung aller eroberten Länder und Verzichtleistung auf alle Entschädigung der Grundstein des Friedens sein müsse, drang durch, und am 15. Februar 1763 kam nach siebenjährigem blutigen Kriege, dieser von ganz Deutschland sehnlichst gewünschte Frieden zu Stande. Die Oesterreicher gaben die Grafschaft Glatz zurück, und ließen an den Festungswerken Alles so wie es war, und dies mit der von Kollenbach gegebenen, von Großmuth zeigenden Erklärung: daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedächte. Dagegen befahl der König, da die Räumung der Festung wegen Mangel an Pferden an einem bestimmten Tage nicht geschehen konnte, die Oesterreicher damit nicht zu übereilen. Sie übergaben an die Preußen alle zur Festung gehörigen Geschütze, nebst 2641 Centner Pulver, auch ließen sie, um den kostspieligen Transport zu ersparen, von ihrem eigenen Kriegsvorrath 9219 Bomben

und Granaten, wie auch 52,803 Kanonenkugeln zurück. Ein freiwilliges und gewiß sehr sonderbares Geschenk! — Alles kam nach dem Frieden wieder in dieselbe Lage und Gestalt, wie es beim Anfange des Krieges gewesen war. Maria Theresia entsagte für sich und ihre Nachfolger allen Ansprüchen auf Schlesien; beide Theile räumten drei Wochen nachher Sachsen, und die österreichischen Truppen Schlesien, auch gaben sie gegenseitig ihre Kriegsgefangenen unentgeldlich zurück. Friedrich gab der Kaiserin auch zur Wahl ihres ältesten Sohnes, des Erzherzogs Joseph, zum römischen König, seine Einwilligung, und verpflichtete sich, gegen die Nachfolge Oesterreichs im Herzogthum Modena nichts einzuwenden.

Das ganze deutsche Reich wurde in diesen Frieden mit eingeschlossen, und der westphälische Frieden nebst den übrigen Reichsconstitutionen bestätigt. Mit Sachsen wurde der Dresdener Frieden erneuert, doch mit der Ausnahme, daß die Stadt Fürstenberg Sachsen verbleiben, der Oderzoll aber, nebst dem Dorfe Schidlow, an Preußen abgetreten, und also die Oder in der Lausitz als Grenze zwisch n beiden Staaten betrachtet werden sollte.

Sachsen wurde jetzt von den Preußen geräumt, aber zuvor noch alle rückständigen Kriegs-Contributionen eingetrieben. Hierbei mußten freilich strenge Maaßregeln ergriffen werden, denn die Sachsen hielten, des ihnen bekannt gewordenen Friedensschlusses wegen, Lieferungen und Zahlungen zurück. Durch die angewendeten Zwangsmaaßregeln wurde der Zweck zum Theil erreicht, und große Summen, die zu zahlen man gar nicht in Absicht hatte, zusammen gebracht.

Friedrich beschloß seine Operationen in Sachsen mit einem besonderen Befehl. Da er den Verlust an Menschen in seinen Staaten ersetzen wollte, so befahl er, daß sich die Soldaten verheirathen sollten; doch die Befehlshaber, einen Troß Weiber und die durch sie entstehenden Unordnungen

fürch-

fürchtend, munterten eben nicht zur Befolgung dieser Anordnung des Königs auf. Dieser verlangte jedoch die Vorlegung der Listen der Neuverheiratheten. Nun wurde bei allen Truppentheilen — man geräth in Versuchung zu sagen: das Kommando — zum Heirathen gegeben, und — auch gewiß gern — beeilten sich die Soldaten, Bräute zu finden, und sie zum Altar zu führen. Eigenes Sehnen und ihres Königs Wille waren Ursach ihrer Hast, aus der dann die berechnete Wirkung erfolgte.

So endigte sich dieser, sowohl durch seine Ausbreitung zu Wasser und zu Lande, als durch die größten Meisterstücke der Kriegskunst und die erhabensten Thaten des Heldenmuths und der Vaterlandsliebe fast beispiellose Krieg, welchen Friedrich mit der größten und mächtigsten Hälfte Europas bestanden hatte, und aus dem er, mit Siegesruhm gekrönt, rückkehrte; ein Krieg, der nach siebenjährigem Blutvergießen keine weitere Veränderungen bewirkt hatte, als daß durch ihn die vorzüglichsten deutschen Länder und Provinzen verödet worden waren, hunderttausende von Menschen ihr Leben dahin gegeben hatten, andere, und man kann sagen: Millionen, mehr als das Leben, tiefstes Elend ertragen mußten, und worin 6 große Mächte dem König von Preußen auch nicht einen Fuß breit Landes entreißen konnten. — Ganz Hinter-Pommern und ein Theil von Brandenburg waren zu Einöden geworden. Auch andere Länder befanden sich in keinem viel besseren Zustande; es fehlte überall an Menschen, vorzüglich an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinter dem Pflug, auch verrichteten sie die übrigen schweren Landarbeiten. So z. B. schrieb ein preußischer Offizier, daß er er in 7 Dörfern in Hessen, welche er durchritten sei, nur einen einzigen Menschen fand, und dies war ein Prediger, der sich Bohnen kochte.

Die Preußen hatten in diesem Kriege, ohne die zahlreichen Treffen und großen Gefechte zu rechnen, in 16

Schlachten gekämpft, und, Maren und Landshut mitgerechnet, 8 Hauptniederlagen erlitten. Von ihnen und ihren Feinden wurden 20 Belagerungen unternommen. Man berechnete den Verlust zu 190,000 Soldaten und außerdem auf 33,000 Einwohner, die durch feindliche Mißhandlungen und Mangel an Lebensmitteln ihr Leben eingebüßt hatten. Die Oesterreicher gaben ihren Verlust zu 140,000, die Franzosen zu 200,000, die Engländer und deren Alliirte zu 160,000, die Schweden zu 25,000, die Reichsarmee zu 28,000 Menschen an. Den Russen soll dieser fast bis zur Vernichtung geführte Kampf über 120,000 Mann gekostet haben. Friedrichs Kriegskosten betrugen 125 Millionen Reichsthaler, die er, ohne Schulden zu machen, aus den gewöhnlichen Einkünften seiner Staaten, und aus Sachsen, aus Mecklenburg und andern feindlichen Ländern, so wie aus England bezog. Maria Theresia's Kriegskosten überstiegen alle Einkünfte ihrer großen Monarchie so sehr, daß der Staat sich mit 100 Millionen Reichsthaler neuer Schulden belastet sah. Am meisten aber hatte Frankreich gelitten, denn dieser Krieg kostete der Nation 677 Millionen Livres, und dies zu einer Zeit, wo die jährlichen Staats-Einkünfte nur 307 Millionen gleichen Geldes betrugen, so daß also der ganze Ertrag dieses großen Königreichs, von mehr als zwei Jahren, einem für fremden Nutzen geführten Kriege aufgeopfert worden war. Das bedauernswerthe Sachsen schätzte seinen Verlust an Geld und Produkte aller Art auf 70 Millionen Reichsthaler. Alle Staaten, die an dem Kriege Theil genommen, der Preußische allein ausgenommen, hatten also ihre, durch Auflagen und Steuern bereits schwer gedrückten Länder mit ungeheuren Schulden belastet, und dies dürfte selbst dann noch gefühlt werden, wenn die Thränen der Enkel längst abgetrocknet und die Namen der Helden, die so rühmlich kämpften, vergessen sein werden. Das Ziel der Feinde Friedrichs war gänzlich verfehlt. Er, dessen Untergang in den Augen

eines Jeden unvermeidlich schien, der selbst mitten unter seinen Siegen an seiner Rettung verzweifelte, machte jetzt Friede, ohne von allen seinen Staaten auch nur ein Dorf verloren zu haben.

Es ist Friede, und: Friedrich lebt! Diese Gedanken erfüllten das Herz jedes Preußen mit neuem Muthe, mit neuen Hoffnungen. Innigst geliebter und dem Herzen theurer als Er ist wohl nie ein König seinem Volke gewesen. Sein Muth, sich gegen einen halben Welttheil zu vertheidigen, die Gefahren, denen er so wunderbar entronnen, die Heiterkeit, die er auch in den trübsten Stunden gezeigt, und sein treuherziges, unbefangenes Wesen gegen Jedermann, hatten ihm alle Herzen gewonnen. Auch die, die als Krüppel nach Hause kamen, bereuten es dennoch nicht, ihm gefolgt zu sein, und erzählten mit Thränen des Entzückens von den vollbrachten Thaten, von dem Frohsinn, der allgemein in den Lagern geherrscht, und wie der alte Fritz mit ihnen gescherzt oder ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Ziethen, der kühne Seydlitz, Kleist, Werner, Belling und hundert andere so hohe als niedere Offiziere für spaßhafte Streiche ausgesonnen. Selbst die Schreckensnächte von Kollin, Hochkirch, Kunersdorf erfreuten, jetzt überstanden, zehnfach in der Erinnerung. Und was den Ruhm dieses Krieges erhöhete, war, daß er nicht aus Eigennutz eröffnet, auch nicht in gewinnsüchtiger Absicht beschlossen, sondern blos zur Rettung der Nationalehre geführt worden war. Wo der Unterthan einen so edlen Zweck seines Herrn und Gebieters erkennt, kämpft er mit ganzer Kraft und ganzem Willen,. und giebt freudig sein Gut und Blut dahin. So war die Gesinnung der Preußen für Friedrich. Was auch Jeder gelitten hatte, es war doch alles vergessen, denn Er war ja gerettet, Er war ja erhalten worden. Noch überall findet man sein Bildniß, und wer ihn unter den Lebenden noch gesehen, schätzt sich glücklich, seinen Enkeln von ihm erzählen zu können.

So der Stolz und die Liebe seines Volkes, erzeugte und belebte er in diesem, eben durch den so glorreich beendigten Krieg, jenes Gefühl eigenen Werthes, in welchem die Preußen nun, auch nach rühmlich niedergelegten Waffen, für jeden andern Nationalruhm empfänglich wurden. Ganz Europa nennt seitdem mit Achtung Preußens Namen und die ansehnlichen Vortheile und Vergrößerungen, welche dieser Staat selbst nach Friedrichs Tode mit leichter Mühe erhalten hat, verdankt er vor Allem jenem gefürchteten, durch Friedrichs Thaten errungenen Namen.

Nach geschlossenen Frieden begab sich der König zuerst nach Schlesien; seine Ankunft in Berlin war auf den 30. März bestimmt. Die hocherfreuten Einwohner der Residenz waren in der lebhaftesten und eifrigsten Bewegung, ihren sieggekrönten Monarchen nach siebenjähriger Abwesenheit auf eine würdige Weise empfangen zu können. Er aber, der solche Empfangsfeierlichkeiten nicht liebte, sich derselben auch ausdrücklich verbeten hatte, entzog sich auf einem Umwege durch die Vorstädte, allen, ihm mit so vieler Liebe und Sorgfalt zubereiteten Freudensbezeugungen, und traf erst spät am Abend auf dem Schlosse ein. Doch munterte er die niedergeschlagenen Berliner wieder dadurch auf, daß er die kostbaren und prachtvollen Erleuchtungen, die fast in allen Straßen veranstaltet waren, selbst besah, und daß er bald darauf eine glänzende und würdevolle Friedensfeier begehen ließ.

Als nun die Waffen ruhten, erwarteten Friedrichs Unterthanen sehnsuchtsvoll von seiner Vaterhand die Heilung der durch den Krieg ihnen geschlagenen Wunden. Seine Schöpfungen während des Friedens wollen wir in einem neuen Kapitel betrachten.

Funfzehntes Kapitel.

Friedrich als Landesvater. Finanzen, Bevölkerung und Fortschritte des Gewerbfleißes in Preußen.

1763—1786.

Während 7 Jahre hatte Friedrich als Held die ganze Aufmerksamkeit von Europa erregt; allein in eben demselben Grade erwarb er sich auch nach Beendigung dieses blutigen Krieges allgemeine Bewunderung durch ein rastloses Bemühen, die Spuren desselben in allen seinen Provinzen zu vertilgen, und seinen in Elend und Armuth versunkenen Unterthanen wieder aufzuhelfen. Nicht allein landesväterliches Mitleid bestimmte ihn, zu diesem Zwecke seine äußersten Kräfte anzuwenden, er suchte selbst einen Stolz darin, von allen Monarchen, die an dem langen verheerenden Kriege Theil genommen, derjenige zu sein, der die meisten Kräfte übrig behalten habe und nun bereit sei, Alles für die Wiederaufrichtung seines Volkes herzugeben. Er ließ sogleich das schon zum nächsten Feldzuge angekaufte Korn als Saatkorn unter die Landleute austheilen, und die für die Artillerie und das Gepäck bestimmten Pferde denselben zum Anbau des Ackers wiedergeben. Zum Aufbau der Häuser, welche durch die Wuth der Feinde eingeäschert worden waren, schenkte er theils große Summen, theils schoß er auch solche aus seinem Privatschatze gegen geringe Interessen vor. In Schlesien wurden die Abgaben auf 6 Monate, in Pommern und in der Neumark auf 2 Jahre erlassen. Eine baare Geldsumme von 2,339,000 Thalern half den Provinzen wieder auf, und tilgte die Schulden, die sie hatten machen müssen, um die von den Feinden eingetriebenen Kriegscontributionen zu bezahlen. Gewissenhaft mußten die Landräthe und ein jeder Magistrat diejenigen Hausväter und Fabrikherren angeben, die der Unterstützung am meisten be-

dürftig waren, und alle Ueberschüsse aus den königlichen Kassen wurden zu diesem wohlthätigen Zwecke angewiesen und verwendet. Nach einer genauen Berechnung des Staatsministers Herzberg beträgt die Summe aller baaren Schenkungen, die der König von 1763 bis 1786 unter die betreffenden Unterthanen seiner sämmtlichen Provinzen vertheilt hat, 24,399,838 Reichsthaler. Was aber diesen Geschenken den höchsten Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie nicht aus dem Schatze, sondern nur einzig und allein von den Privatersparnissen des Königs genommen wurden. Viele Familienväter und Fabrikherren, welche durch die ungeheuren Kriegssteuern der Feinde in Schulden gerathen waren, befreite er gänzlich von den Abgaben, indem er die Bezahlung derselben auf seine Kassen anwies. Friedrich selbst bereisete gleich nach dem Frieden, in Begleitung des Kronprinzen, mehrere Provinzen, und untersuchte, sich durch den Augenschein überführend, wie der durch den Krieg verursachte Schaden am besten und leichtesten ersetzt werden könnte. — Unter allen Dingen in Friedrichs Geschichte, welche die Verehrer dieses Fürsten berechtigen, ihn den Großen, ja auch den Einzigen zu nennen, hebt sich vorzüglich die beispiellose Achtung hervor, die er selber für das Interesse des Staates empfand. Dieselbe ging so weit, daß er die öffentlichen Gelder selbst nicht einmal um Wohlthaten willen angreifen wollte, während andere Monarchen dieselben an morgenländischen Prunk, oder an Maitressen und Günstlinge zu verschwenden kein Bedenken trugen. In Ansehung seines Schatzes pflegte er oft zu sagen: „der Staat ist reich, ich aber bin arm," und in seinem Testament schrieb er: „Mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate." In diesem seinem letzten Willen bemerkte er auch ausdrücklich, daß er die Vermächtnisse nicht aus dem Schatze, sondern von seinen Ersparnissen nehme. Und wie eingeschränkt in seiner Art mußte der Mann nicht leben, der von den 1,200,000 Thalern, die er sich jährlich ausgesetzt

hatte, nie über 222,000 Thalern zu seinen Privatbedürfnissen gebrauchte.

Durch den Justizminister für Schlesien, von Carmer, ließ Friedrich ein Landschaftssystem entwerfen, um dem dortigen Adel, dessen Finanzen durch den siebenjährigen Krieg sehr zerrüttet worden waren, wieder aufzuhelfen. Durch diese Einrichtung konnte jener, ohne hohe Interessen zu zahlen, ein Kapital geliehen erhalten. Hiernach wurde das auch jetzt noch bestehende landschaftliche Kreditsystem in Pommern, Preußen und Schlesien errichtet, nach welchem jeder Edelmann auf sein Gut eine bestimmte Summe, gegen Pfandbriefe unter Garantie der Stände seines Kreises, aufnehmen kann. In Kurzem waren daher die Fluren wieder mit Saaten, üppig grünend, bedeckt; fette Heerden weideten auf kleereichen Wiesen; und Handel und Gewerbe hoben sich allmählig wieder empor.

Um aber auch gegen jeden Ueberfall eines hinterlistigen, oder eines schlecht versöhnten Feindes gedeckt zu sein, und sich ganz der Sorge für das Emporkommen und Blühen seines Staates überlassen zu können, suchte er seine Kriegsmacht wieder herzustellen und sie so furchtbar als nur möglich zu machen. Wie ein vorsichtiger Krieger, schärfte er erst sein Schwerdt, ehe er es aus der Hand legte. Am Ende des Krieges bestand das preußische Heer größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern und ganz jungen Landeskindern. Letztere wurden in der Mehrzahl ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben, dagegen fanden sich dienstlose Männer aus dem Auslande in Menge ein, welche gern unter den siegreichen preußischen Fahnen dienen wollten. Bei mehreren Infanterie-Regimentern waren kaum noch 100 Mann zu finden, welche den Krieg von Anfang an mitgemacht hatten. Die nunmehrigen neuen Truppen mußten ganz besonders wieder geübt werden. Das Exerzieren und Manövriren wurde mit einem Ernst betrieben, als gelte es abermals Krieg zu führen, wobei die Mannszucht

bis zu einer fürchterlichen Strenge geschärft wurde, und in der Wiederherstellung des unbrauchbar gewordenen Feldgeräths verfuhr man mit einer solchen Thätigkeit, als ob es noch in demselben Jahre gebraucht werden sollte. Die königlichen Pulvermühlen verfertigten jährlich 6000 Centner Pulver, in den Eisenhütten wurden Kugeln, Granaten und Bomben gegossen; die Stellmacher mußten Lafetten und neue Wagen bauen, und die Stückgießer 868 unbrauchbar gewordene Kanonen umgießen. Die Artillerie wurde ansehnlich vermehrt, und neue Kasernen erbaut. Alle Festungen wurden in ihren Werken verbessert und verstärkt, und eine neue Festung in Schlesien, bei Silberberg, angelegt. Alle Vorrathshäuser wurden gefüllt; die Gewehrfabriken, die Sattler, die Riemer und die Fahnenschmiede arbeiteten eifrigst an der Füllung des Zeughauses. Um seinen Offizieren bestimmte Grundsätze der Taktik beizubringen, gab sich der König die Mühe, ein Lehrbuch für sie, aus seinen eigenen Erfahrungen entlehnt, zu schreiben, welches aber geheim gehalten werden mußte. Damit dies zahlreiche Corps der Befehlenden, Gehülfen der Feldherren, und selber einst Anführer, schon durch das Vorurtheil der Geburt und frühe Uebung des Herrscheranstandes dem gemeinen Manne stärker imponire, so besetzte er es blos mit Edelleuten, und durch diese dem Zustand damaliger Bildung angemessene Auszeichnung feuerte er diese Klasse zu einem Ehrgefühl und zu einer Anhänglichkeit an die Krone Preußens an, von welcher er in der äußersten Gefahr noch die sicherste Rettung erwartete. Für die Unterhaltung und Erziehung der Söhne der Edelleute sorgte Friedrich durch die Vergrößerung des Kadettenhauses in Berlin, und in der Folge durch die Anlage kleinerer Militär-Erziehungs-Anstalten zu Stolpe in Pommern und zu Kulm in Westpreußen. Zugleich ward in Berlin noch eine besondere Militär-Akademie angelegt, und zu Lehrern an derselben Franzosen berufen, damit diese Lehrer nach Friedrichs Meinung, recht gut und tüchtig sein soll-

ten. Außer den vielen Millionen, welche alle diese Anstalten kosteten, sammelte der sparsame Monarch noch einen Schatz an baarem Gelde, der ihn in den Stand setzen konnte, einen neuen Krieg für den Anfang ohne Verlegenheit auszuhalten. Friedrich erhöhete seine Armee bis auf 161,000, und nach der Erlangung von Westpreußen bis auf 200,000 Mann.

Bei allen diesen vermehrten Ausgaben mußte auch Friedrich daran denken, seine königlichen Einkünfte zu vergrößern; dies war um so nothwendiger, da er seinen kleinen Staat bis zum Range eines der größten erhoben hatte, und den er nur durch eine höchst ansehnliche Heeresmacht und durch ein Uebergewicht an baarem Vermögen behaupten konnte.

Bei allen seinen Unternehmungen, das Aufblühen seines Staates betreffend, hatte Friedrich das Glück, größtentheils geschickte Ausführer seiner Pläne zu finden. Zu diesen gehörte — wie früher schon erwähnt worden — hauptsächlich der geheime Finanzrath Brenkenhof, vormaliger Anhalt-Dessauischer Kammerdirektor. Zuerst lernte ihn Friedrich dadurch kennen, daß er 1758 auf seinem Zuge nach Thüringen in dem schönen Dessauer Ländchen alles so ordentlich und wohl verwaltet fand, und wo er sich nicht enthalten konnte, nach dem Urheber solcher Ordnung zu fragen. Seitdem blieb ihm der Mann im Gedächtnisse, bis er ihn, nach beendigtem siebenjährigen Kriege, zu sich berufen konnte, da er ihn dann sofort zum Aufseher über sämmtliche vorzunehmende Verbesserungen und Anlagen in Pommern und der Neumark ernannte.

Der König richtete sein Augenmerk nun auf die Herstellung derjenigen Einrichtungen, durch welche die königlichen Einkünfte sonst so regelmäßig als sicher in die öffentlichen Kassen geflossen waren. Hier gab es sehr viel zu thun, zumal da Friedrich seine Einnahmen nicht allein hergestellt, sondern vermehrt wissen wollte. Die Accise war

bisher durch das General-Direktorium und die unter demselben stehenden Domainenkammern verwaltet worden. Der König war überzeugt, daß gerade die Accise diejenige Abgabe an den Staat sei, durch welche eine allgemeine, dem Wohlstande einer jeden Klasse von Unterthanen angemessene Vertheilung bewirkt werden konnte, der der Reichste am meisten, der Aermere am wenigsten unterworfen ist, und die übrigens kein so großes Kapital auf einmal aus dem Geldumlaufe herausreißt, um denselben zu stören; mit einem Worte, welche überhaupt und besonders für die geringere Klasse am wenigsten drückend ist. Ein Französischer General-finanz-Pächter, Namens Helvetius, ein zu seiner Zeit eben so einsichtsvoller Finanzier als Philosoph, ward über diese wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen; er kam 1764 nach Potsdam, und versicherte dem König, daß die Abgaben in den preußischen Staaten, aus Mangel an gehöriger Finanzkenntniß, viel zu niedrig angesetzt seien. Nach genommener Uebereinkunft ertheilte ihm der König den Auftrag, erfahrne französische Finanziers nach Preußen zu schicken. Er sandte hierauf dem König einen Herrn de Launay, der nun an die Spitze des neuen Finanzkollegiums gestellt wurde und eine General-Accise und Zolladministration einrichtete, gewöhnlich unter dem Namen Regie bekannt, die vom General-Direktorium unabhängig und dadurch zu einem neuen Landeskollegium gemacht wurde. Zur Vervollständigung dieses Collegiums wurden noch einige hundert andere, mit den dazu nöthigen Kenntnissen versehene Franzosen ins Land gezogen, und als Accisebeamten in den Provinzen vertheilt. Die ausländischen Waaren wurden entweder gänzlich verboten, oder die Einführung derselben nur gegen Erlegung eines beträchtlichen Eingangszolles erlaubt, so wie überhaupt auch auf alle — am meisten aber auf die fremden — Getränke und Lebensmittel eine höhere Abgabe festgesetzt. — Ein bankerutter Kaufmann, Namens Rübaud, aus Marseille, der eine Zeitlang den fran-

zösischen Tabackspächtern gedient hatte, schlug dem König ein anderes Mittel vor, seine Einkünfte zu vermehren; Er ging darauf ein und Rübaud nahm gegen eine jährliche Abgabe von einer Million den Alleinhandel mit Rauch- und Schnupftaback in den preußischen Staaten in Pacht. Da aber Letzterer das Geld zur ersten Anlage nicht herbeischaffen konnte, und die Preise zu bedeutend erhöhte, so nahm man ihm die Pacht wieder ab. Hierauf traten (1765) 10 Berliner Kaufleute und Tabacksfabrikanten zusammen, welchen das Tabackswesen überhaupt in allen Preußischen Ländern auf 15 Jahre, gegen Erlegung einer jährlichen Summe von 1,100,000 Thaler verpachtet wurde, und welche die Erlaubniß erhielten, den Taback ausschließend aufzukaufen, zu verarbeiten und durchs ganze Land zu verbreiten. Doch da sie weder Kaution noch Pacht aufbringen konnten, so wurden sie schon im folgenden Jahre ihrer Verbindlichkeiten enthoben. Der König übernahm nun diese ganze Einrichtung auf eigene Rechnung, und es entstand jetzt die königliche General-Tabaks-Administration, wobei er eine Menge Invaliden von der Armee versorgte; er hatte von derselben am Ende seiner Regierung einen reinen Ueberschuß von 1,200,000 Thaler jährlich, und brachte selbige zu einem festern Bestand. Manufakturisten und Fabrik-Unternehmer wurden durch Geschenke, Vorschüsse und Freiheiten ermuntert.

Auch den Kaffeehandel zog Friedrich ausschließlich an sich (1768), und legte eine hohe Abgabe auf den Verkauf dieses Getränkes. Niemand, der nicht einen besondern Brennschein hatte, durfte ungebrannten oder in ungestempelten Behältnissen verwahrten Kaffee in seinem Hause haben, sondern mußte denselben gebrannt, in versiegelten und gestempelten Paketen eingepackt, von der Regie kaufen. Zur Verhütung möglicher Unterschleife wurden Aufpasser angestellt, um zu untersuchen, ob irgendwo Kaffee gebrannt wurde.

Einer besondern Fürsorge bedurften auch die Forsten in Friedrichs Staaten, die während des Krieges, theils aus Noth, theils durch den Eigennutz der schlecht beobachteten Beamten unverantwortlich gelichtet worden waren. Auch hier ward durch strengere Ordnung eine bessere Wirthschaft eingeführt, und so auch dadurch für das Wohl späterer Unterthanen gesorgt. Im Jahre 1766 errichtete der König eine Holzhandlungs-Kompagnie. Eine bestimmte Anzahl von Kaufleuten erhielt das ausschließliche Recht, mit Nutz- und Brennholz, sowohl aus den Kämmereien, als den Königlichen Forsten der Kurmark und des Herzogthums Magdeburg, in und außerhalb des Landes Handel zu treiben. Jeder Holzverkäufer mußte seinen Vorrath erst der Kompagnie anbieten und durfte ihn nur dann erst einem Andern überlassen, wenn jene Kompagnie ihn ausschlug. Nachdem aber die 5 Pachtjahre verflossen waren, übergab der König dieses Geschäft einer eigenen königlichen Nutzholz-Administration, die vom Forstdepartement, also vom General-Direktorium, abhing. Selbst die Holzlieferung für beide Residenzstädte Berlin und Potsdam trug der König einer eigenen Gesellschaft von Kaufleuten auf (1766), übernahm auch dieses Geschäft in der Folge auf seine eigene Rechnung und errichtete zu dem Ende eine Brennholzkompagnie (1785). — Friedrich selbst, der treue Landesvater, hatte bei seinen jährlichen Revuereisen durch die Provinzen keine angelegentlicheren Erkundigungen, als die nach dem Fortgange seiner Verbesserungsanstalten. Er ließ sich die jährlichen Listen der Gebornen und Gestorbenen, die der neuerbauten Häuser, und die der angesiedelten Kolonisten vorlegen, besah selbst die neuen Anlagen und unterhielt sich mit den Unternehmern. Nie hat wohl ein Fürst seine Staaten genauer gekannt, als er. So schreibt er an Voltaire: „Wenn Sie die Summe der zerstörten Häuser wissen wollen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich in Schlesien überhaupt 8000, in Pommern

und der Neumark aber 6500 habe aufbauen lassen; das beträgt nach Newton und d'Alembert: 14,500. Die meisten sind von den Russen in Brand gesteckt worden. Wir haben nicht auf eine so abscheuliche Art Krieg geführt."

Unterm 4. September 1777 schreibt er an eben denselben: „Ich komme eben aus Schlesien zurück, wo ich sehr zufrieden gewesen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortschritte, und die Manufakturen gedeihen. Wir haben für 5,000,000 Thaler Leinwand und für 1,200,000 Thaler Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaltmine entdeckt, durch die ganz Schlesien mit diesem Material versehen wird; wir machen Vitriol, der so gut ist, als der fremde, und ein Mann von sehr vieler Industrie verfertigt Indigo, der dem indischen nichts nachgiebt. Man verwandelt Eisen in Stahl, und zwar auf eine weit einfachere Art, als Reaumür vorschlägt. Unsere Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1756, da der Krieg ausbrach, um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche das arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als gar nicht da gewesen, und ich empfinde, offenherzig gestanden, ein großes Vergnügen darüber, daß ich die so tief heruntergekommenen Provinzen wieder emporgebracht habe."

Auch legte Friedrich zur Beförderung des Handels in Berlin eine Bank an, und gab ihr einen Fonds von 800,000 Thalern. — Außerdem wurden zur Erleichterung der Wechselgeschäfte und zur Beförderung des Handels in Berlin und Breslau Girobanken (1765) und in mehreren andern Städten Provinzial-Comtoirs errichtet, welche von der Hauptbank in Berlin abhängig waren. Zum ersten Fonds der Girobanken, in welchen anfänglich nur Pupillen- und solche Gelder, die aus Rechtsstreitigkeiten herrührten, in der Folge aber auch Gelder von Privatpersonen zu 3 Prozent Zinsen und gegen achttägige Aufkündigung niedergelegt wurden,

gab Friedrich selbst 8 Millionen Thaler her. Die Leihbank sollte jedem, der hinlängliche Sicherheit stellen konnte, in dringender Verlegenheit zur Zuflucht gegen Wucherer dienen.

Im Jahre 1773 zählte man schon 264 neu errichtete Manufakturen und Fabriken, unter denen sich besonders die vom Kaufmann Gotzkowsky im Jahre 1760 errichtete Porzellanfabrik auszeichnete, und für die der König sich, nachdem er sie demselben im Jahre 1763 für die Summe von 225,000 Thalern abgekauft hatte, ganz besonders interessirte. In kurzer Zeit beschäftigte sie 500 Personen und übertraf bald die in Meißen (Königreich Sachsen). — Das Porzellan ist ursprünglich eine Erfindung der Chinesen, aber um das Jahr 1702 oder 1703 gelang es einem Apothekergehülfen, Böttticher, dasselbe ebenfalls herzustellen. Da er mehrere Versuche anstellte, Gold zu machen, und er die zu diesem Zwecke nöthigen Schmelztiegel aus einem besonders zubereiteten Thone fertigte, so führte ihn der Zufall zuerst auf das braune, und später auf das weiße Porzellan.

Niemand muß sich jedoch das Wiederaufblühen des Staates so leicht und schnell ausgeführt vorstellen; denn alles Gute gedeiht nur langsam. Die Wunden waren zu tief und zu zahlreich gewesen, um rasch geheilt werden zu können, und gleichsam, als ob es an den Kriegsübeln noch nicht genug gewesen wäre, verheerten Feuersbrünste in den Jahren 1765 bis 1769 mehrere bedeutende Städte. Dazu trat in den Jahren 1771 und 1772 ein gänzlicher Mißwachs, dessen Folge eine Theurung war, die an Hungersnoth gränzte. Der Scheffel Roggen galt in Böhmen und auch in Mähren 5 Thaler. In dieser Bedrängniß öffnete der König seine für den Kriegsfall angefüllten Vorrathshäuser, und sättigte so das Heer als die Armen unentgeltlich. — Große Strecken Landes wurden dem Wasser entrissen, urbar gemacht, und durch Kolonisten besetzt, die noch immerfort der Fanatismus anderer Fürsten dem alle

Meinungen schützenden Friedrich zuführte, und die von diesem auf alle Weise unterstützt wurden. So verwandelten sich durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner ganze Strecken Moorgrund, im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Ostfriesland, welches letztere Fürstenthum ihm nach dem Absterben des letzten Fürsten, Karl Edzard, im Jahre 1744, durch Erbrecht zugefallen war, in das fruchtbarste Ackerland, oder in Heerden ernährende Wiesen. Auch im Magdeburgischen bauten sich 2000 neue Familien an, deren Hände um so nöthiger waren, da sonst die ergiebigen Ernten der Bewohner von fremden Schnittern, Bauern aus Thüringen, eingebracht werden mußten. Zum Aufbau der Häuser in den Städten, die im Kriege eingeäschert worden waren, gab der König den Bürgern Geld. Landshut erhielt 200,000 Thaler; Striegau 40,000, eben so viel Halle und Halberstadt. In Oberschlesien wurden allein, von 1763 bis 1779, 213 neuangelegte Dörfer gezählt. —

Im Jahre 1766 ließ der König zu Berlin eine Ritter-Akademie errichten, welche eine Fortsetzung des Unterrichts im Kadettencorps war, und in der Folge ein eigenes ansehnliches Gebäude erhielt. Auch legte er 1768 ein Bergwerks- und Hütten-Departement an, welches er mit dem General-Direktorio verband, und dem Staatsminister von Heinitz zum Chef unterordnete. Dieser traf die vortreffliche Einrichtung, daß junge Leute, unter dem Namen Berg-Eleven, vom König unterstützt, auf den Hüttenwerken praktische Anleitung zu ihrer künftigen Bestimmung erhielten, wodurch der Zweck dieses heilsamen Instituts bedeutend befördert wurde. Im folgenden Jahre wurde der herrliche Bau des neuen Schlosses zu Potsdam vollendet, welches gleich nach dem siebenjährigen Kriege angefangen worden war, und zum beschämenden Beweis dienen sollte, daß es der Menge seiner Feinde nicht gelungen sei, Preu-

ßen zu erschöpfen und Friedrichs Hülfsquellen auszutrocknen.

Die unermüdete Thätigkeit dieses großen Monarchen ward durch nichts gemindert, nicht einmal durch sein zunehmendes Alter, sondern sein Pflichtgefühl im Gegentheil nur noch erhöht. Beides ersieht man aus einer Stelle in dem an Voltaire gerichteten Briefe vom 7. September 1776, deren Zeugniß um so gültiger ist, da sie in einer sichtbaren Aufwallung geschrieben wurde. Es hatte nämlich der österreichische Gesandte am preußischen Hofe nach Wien berichtet, daß des Königs Podagra in Wassersucht überzugehen scheine, und daß er gewiß kein Jahr mehr leben könne. Der Kaiser Joseph II. setzte sein Kriegsheer sogleich in Bereitschaft, um in Böhmen einzurücken, und erwartete sehnsuchtsvoll die Nachricht von dem Ableben Friedrichs, damit er dem unvorbereiteten Nachfolger Schlesien wieder abtrotzen könne. „Vielleicht giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Gesundheit deshalb verläumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, so könnte ich den gefährlichen Sprung wohl so geschwind machen, als sie es wünschen. Ludwig XIV. und XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, wie sie, das Privilegium zum Leben, und ich bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig ist. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht; daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode Niemanden vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen."

Im

Im Jahre 1770 errichtete Friedrich eine vom General-Direktorium abhängende Examinations-Kommission, und bald darauf das Ober-Bau-Departement, auch setzte er das Ober-Revisions-Kollegium ein, und stellte es ebenfalls, so wie die Seehandlungs-Gesellschaft, unter das General-Direktorium. Letztere verdankt ihren Ursprung der Eifersucht auf die, nach der ersten Theilung Polens den Oesterreichern zugefallenen, unerschöpflichen Steinsalzgruben von Wieliczka. Sie erhielt das ausschließliche Recht, alle Arten ausländischer Salze in die preußischen Häfen der Ostsee einzuführen. Zugleich mit ihr wurde eine Seehandlungs-Kompagnie errichtet, welche vom König von Polen gegen eine Entschädigung von 700,000 Thalern das Privilegium erhielt, alles in Preußen eingeführte Salz auch in seinem Königreiche abzusetzen. Im Jahre 1782 wurde sie mit der Seehandlungs-Gesellschaft verbunden, und dehnte ihre Geschäfte auch auf andere Artikel aus.

Die Festung Silberberg und der Bromberger Kanal erhielten 1774 ihre Vollendung. Letzterer verbindet die Netze mit der Brahe, und da diese in die Weichsel, die Netze in die Warthe, und die Warthe in die Oder fließt, so waren nun alle diese Flüsse, welche die preußischen Staaten durchströmen, zur größten Bequemlichkeit der Schifffahrt und des innern Verkehrs der Provinzen mit einander verbunden. — Zwei Jahre später ließ Friedrich das Kadettenhaus in Berlin niederreißen, und ein neues, weit größeres und prächtigeres aufführen, welches die Inschrift trägt: **Martis et Minerva alumnis** (den Zöglingen des Mars und der Minerva).

Auch ein Bibliothekgebäude, so stattlich als großartig, wurde auf Friedrichs Befehl hier erbaut, und dasselbe 1777 eröffnet. Dies meldete er Voltaire in einem Briefe (vergleiche H. W. **IX.**, 318) mit folgenden Worten: „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaires Werke logirten vorher zu unanständig." — Und an

d'Alembert schreibt er über Voltaire (ebendaselbst XII., 36): „Viele Menschen haben Schlachten gewonnen, viele haben Provinzen erobert, aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie ist, geschrieben."

Nicht befriedigt durch die im Anfange seiner Regierung bewirkte Reform der Justiz, beauftragte er (1780) seinem so gelehrten als von Herzen trefflichen Großkanzler von Carmer mit einer abermaligen Revision der Gesetzbücher. Dieser wählte nicht nur die ausgezeichnetsten Männer zu seinen Gehülfen, sondern legte auch seine Entwürfe der öffentlichen Untersuchung, theils den Philosophen, theils den praktisirenden Rechtsgelehrten vor, und so ward ein Gesetzbuch vorbereitet, dessen Vollendung Friedrich zwar nicht mehr erlebte, für dessen Fortschreiten er aber sich bis an sein Ende lebhaft interessirte. Ueber welches Gesetzbuch — das allgemeine preußische Landrecht — man Moses Mendelsohns Schriften nachlesen muß. Er schaffte auch die Advokaten bei den Gerichtshöfen ab, und setzte an ihrer Statt Justiz-Kommissarien ein, wodurch er freilich nur den Namen nicht die Sache änderte.

Zu den Wohlthaten, die Friedrich seinem Staate, vorzüglich seiner Residenz und ihrer Umgebung, erwies, gehört auch die Erneuerung und Erweiterung des Charité-Gebäudes daselbst, welche um so nöthiger war, da die Zahl der Kranken sich von Jahr zu Jahr mehrte, und der beschränkte Raum des alten Hauses sie nicht alle aufzunehmen vermochte, und in demselben ihre Verpflegung, so wie es die königliche Menschenliebe wollte, nicht geschehen konnte.

Auch mit dem Schulwesen beschäftigte er sich viel, doch nicht in dem Maaße, wie es wohl erforderlich gewesen wäre! — Er schien den dazu nöthigen Geld-Aufwand zu scheuen. Doch so wenig er, unser Friedrich, sich auch um die deutsche Literatur bekümmerte, so lag ihm doch

daran, daß alle Bildungs-Anstalten, als da sind: Gymnasien, Stadt- und Landschulen, zweckmäßig eingerichtet wurden. Seinem betreffenden Minister machte er es zur ernstesten Pflicht, bei der Anstellung eines Lehrers vorzüglich auf dessen Kenntnisse und Lehrmethode zu sehen, und ließ zu Aufsehern über diese öffentliche Lehr-Anstalten vorzüglich solche Männer wählen, die sich durch Aufklärung und Gelehrsamkeit auszeichneten.

Den großen Plan, welchen der Ober-Konsistorialrath Johann Julius Hecker zur Errichtung einer Schule entwarf, in der Jünglinge nicht blos zur Universität, sondern auch zum Dienste im Militär, zu Künstlern, Kaufleuten, Landwirthen und Handwerkern gebildet werden sollten, unterstützte der König, denn er gab dieser großen Anstalt, welche nicht nur aus einem Pädagogium für studirende Jünglinge, sondern auch aus einer Schule für Mädchen bestand, in der sie sowohl in den gewöhnlichen, als in künstlichen weiblichen Handarbeiten, so wie in den Wissenschaften unterrichtet wurden, den Namen: königliche Realschule, und legte ihr das Recht bei, eine eigne Buchhandlung zu führen. Eben so setzte er gleich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges eine Kommission ein, welche alle Stadt- und Landschulen seines ganzen Reiches untersuchen mußte, woraus aber, der Lage der Dinge zu Folge, im Allgemeinen nur wenig oder eigentlich gar kein Nutzen sich ergab.

Friedrich, so scheint es, war übrigens wohl im Ganzen über das Wesentliche der öffentlichen Erziehung nicht mit sich einig gewesen, denn unter anderm meinte er, müßte selbst ein Bauer Logik wissen. Die Lehre der Logik und der Rhetorik, und vor allen Dingen die der Geschichte der Alten verlangte er auch in den gelehrten Schulen ausdrücklich, und noch 2 Jahre vor seinem Tode setzte er in einem Schreiben an seinen Minister Zedlitz seine Gedanken über diesen Gegenstand in deutscher Sprache

auf, in der ihm von jeher der Ausdruck schwer fiel. — So schrieb Friedrich, — einen Versuch über die deutsche Literatur niedersetzend, — auch früher schon, obgleich bereits im hohen Alter (im Januar 1781), an d'Alembert folgendermaßen: „Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand, als: essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indeß man will doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, welches man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung." — Des Königs Geringschätzung der deutschen Sprache blieb jedoch für sein Volk unschädlich. Weit entfernt — nur französisch zu schreiben und zu dichten, wie er es that, bildeten gerade zu seiner Zeit die deutschen Schriftsteller, Klopstock und Lessing an der Spitze, ihre Muttersprache zu einer Vollkommenheit aus, von der er gar keine Ahnung hatte, weil seine Bildung in eine Zeit gefallen war, in der Deutschland an Schriftstellern von großen Geistesgaben Mangel litt.

Sechszehntes Kapitel.

Erste Theilung Polens (1772). Der bairische Erbfolgekrieg (1778).

Keineswegs war aber mit dem siebenjährigen Kriege die politische Laufbahn Friedrichs geschlossen. Als eine Macht ersten Ranges in Europa mußte Preußen in allen öffentlichen Händeln unabläßig seine Stimme haben, und nach den Grundsätzen der damaligen Politik, wo selbst im tiefsten Frieden die Täuschungen und Hintergehungen aus selbstsüchtigen Absichten nicht aufhörten, war es nothwendig, daß sich der König an eine der größeren Mächte an-

schloß; und dazu schien ihm keine geeigneter als — Rußland. Mit größtem Eifer wurden zu diesem Zwecke gleich nach dem Hubertsburger Frieden die Unterhandlungen mit dem Hofe Katharinas eröffnet. Aber Oesterreich, die Bemühungen Friedrichs beneidend, arbeitete emsigst und mit aller Hast, wie sie ungezügelte Eifersucht oder vielmehr Scheelsucht erzeuget, daran, des preußischen Gesandten Bemühungen zu vereiteln. — Es war nämlich am 4. Oktober 1763, als der König von Polen, August III., in Dresden starb. Sein Sohn und Nachfolger in der Kurwürde, Friedrich Christian, überlebte ihn nur 2 Monate. Es blieb nur noch ein minderjähriger Enkel übrig, und dies brachte das Haus Sachsen um den Königsrang, den es 66 Jahr behauptet hatte. Rußland mischte sich jetzt ohne Weiteres in die polnische Wahlangelegenheit, und verlangte durchaus, daß ein Abkömmling der Piasten gewählt werden sollte. Sofort gab Friedrich seinem Gesandten in Warschau den Befehl, die Aufträge des russischen Ministers zu unterstützen, und die Wahl des neuen Königs, in der Person des Grafen Stanislaus Augustus Poniatowsky, eines Lieblings der Kaiserin Katharina II., fördern zu helfen. Dies Benehmen des preußischen Hofes gefiel der Kaiserin von Rußland so sehr, daß sie nun willig den Anträgen des Gesandten Gehör gab, und, aller Gegenbemühungen Oesterreichs ungeachtet, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen auf 8 Jahre schloß (11. April 1764). Beide Monarchen verbürgten sich in dem desfalsigen Traktate gegenseitig ihre Länder, und versprachen sich im Fall eines Angriffs gleichen Beistand, sei es von 12,000 Mann oder 480,000 Thaler jährlicher Unterstützungsgelder. Sie verabredeten, wenn etwa die Polen ihre Verfassung monarchisch, oder gar die Königswürde erblich machen sollten, sich zu widersetzen. Ferner gelobten sie: den polnischen Nichtkatholiken (Dissidenten) kräftigen Beistand gegen die Bedrückungen der herr-

schenden katholischen Kirche zu leisten. Außerdem versprach noch Friedrich in einem geheimen Artikel, die Wahl des Grafen Stanislaus Poniatowsky durchsetzen zu helfen.

Jetzt erschienen plötzlich 10,000 Russen in der Nähe Warschaus, und eben so viel Preußen zeigten sich an der westlichen Grenze, welche nun so den Polen als den andern auswärtigen Mächten deutlich zu erkennen gäben, mit wem sie es zu thun haben würden, wenn sie sich etwa in die Wahlangelegenheiten mischen wollten. So wurde denn der obengenannte Kronkandidat ohne Weiteres auf dem Reichstage zu Warschau zum König erwählt (7. September 1764). Von nun an ward kein Reichstag mehr in Polen gehalten, auf welchem nicht die russischen und preußischen Gesandten das Wort führten. So stellte der Letztere 1765 vor: Sein Herr könne die Einführung neuer Auflagen und die Vermehrung der Krontruppen nicht gleichgültig ansehen, und furchtsam unterließen die Repräsentanten der sogenannten Republik Beides. Der russische Gesandte, um Zwietracht zu nähren, verlangte völlige Religionsfreiheit und politische Gleichheit für die so eben bezeichneten Nichtkatholiken. Dies verursachte lebhafte Auftritte und Unruhen. Die Bischöfe und eine große ihnen anhängende Partei widersetzten sich aus aller Macht diesem Antrag, aber der Fürst Repnin, der in Warschau residirende russische Gesandte, ließ mehrere der Unruhigen gewaltsam einziehen und nach Sibirien bringen, und um einem allgemeinen Aufstande vorzubeugen, mußten russische Truppen Warschau umringen. Hierdurch gezwungen, bewilligten die übrigen Landboten den Nichtkatholiken die verlangten Rechte.

So viele Anmaßungen empörten fast alle Gesandten ihrer Mächte, vorzüglich aber den französischen Minister Choiseul; dieser bemühete sich, da es ihm an Mittel gebrach, durch Geld oder wie sonst gegen Rußland aufzuhetzen, durch allerhand Ränke die katholischen Polen zum Widerstande zu reizen, was ihm auch gelang. Im Mai

1768 traten sie zu Bar in eine Conföderation zusammen, um den neuen König abzusetzen und die russischen Truppen aus dem Lande zu jagen. Allein sie wurden von diesen nach Podolien getrieben; und hier geschah es, daß die Russen, ohne es zu wissen, ins türkische Gebiet eindrangen und die kleine Stadt Balta verbrannten, wohin sich die Conföderirten geflüchtet hatten. Dies nahmen die von Frankreich schon aufgewiegelten Türken zum Vorwand, der Kaiserin Katharina den Krieg zu erklären (im Oktober 1768), allein unkluger Weise verschoben sie den Ausbruch der Feindseligkeiten bis zum Frühjahre des folgenden Jahres (1769). Durch diese Saumseligkeit hatte Rußland Zeit genug gewonnen, sich zu rüsten, um ihnen nachdrücklich begegnen zu können, und, nach der für sie verlornen Schlacht bei Chotzim, gleich im ersten Feldzuge die ganze Moldau abzunehmen. So außerordentliche Fortschritte beunruhigten nicht allein Rußlands Feinde, sondern auch Friedrich, der, Kraft seines Bündnisses, jährlich 480,000 Thaler Subsidiengelder zahlen mußte. Er fürchtete von diesem furchtbaren Bundesgenossen, wenn er noch mächtiger würde, eben so gut als Polen Gesetze annehmen zu müssen. Ein Gegengewicht schien ihm Noth; deshalb näherte er sich Oesterreich. — Hier hatte sich mit der Thronfolge so Manches geändert. Franz I. war nicht mehr. Sein Sohn Joseph II. hatte den kaiserlichen Thron bestiegen. Dieser brannte vor Begierde, große Veränderungen hervorzubringen und Altes in Neues umzuschaffen, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Dabei dachte er, eben so wie Friedrich, selbstständig und freithätig zu Werke zu gehen. Allein so lange seine Mutter, Maria Theresia, lebte, — bis zu dem Jahre 1780, — war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht ge-

bot dem Sohne, ihren Willen vor dem seinigen gelten zu lassen. — Joseph II. wünschte sehnlichst, den König Friedrich einmal von Angesicht zu sehen, und es ward zwischen ihnen eine Zusammenkunft zu Neisse auf den 25. August 1770 festgesetzt. Beide Monarchen begegneten sich einander mit der größten Hochachtung und der zuvorkommendsten Gefälligkeit, und unterzeichneten im Geheimen einen Vertrag, kraft dessen sie sich verpflichteten, den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden mit aller Treue zu halten, und auch, wenn nicht andere unvorhergesehene Umstände dazu kämen, die strengste Neutralität in Ansehung ihrer gegenseitigen Besitzungen zu beobachten. —

Friedrich selbst äußert sich über diesen Monarchen folgendermaßen (siehe H. W., S. 34): „Dieser junge Fürst zeigte eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Charakter verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten," dies hinderte jedoch nicht, daß Bande der Freundschaft und Hochachtung zwischen beiden Monarchen geknüpft wurden. Der König sagte dem Kaiser: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben." Der Kaiser antwortete: „für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr;" demnächst äußerte er sich dahin, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erhalten, jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Dinge weder er noch seine Mutter je zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben.

Im September desselben Jahres hielten die österreichi-

schen Truppen ein Lustlager bei Neustadt in Mähren, und hier erwiederte der König dem jungen Kaiser, am 3. September, den von ihm in Schlesien empfangenen Besuch, bei welcher Gelegenheit er die Höflichkeit so weit trieb, in österreichischer Uniform zu erscheinen, und was dem Kaiser noch mehr schmeicheln mußte, er gab ihm die vollständigste Rechenschaft von Allem, was er mit dem gerade gegenwärtigen Minister Kaunitz verhandelt hatte; eine Aufmerksamkeit, die Joseph zu Wien weder gewohnt war, noch zu erwarten hatte.

Unterdessen hatten die russischen Truppen fortdauernd Glück gegen die Türken gehabt, die Wallachei weggenommen und Bender erobert. Der preußische Gesandte in Constantinopel rieth dringend zum Frieden, und verlangte, die Türken sollten, um Rußland zu schrecken, Preußen und Oesterreich die Vermittelung gemeinschaftlich übertragen. Dies Geschäft übernahm Friedrich mit vorzüglichem Eifer; da aber Katharinens Bedingungen das Interesse Oesterreichs zu gefährden schienen, so ließ Maria Theresia auch in Polen Truppen einrücken, und die wichtige, an Ungarn grenzende Zipser Gespannschaft in Besitz nehmen, an der es alte Ansprüche machte. Diese Gespannschaft war im 15ten Jahrhundert durch Verpfändung an Polen gekommen, und hatte in früheren Zeiten zu Ungarn gehört. So war also ein weit gefährlicherer Krieg, als der mit rohen Osmanen, dem Ausbruche nahe, denn schon unterhandelte Oesterreich mit der Türkei wegen eines Subsidientraktats.

In dieser kritischen Lage sah Katharina wohl ein, daß ihr Preußens Freundschaft über alles nothwendig und nützlich sei, und daß sie, wenn sie von ihren glänzenden Siegen Vortheil genießen wollte, auch dem König solche zuwenden müsse. Aber woher diese nehmen? Von den türkischen Provinzen konnte er ja keine gebrauchen. Um diese Zeit hielt sich der Prinz Heinrich, Bruder des Königs,

in Petersburg auf (im Dezember 1770), und wußte durch sein einnehmendes Betragen das Vertrauen der Kaiserin in so hohem Grade zu erwerben, daß er dadurch der Sache seines Bruders sehr förderlich ward. Katharina, schon längst über das anmaßende Benehmen des Wiener Hofes unwillig, äußerte einstmal gegen ihn, daß, wenn dieser die Unruhen in Polen benutzen, und dieses Land zersplittern wolle, die andern Nachbarn ein Recht hätten, dasselbe zu thun. Diesen Gedanken griff der Prinz auf; er ersah hierin ein Mittel, alle Schwierigkeiten zu lösen, daher theilte er mit Katharinens Vorwissen jene ihre Aeußerung seinem Bruder mit, dem sie nicht minder annehmlich schien. Auch der österreichische Hof wurde, Anfangs nur von Preußen, zur Theilnahme eingeladen, allein der Fürst Kaunitz, österreichischer Minister, wollte durchaus nichts von einer Theilung Polens hören, vielmehr versprach er die österreichischen Truppen augenblicklich aus Polen zurückziehen, wenn Preußen und Rußland dasselbe thäten. Rußland aber wollte weder Polen noch die beabsichtigte Vergrößerung durch türkische Provinzen aufgeben, und das Letztere war den Oesterreichern so bedenklich, daß sie entschlossen waren, wenn kein anderer Ausweg es zu verhindern übrig bliebe, zu den Waffen zu greifen. Für diesen Fall war Kaunitz bemüht, Preußen zur Neutralität zu bewegen. Friedrich sah aber recht wohl ein, wie viel er, wenn er in solcher Lage ein müßiger Zuschauer blieb, von seinem Ansehn einbüßen und die Achtung vor ihm, die auf seiner Entschlossenheit und Willenskraft beruhte, vermindern würde. Preußen fing an zu rüsten, als wollte es Rußland kräftig unterstützen, und wurde mit letzterer Macht, erst nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten, einig, welche Stücke von Polen Beide nehmen wollten. Am 17. Februar 1772 wurde die geheime Uebereinkunft wegen der Theilung zu Petersburg unterzeichnet. Rußland erhielt alles Land zwischen der Düna, dem Drutsch und dem Dnieper; Preu-

ßen das 1466 im Thorner Frieden von dem deutschen Ritterorden an Polen abgetretene Polnisch-Preußen, was man späterhin mit dem Namen der Provinz Westpreußen belegte, mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und einen Strich Landes von Großpolen; zusammen einen Flächenraum von 631 Quadratmeilen. Friedrich und Katharina verbürgten sich gegenseitig das ihrige und schlossen ihr Schutz- und Trutzbündniß noch enger. Auch der österreichische Hof hatte zu gleicher Zeit seinen bisherigen Widerstand wegen der Theilung Polens aufgegeben, nachdem nun auch Rußland eine Eröffnung an ihn hatte gelangen lassen. Von der Weigerung ging die österreichische Regierung zu ungeheuren Forderungen über, und erst nach vielen Weitläuftigkeiten und Zänkereien begnügte sie sich mit den Landesstrecken, welche dann in ihrem Zusammenhange Gallizien genannt wurden. Am 5. Aug. 1772 trat auch Oesterreich zu Petersburg dem Theilungsvertrage bei. Alle 3 Mächte kamen darin überein, daß man dem König von Polen von den gefaßten Beschlüssen Kenntniß geben, einen Reichstag in Warschau ausschreiben, und die Republik zur Einwilligung in die Abtretung der ausersehenen Provinzen bewegen wolle. Auch ließ jede der Mächte ein Manifest drucken, in welchem sie ihre Ansprüche von einem jeden Theil auseinandersetzte, und welches sie dem Publikum vorlegte. Anfangs zeigten jedoch die Polen gerechten Trotz; kein Landbote wollte nach Warschau kommen, doch der Wiener Hof drohte ihnen, wenn sie sich nicht an einem bestimmten Tage einfänden, so würden die drei Mächte das ganze Land unter sich theilen. Gleichzeitig rückten von jeder Macht 10,000 Mann in Polen ein; doch versprach man dabei, daß, wenn sich die Polen in Güte fügen wollten, die Truppen zurückgezogen werden sollten. Widerstand war nun unmöglich, und so erschienen denn die Landboten, freilich mit vorhaltenem Zorn. Der Reichstag wurde am 19. April 1773 eröffnet und im September die Abtretungs-

urkunden unterzeichnet. Dabei mußte die Republik der Oberlehnsherrlichkeit auf die Herrschaften Lauenburg und Bütow, und dem Rückfall des Königreichs Preußen, wenn der brandenburgische Herrscherstamm ausstürbe, entsagen. Diese Provinz wurde nun auf den Fuß der übrigen brandenburgischen Länder eingerichtet, und zur Verbesserung die zweckmäßigsten Anstalten getroffen. Der damalige Großkanzler, Freiherr von Fürst, richtete die Justiz ein. Zu Marienwerder wurde eine Kriegs- und Domainenkammer eingesetzt, und die Festung Graudenz angelegt. Es fehlte aber noch viel, ehe die polnischen Angelegenheiten beendigt waren. Beim Abstecken der Grenzen rückte eine jede Macht eine gute Strecke weiter hinaus als es billig war, und beschwerte sich über die Anmaßungen der Anderen. Aber auch hier war es Friedrich, der noch zu rechter Zeit das Feuer des habsüchtigen Neides löschte, obschon ihm dies erst nach einigen Jahren gelang.

Eine zweite Begebenheit zeigt Friedrichs Thätigkeit in der Politik im schönsten Lichte; es war der bairische Erbfolgestreit. Die Schlichtung desselben, der sich der König unterzog, war mühsam und ehrenvoll, wenn gleich nicht einträglich. Denn er widersetzte sich blos der österreichischen Eroberungssucht, um das Gleichgewicht in Europa zu sichern und die Aufrechthaltung der deutschen Verfassung zu bewirken; der Beschirmer der Schwachen und ein Kämpfer für Recht und Freiheit zu sein.

Diese Begebenheit ist folgende: Am 30. Dezbr. 1777 starb plötzlich der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, an den Blattern, im 51sten Lebensjahre, ohne Erben zu hinterlassen. Er war der letzte Zweig des damaligen bairischen Regentenstammes. Sein Tod unterbrach den Frieden von Deutschland, und nöthigte unsern von Jahren und Krankheiten niedergebeugten König, noch einmal das Schlachtfeld zu betreten, und zum vierten Male die Waffen gegen das Haus Oesterreich zu ergreifen. Sowohl der Familienver-

trag zu Pavia vom Jahre 1329, der in der Folge mehrmals bestätigt wurde, als auch neuere Verträge, von den Jahren 1761, 1766, 1771 und 1774, verschafften dem Kurfürsten von der Pfalz, dem nächsten Wittelsbachschen Stammvetter, Karl Theodor, ein unbezweifeltes Recht auf die Erbfolge in Baiern, der auch nicht säumte, Baiern und die Oberpfalz in Besitz zu nehmen.

Allein Maria Theresia ließ durch ihren Sohn, den Kaiser Joseph, von ihren Truppen ganz Niederbaiern, nebst einem Theil von Oberbaiern besetzen, und überredete den überraschten Kurfürsten, mit dem österreichischen Hause einen Vertrag zu schließen (3. Jan. 1778), kraft dessen sie die Herrschaft Mindelheim und von Ober- und Niederbaiern und der Oberpfalz alles dasjenige, was ehemals die mit Herzog Johann (1425) erloschene Bairisch-Straubingsche Linie von der Krone Böhmen zum Lehn gehabt hatte, in Besitz nahm. Dieser Gewaltstreich empörte alle Reichsfürsten, und dem Vergleich widersprach nicht nur der regierende Herzog von Zweibrücken als nächster Erbe, da der neue Kurfürst von Pfalzbaiern ebenfalls kinderlos war, sondern auch der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, dem seine Mutter, die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, Marie Antonie, eine Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Baiern, als alleinige Nachfolgerin in der gesammten bairischen Allodial-Erbschaft, bereits 1776 ihre Rechte abgetreten hatte, nebst dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der, wegen einer erhaltenen Anwartschaft, Ansprüche auf die Landgrafschaft Leuchtenberg machte. Daß Oesterreich sich vergrößern wollte, und sich anmaßte, despotisch über erledigte Erbfolgen zu schalten, konnte Friedrich nicht gleichgültig sein; daher schickte er an den Herzog Karl von Zweibrücken, da der dermalige Besitzer selbst sich so sehr hatte bethören lassen, einen Gesandten, und ließ ihn, im Vertrauen, ermuntern, gegen den eingegangenen Vergleich zu protestiren und bei Preußen Hülfe zu

suchen. Dies geschah, und nun konnte Friedrich in der Eigenschaft eines Sachwalters auftreten, ohne den Vorwurf der Anmaßung auf sich zu laden.

Zuerst fing der König mit Einsprüchen, Anfragen und Untersuchungen an, welche er absichtlich in die Länge zog, um sich erst der Gesinnungen der großen Mächte Europa's zu versichern und zugleich zu erfahren, auf wessen Beistand und thätige Unterstützung er sich wohl am meisten verlassen könne. England war gerade jetzt mit dem Kriege in Nordamerika hinlänglich beschäftigt; Frankreich, obwohl Ludwigs des **XVI.** Gemahlin eine Schwester des Kaisers Joseph **II.** war, mißbilligte doch die Anmaßung, und versprach auf. alle Fälle neutral zu bleiben. Ueberhaupt konnte es keine thätige Rolle spielen, da es durch seinen Antheil an den amerikanischen Händeln jeden Augenblick den Bruch mit England fürchtete. Rußland, jetzt Preußens Bundesgenosse, wollte wohl ein Uebriges thun, allein es mußte stets eines Krieges mit der Türkei gewärtig sein, an dessen schnellem Ausbruch das Wiener Kabinet mit dem lebhaftesten Interesse arbeitete. Hierin wirkte ihm zwar Friedrich durch Frankreich entgegen, dessen Gesandter zu Constantinopel dem Großvezier friedliche Gesinnungen einzuflößen wußte, doch durfte Rußland die Türken nicht aus den Augen verlieren. Friedrich, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, machte Vorstellungen, allein vergeblich; auch liefen alle seine Vergleichs-Unterhandlungen fruchtlos ab, und es war klar, daß diese Streitigkeiten nur durch einen Krieg entschieden werden konnten.

Kaiser Joseph war unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte seine Truppen aus Ungarn, Italien und Flandern, im Frühjahr 1778, in Böhmen zusammengezogen. Friedrich, nachdem er sich der Partheilosigkeit Frankreichs und der Hoffnung auf Rußlands Beistand versichert hatte, setzte auch seine Truppen aufs Schnellste in Bewegung. Seine ganze Kriegsmacht war in zwei

große Hauptarmeen, jede 80,000 Mann, getheilt, die eine in Schlesien, kommandirte Friedrich selbst, die andere, mit welcher sich die Sachsen vereinigten, der Prinz Heinrich. Am 4. April ging der König von Berlin nach Breslau ab, schlug bei Glatz ein verschanztes Lager auf und rückte von hier aus über Glatz, und der Prinz Heinrich von Sachsen aus in Böhmen ein. Während dessen unterhielt der König noch immer einen lebhaften Briefwechsel mit Joseph II., den er zuletzt mit der Erklärung abbrach, daß er das längere Schweigen Oesterreichs als eine Kriegserklärang ansehen werde. Dies hatte der feurige, nach Kriegsruhm dürstende Joseph nur erwartet. Er verblieb bei seiner Weigerung, und die Heere setzten sich in Bewegung.

Prinz Heinrich trieb am 14. August 1778 die kaiserlichen Truppen aus ihrem Posten bei Rumburg und Gabel, nahm 8 Kanonen, machte 1600 Mann zu Gefangenen, erbeutete zu Leitmeritz ein großes Magazin, rückte bis auf wenige Meilen von Prag vor, und nöthigte den General Laudon, der kein Treffen wagen wollte, zum Rückzuge. Nach einigen, für die Oesterreicher nachtheiligen Märschen und Scharmützeln sandte die Kaiserin Maria Theresia ihren Minister Thugut zum König nach Kloster Braunau, um ohne Wissen ihres Sohnes mit Friedrich gütlich zu unterhandeln. Hierauf entwarf Friedrich einen billigen Vergleichsvorschlag, welchen er auch sofort den französischen und russischen Ministern mittheilte, damit ihre Höfe von seinem uneigennützigen Verfahren überzeugt würden, und sich nicht etwa durch falsche Vorspiegelungen der Wiener Minister irre leiten ließen. Allein der Kaiser Joseph und sein ihm ergebener Minister Kaunitz waren mit Thuguts im Geheimen gepflogenen Unterhandlungen sehr unzufrieden, und Ersterer schrieb an seine Mutter: daß, wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen. — Die Kriegsunterneh-

mungen nahmen also ihren Fortgang, doch kam es nie zu bedeutenden Thaten. Die österreichische Hauptarmee, 100,000 Mann stark, unter Anführung ihres jungen Kaisers, hatte hinter der Elbe von Königingrätz bis Klenau unübersteigliche Verschanzungen angelegt und sich so vortheilhaft aufgestellt, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen wäre; daher mußten sich die Preußen schon im September aus Mangel an Fourage, wozu noch häufige Krankheiten und Desertionen kamen, wieder nach Schlesien zurückziehen. Zwar verstrich der Winter nicht ganz ruhig, es fielen jedoch nur kleine, nichts entscheidende Reitergefechte vor, in welchen bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand behielt. Unterdeß arbeiteten Frankreich und Rußland, während von den Kriegführenden Winterquartiere bezogen wurden, sehr eifrig an der Wiederherstellung des Friedens, und im November erklärte die Kaiserin Katharina, daß sie mit Preußen, vermöge ihres geschlossenen Vertrages, gemeinschaftliche Sache machen werde, wenn Oesterreich den beeinträchtigten Reichsfürsten keine Genugthuung geben wolle. Dies wirkte so nachdrücklich auf Maria Theresia, daß sogleich ein Waffenstillstand im März 1779 geschlossen und ein Friedenscongreß zu Teschen veranstaltet wurde. Der französische Gesandte zu Wien, Baron von Breteuil, entwarf einen auf Friedrichs Vorschlag gegründeten Plan zur Friedensstiftung, den Maria Theresia genehmigte, und am 13. Mai wurde dieser Friede unterzeichnet. Der König leistete auf den Ersatz der Kriegskosten, welche 13 Millionen Thaler betrugen, großmüthig Verzicht, und erhielt für sich nichts weiter, als das Versprechen des Hauses Oesterreich, daß es sich der Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit dem brandenburgischen Kurhause im Erledigungsfalle nicht widersetzen wolle, und alle Lehnsverbindungen, die zwischen Böhmen und Oesterreich statt hätten, alsdann gegenseitig aufhören sollten. Von den bairischen Ländern bekam Maria Theresia nur den

Burg-

Burghauser Kreis, zwischen der Donau, dem Inn und der Salza gelegen, sie willigte in die Erbfolge des Herzogs von Zweibrücken, so wie aller Seitenlinien, und versprach die böhmischen Lehen dem pfälzischen Hause aufs neue zu verleihen und sich bei dem Kaiser zu verwenden, daß er in Ansehung der Reichslehen ein Gleiches thäte. An das Kurhaus Sachsen mußte die Pfalz 6 Millionen Gulden entrichten, von welcher Summe jährlich 500,000 Gulden abgezahlt werden sollten. Die Krone Böhmens entsagte allen Lehnrechten über die Gräflich-Schönburgischen, mitten in Sachsen belegenen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein. Mecklenburg erhielt, obwohl erst im folgenden Jahre und unter gewissen Einschränkungen, das Recht de non appellando. — Rußland, Frankreich, so wie das ganze deutsche Reich übernahmen die Gewährleistung dieses Vertrages.

Nach dem Aussterben des Mannsstammes der Grafen von Mansfeld fiel dem König in diesem Jahre der unter Magdeburgischer Hoheit stehende Antheil der Grafschaft Mansfeld zu.

Im Jahre 1783 bekam der König des Handels wegen mit der Stadt Danzig Streitigkeiten, die aber durch russische Vermittelung beigelegt wurden und keine weitere Folgen hatten. — So war also wiederum Ruhe, und der König hatte den Ruhm, der Erhalter der Freiheit der Deutschen zu sein.

Siebenzehntes Kapitel.

Der deutsche Fürstenbund (1785). Friedrichs Alter und Tod (16. August 1786).

Ein Jahr nach dem Friedensschluß zu Teschen starb Maria Theresia (29. November 1780), selbst von Friedrich durch das Zeugniß geehrt, daß sie eine thätige und einsichtsvolle Fürstin gewesen sei. Jetzt war Joseph II. freier Herrscher und brannte vor Begierde, der Welt zu zeigen, daß er nicht unwürdig sei, das Zepter des österreichischen Thrones zu führen. Es war seine Absicht schon früher gewesen, die entfernten, weniger einträglichen und ihm nur lästigen österreichischen Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs von Burgund, an Baiern abzutreten, und dafür Baiern und die Oberpfalz in Besitz zu nehmen. Durch diese lockenden Aussichten hoffte man den Kurfürsten von Baiern so zu blenden, daß er den Unterschied zwischen Baiern und den österreichischen Niederlanden nicht merke; auch wurde er veranlaßt, 3 Millionen Gulden baar anzunehmen. Sein Nachfolger, der Herzog von Zweibrüken, sollte durch andre Anerbietungen überrascht werden. Der russische Minister, Graf Romanzow, erschien bei ihm etwa um dieselbe Zeit, trug ihm die Sache kurz vor, und verlangte eine schnelle Entschließung; die Zeit sei kurz, hieß es, des Kurfürsten sei man sicher, die Sache werde geschehen, auch wenn der Herzog nicht wolle; in acht Tagen müsse er sich entschieden haben, Rußland und Frankreich seien bereit, für den Handel Gewähr zu leisten. So schien also Joseph II. dennoch erreicht zu haben, was Friedrich zu hintertreiben glaubte, und zwar von denselben Mächten, die den Teschner Frieden garantirt hatten. Allein dies erklärt sich durch die Unkunde des russischen Kabinets mit der deutschen Verfassung, und aus der damaligen elenden Verwaltung Frankreichs. Auch in andern Sachen

zeigte sich gerechte Besorgniß vor der Politik Josephs. Er sagte ohne Umstände in dem Lande des Bischofs von Briren, eines unmittelbaren Reichsfürsten, eine kaiserliche Conscription an. Und als im Jahre 1784 österreichische Truppen nach den Niederlanden marschirten, verfuhren die kaiserlichen Marschkommissarien in den Ländern, durch welche der Zug ging, beim Ausschreiben der Lieferungen mit einem Despotismus, als wären es eroberte Provinzen. So suchte auch Joseph den Domkapiteln von Köln und Münster den Erzherzog Maximilian zum künftigen Nachfolger des Kurfürsten aufzudringen, ohne dem preußischen Hofe davon Nachricht zu geben, oder auf dessen Einspruch die mindeste Rücksicht zu nehmen. Als Friedrich von allen diesen Vorgängen Kunde erhielt, war er mit Recht darüber entrüstet, weil man ihn übergangen hatte, und suchte es durch dringende Vorstellungen dahin zu bringen, daß aus diesen Neuerungen im deutschen Reiche nichts wurde. Es glückte ihm mit Rußland, und Katharina erklärte, sie habe den ganzen Entwurf nur unter der Bedingung genehmigt, daß er freiwillig angenommen würde. Nun konnte auch der Kaiser Joseph nicht zurückbleiben, und um die versuchte Anmaßung zu beschönigen, erklärte auch er, er habe Niemanden zwingen wollen. Jetzt trat Preußen auf und zeigte in Schriften, daß Tauschverträge dieser Art auch dann unzulässig seien, wenn ein Reichsfürst selbst das allgemeine Beste so sehr vergessen könne, daß er freiwillig die Hand zu solchen Veräußerungen böte.

Bei dieser Gelegenheit kam Friedrich der Gedanke ein, ob es nicht möglich sei, einen Fürstenbund nach Art des Schmalkaldischen zu errichten, um der Anmaßung des Kaisers die Spitze zu bieten; er entwarf daher folgenden Aufsatz, und schickte ihn den Kabinetsministern Finkenstein und Herzberg zu:

„Da die Ligue kein Trutzbündniß sein soll, so kann ihr Zweck nur der sein, die Rechte und Freiheiten der

deutschen Fürsten zu behaupten, und das ohne Unterschied der Religion. Alles muß auf den Rechten und Privilegien ruhen, die durch altes Herkommen und durch die goldene Bulle stipulirt sind. Ich darf hier nicht das alte Gleichniß von dem Pferdeschweif wiederholen, aus dem man mit leichter Mühe Haar für Haar ziehen kann, indeß das Ganze jeder Kraft widersteht. Unser Bündniß soll nur die Besitzungen eines jeden sichern, und verhindern, daß nicht ein herrschsüchtiger und unternehmender Kaiser einmal die deutsche Verfassung umstürzt, indem er sie stückweise zerbricht. Wenn man nicht in Zeiten vorkehrt, so wird der Kaiser alle seine Vettern mit deutschen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien versorgen, die er dann säcularisiren und so auf allen Reichstagen durch die Stimmen seiner Vettern die Obergewalt behaupten wird. Das wäre für die geistlichen Fürsten. Aber auch die weltlichen haben ein Interesse, einer Ligue beizutreten, welche den Kaiser in allen seinen Ansprüchen hemmt, die er auf ihre Staaten machen könnte, wie wir neuerlich in Baiern gesehen haben. Ein nicht minder wichtiger Gegenstand ist der Reichstag in Regensburg und das Kammergericht zu Wetzlar. Nimmt man nicht bei Zeiten gute Maaßregeln, diese alten Institute in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser sie benutzen, um seinen Despotismus in ganz Deutschland aufzustellen. Das wären im Allgemeinen die Punkte, die alle Fürsten zu einem Bündnisse vereinigen müßten; denn Aller Interessen sind dieselben, und wenn sie erst einige von ihnen zertreten lassen, so kommt unfehlbar die Reihe auch an sie, und die stärksten werden nur das Vorrecht des Ulysses in der Riesenhöhle haben, zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil der Ligue hingegen bestände aber darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen wollte, die vereinigte Stimme des ganzen Reiches ihm Gesinnungen der Mäßigung einflößen könnte, oder wenn

er Gewalt brauchte, daß er seine Beute fände. So viel in der Kürze. Mit Kenntniß der Sache ließe sich hierüber noch manches einzelne Interessante beibringen, und ich glaube, daß Herr von Herzberg ganz der Mann sein wird, diese Ideen weiter auszuführen, und ihnen die letzte Sanction zu geben.

Potsdam, den 24. Oktober 1784.

Friedrich."

Wenige Tage darauf kam der Minister mit dem völlig ausgearbeiteten Plan zum König, und derselbe besprach noch manches mit ihm über diesen Gegenstand. Hierauf ruhte dies Instrument bis zum Januar des folgenden Jahres, wo Josephs neuer Tauschentwurf die Nothwendigkeit einer Verwahrung zu rechter Zeit noch dringender zeigte. Zuerst ließ Friedrich die Höfe von Sachsen und Hannover ausforschen, und da Beide der guten Sache beizutreten geneigt waren, so schickten sie ihre bevollmächtigten Minister nach Berlin, und am 23. Juli 1785 kam der deutsche Fürstenbund zu Stande, welchen die 3 Kurhäuser, Brandenburg, Sachsen und Hannover, unterzeichneten. Auch die Herzöge von Braunschweig, Sachsen-Gotha und Weimar, der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Herzog von Mecklenburg, der Markgraf von Anspach und Baireuth, der Landgraf von Hessenkassel, der Bischof von Osnabrück, die Fürsten von Anhalt und zuletzt auch der Kurfürst von Mainz traten diesem Bunde bei, welcher das letzte verdienstliche Werk dieses großen Königs war, und das als sein politisches Testament anzusehen ist, welches die lange Reihe seiner Thaten fast in dem Augenblicke krönte, wo die Sonne seines Lebens sank.

Gegen dieses Bündniß unterließ Oesterreich nicht, ein lautes Geschrei zu erheben, ja selbst auf die Absichten des ehrwürdigen Stifters dieser eben so gerechten und patriotischen, als bescheidenen Verbrüderung einen gehässigen Schein zu werfen. Allein Friedrich, zu groß für Ver-

läumdungen dieser Art, unterrichtete das Publikum durch eine einfache Geschichtserzählung von der wahren Beschaffenheit dieser Sache. Es hieß darin, man habe das deutsche Reich vor der Gefahr schützen wollen, daß die Sicherheit seiner Glieder jemals blos von der Mäßigung des Hauses Oesterreich abhängig würde. Die deshalb geschlossene Verbindung sei allen Reichsgesetzen gemäß, und habe keinen andern Zweck, als jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genusse seiner Besitzungen und Rechte zu erhalten, und sich jeder widerrechtlichen und willkührlichen Unternehmung zu widersetzen. Die Würde des kaiserlichen Hofes könne durch einen Bund, der die Erhaltung der alten Verfassung zum Zweck habe, unmöglich beleidigt werden, wenn die Absichten und Gesinnungen dieses Hofes so beschaffen seien, wie man es von der Großmuth und Rechtschaffenheit des Reichs-Oberhauptes erwarten könne, und auch zuversichtlich erwarte.

Nachdem wir diesen großen Monarchen seines Jahrhunderts als Regent und Feldherrn kennen gelernt haben, müssen wir noch einige Augenblicke bei seinem Privatleben verweilen. Hier blieb alles bis an sein Ende so wie es von Anfang seiner Regierung gewesen war. Dieselbe Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichneten auch den Greis noch aus, wie sie schon an dem Jüngling bewundert worden waren. Auch er führte Vespasians Worte: „stehend sterben," gern im Munde, und noch einen Tag vor seinem Lebensende las er die ihm eingesandten Briefe und Berichte durch. Obgleich der schwächer werdende Körper im Alter mehr Schlaf und Ruhe als sonst verlangt, so entzog sich doch der überaus thätige Monarch darum keine Morgenstunde und verrichtete alle seine übrigen Geschäfte mit demselben Eifer wie früher, ohne sich

einer größern Bequemlichkeit hinzugeben. So hielt er die letzte Musterung zu Breslau (24. August 1785), ungeachtet er schon krank war, im anhaltendsten Regen ab, der ihn bis auf die Haut durchnäßte. — Friedrich, der schon von frühan die Unredlichkeit der Menschen bitter kennen gelernt hatte, behielt das Mißtrauen noch als Greis, und fast ohne Ausnahme zeigte er es gegen alle Personen. Hierin ging er oft zu weit, indem er selbst die Ehrlichkeit seiner Diener und Beamten in Zweifel setzte. Dieses Mißtrauen nahm von Jahr zu Jahr in dem Grade zu, als sein Glaube an menschliche Tugend und Redlichkeit immer mehr und mehr sank, und ward bis aufs Höchste gesteigert, als 1781 einer seiner ersten Staatsminister, der Vice-Präsident des General-Direktoriums, von Görne, der gröbsten Betrügereien im Seehandlungs-, Bank- und Wechselwesen beschuldigt und überführt wurde, welches die Entsetzung von allen seinen Aemtern und lebenslänglichen Festungsarrest zur Folge hatte. Er achtete jetzt sogar die Zeugnisse der Staatsminister nicht mehr, wenn er nicht selbst die Wahrheit erkannt hatte. So antwortete er im Jahre 1782 einem angesehenen Minister: „Das muß ich glauben, ohngeachtet ich keine vollkommene Ueberzeugung davon habe, als des Herrn Staatsministers Atteſt.“ Jedoch in Kriegszeiten schien er die Unterschleife der Lieferanten nicht sehr zu beachten, wenn sie nur mit Eifer und Schnelligkeit des Königs Willen und Befehle vollführten.

Von seinem Staate besaß Friedrich die genaueste Kenntniß. Alle Sachen, welche entweder zum Kriegswesen gehörten, oder die Bevölkerung und die Finanzen betrafen, leitete er selbst; über die andern führte er die Aufsicht. In den ersten Jahren seiner Regierung, wo die Kriege mit Oesterreich seine ganze Aufmerksamkeit erheischten, bekümmerte er sich nicht viel um die Vermehrung der Volksmenge seines Reichs. Die Anfertigung der von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in den letzten Jahren

seines Lebens eingeführten Geburts- und Sterbelisten hatte sein Vater eingehen lassen, und Friedrich fand sie daher nicht mehr vor. Im Jahre 1747 verwendete er auf diesen Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit, kam aber bis zum Jahre 1753 damit nicht ganz zu Stande. Während des siebenjährigen Krieges gerieth diese Sache abermals in's Stocken, wurde aber nach Beendigung desselben desto eifriger, genauer und vollständiger betrieben. Auf Befehl des Königs mußten doppelte Verzeichnisse angefertigt werden, und zwar eins vom geistlichen Departement und ein anderes vom General-Directorio, welches letztere auch alle Jahre Volkszählungen durch die Civil-Behörden veranstalten mußte. Diese Zählung der Volksvermehrung lag dem König so sehr am Herzen, daß er die Anfertigung dieser Tabellen stets mit großer Ungeduld erwartete. Ergab sich nun aus denselben eine Mehrzahl Geborener, so verursachte ihm dies eine ungemeine Freude; im Gegentheil forschte er aber genau nach den Ursachen, um, wenn es möglich war, sie zu heben. Von den Provinzen, Kreisen und einzelnen Städten verlangte er jährlich die Einsendung historischer Verzeichnisse über den Zustand des Gewerbes, der Fabriken, des Viehes, der Privat- und öffentlichen Gebäude; wieder andere mußten ihm über den Zustand der Finanzen, in Ansehung aller Arten der Staatseinkünfte, und der Ausgaben des Kriegsheeres, des Justizwesens, des Bergwerks, des Seehandels, kurz, fast aller großen und kleinen Zweige der Staatseinrichtung Bericht erstatten. Dadurch bekam er einen Ueberblick, eine genaue Kenntniß von dem Zustande seines Landes, und konnte selbst richtige und gründliche Entwürfe angeben, so wie die von Andern gemachten gehörig beurtheilen.

Friedrich besaß auch das schöne Gefühl der Erkenntlichkeit. So stellt er in der Beschreibung seiner Feldzüge hiervon genug Beweise auf, und giebt als Zweck seiner historischen Schriften an, daß er die tapfern und lobens-

würdigen Thaten seiner Offiziere, wodurch sie sich die Unsterblichkeit errungen hätten, habe verewigen wollen. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb ihm die allbekannte Einfachheit eigen. Die Vernachläßigung seines Körpers war zuletzt kaum mehr zu rechtfertigen. Seine Bekleidung, die einfache Uniform seines Garderegiments, war meist abgetragen und seine Stiefeln, welche selten geputzt und daher fast ganz roth waren, saßen schlotternd an den Füßen. Nur an dem das Feuer seines Geistes verrathenden, durchbohrenden Blicke erkannte man den König. Wenige Diener machten seine Begleitung aus; sein Schloß Sanssouci ward nur des Nachts, und auch dann nur von 6 Mann bewacht. Auf seinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page; im Alter saß er gekrümmt zu Pferde, ausgenommen im Galopp, den er gern ritt und lange aushielt.

Die Musen, die den König durch die gefahrvollsten Perioden seines Lebens begleitet hatten, erheiterten ihn auch während des Friedens und noch im späten Alter. „Noch immer," schreibt er an Voltaire, „liebe ich die Dichtkunst. Zwar habe ich nur schwache Talente dazu, aber da ich bloß zum Zeitvertreib Papier verderbe, so kann es dem Publikum einerlei sein, ob ich Whist spiele oder mit Reimen kämpfe." Friedrich war als Schriftsteller bekannt, und außer den vielen poetischen Versuchen, ist auch die Zahl seiner prosaischen Aufsätze nicht gering. So hat er die ganze Geschichte seines Lebens bis zum Jahre 1779 selbst bearbeitet, und einen Auszug aus dem großen, vier Folianten starken Bayleschen Wörterbuche gemacht, welches er als einen Schatz von historischen Kenntnissen ungemein werth hielt. Auch noch eine Menge kleinerer Abhandlungen finden sich in der Sammlung seiner hinterlassenen Werke (**Les oeuvres du Philosophe de Sanssouci**); außerdem schrieb er im Jahre 1781 einen Tractat über Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten. Dieser Auf-

satz ist voll von wahrhaft königlichen Gesinnungen. Auch nimmt in seinen Werken der freundschaftliche Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert mehrere Bände ein. Voltaire, der ihm schon in seiner Jugend vorgeleuchtet, lebte noch immer und trug viel dazu bei, ihn in seinem Alter zu erheitern. Schon dies Patriarchat machte ihn ehrwürdig. Es ist wohl der Beachtung werth, daß ein Mann wie Friedrich die Verbindung mit zweien Männern so emsig zu erhalten bemüht war, von denen der letztere seinen ehrenvollsten Einladungen und Anerbietungen standhaft widerstanden, und der erstere ihm ganz offenbare Beleidigungen zugefügt hatte. Aber es war dem König der Umgang mit genialen Menschen so sehr zum Bedürfniß geworden, daß er sich durchaus nicht entschließen konnte, eine Verbindung aufzugeben, die ihm so manchen angenehmen Genuß zuführte; auch wußte Voltaire durch seine bewundernswerthe Gewandtheit des Geistes die Eindrücke aus seinem Gemüthe zu verwischen, und überhaupt war er zu sehr Franzose, als daß er nicht ermangelt hätte, bei seiner Wiederannäherung dem König sein Unrecht zu bekennen und eine kleine Strafpredigt hinzunehmen. — So schreibt Friedrich an Voltaire (H. W. X. 19): „Kurz, Sie haben sehr unrecht gegen mich gehandelt. Ich ertrug, was sich nur ertragen ließ. Von dem allen, was mir in Ihrem Benehmen noch außerdem gerechte Ursach zu Klagen gab, schweige ich, weil ich fühle, daß ich verzeihen kann." — Auch schrieb der König bald darauf wieder an ihn: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das und weiß, daß es unbillig ist, von Andern zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz Ihrer

Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken. — Da zu einer Zeit, als Kaiser und Könige mich zu berauben suchten, ein elender Mensch gemeinschaftliche Sache mit Ihnen gemacht und mir meine Verse gestohlen hat, so schicke ich Ihnen jetzt selbst eine Ausgabe mit großen Lettern."

Nach dieser Aussöhnung theilten sich Beide gegenseitig ihre Arbeiten mit, und Voltaire und d'Alembert unterhielten Friedrich mit Neuigkeiten aus Paris und vom Versailler Hofe, oder aus der französischen Literatur. Des Königs Antworten sind dagegen oft launige Scherze, treffende Bemerkungen, Betrachtungen, häufig moralischer Art, die er hauptsächlich liebte, auch wohl gutmüthige Ermunterungen, die Beschwerden des Alters mit Fassung und Frohsinn zu ertragen, Berichte von seinen Arbeiten und seiner Lebensart und vor allen Dingen Schmeicheleien; ein Opfer, das er, wie er selbst sagt, dem französischen Nationalcharakter zu Gute halten müsse. So schreibt Friedrich: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte; bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung, dann die Beichtscheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments, alle 3 Monate neue Minister; kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht."

Friedrich blieb bis in sein hohes Alter ein großer Freund von Tischgesellschaften, allein nur wenig Jugendfreunde waren ihm geblieben, und diese zog er, so wie seine alten wackern Kriegsgefährten Fouquet und Ziethen mit an seine Tafel. Letztere besuchte er häufig, und erfreute sie oft durch Geschenke. Einst war Ziethen an der Tafel Friedrichs eingeschlafen; als die Anwesenden ihn wecken

wollten, sagte der König: „Laßt ihn nur schlafen, er hat oft genug für uns gewacht."

Mitunter sprach auch Friedrich wohl noch einen berlinischen Gelehrten, und jeder Durchreisende von Stande, der sich getraute ihn zu unterhalten, war ihm willkommen. So konnten geistreiche Köpfe noch in seinem Alter auf Augenblicke ihn den König vergessen machen. Im Jahre 1781 machte der Prinz Salm auf seiner Durchreise von Paris dem Könige seine Aufwartung, und deshalb schrieb er an d'Alembert: „Ich habe dieser Tage einen Prinzen Salm bei seiner Durchreise durch Berlin gesehen, der ganz frisch von Paris kommt. Er hat mich durch und durch beschämt; ich fand mich in Vergleichung mit ihm so geschmacklos, so unbeholfen, so dumm, daß ich beinahe nicht das Herz hatte, ihm zu antworten. Er ist lauter Grazie, alle seine Bewegungen haben eine ausgesuchte Eleganz, seine geringsten Worte sind Räthsel; er zergliedert und erforscht Kleinigkeiten mit einer unsäglichen Gewandtheit, und kennt alle Karten von dem Reiche der Zärtlichkeit besser als die Scuderis in der Welt." — Auch der Fürst von Ligne scheint einen nicht minder angenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Bei aller frohen Laune, die der starke Geist dieses Helden so außerordentlich lange in sich zu erhalten wußte, starb er doch zuletzt allmählig für die Freuden der Welt ab und verlor den schönen Glauben an die Güte und Würde der menschlichen Natur, der in der Jugendkraft dem Leben so hohen Reiz verleiht, und den der Greis durch ein liebevolles Wiederaufleben mit einer blühenden Nachkommenschaft in sich erneuern kann. Er, der Einsame, der Kinderlose, man könnte sagen der Verwaisete, sah sich von Jahr zu Jahr ärmer an Gefährten aus der guten alten Zeit, sah, daß viele derselben vor ihm hinübergingen und ihn allein zurückließen. In einem Gespräch mit Sulzer, in welchem dieser von überwiegenden Anlagen des Menschen

zum Guten sprach, rief der König aus: „Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, er kennt nicht, so wie ich, das verwünschte Geschlecht, zu dem wir gehören." — So verließ ihn 1771 der treue d'Argens, bald darauf starb, 1774, der Großmeister des romantischen Bayardordens, Fouquet. Das Jahr 1778 raubte ihm drei seiner Freunde, es waren Voltaire, der brave Mylord Marschall und der scherzhafte Pöllnitz. D'Alembert sank 1783, und sein treuer 87jähriger Freund Ziethen im Januar 1786, vor ihm ins Grab. Schon seit dem bairischen Kriege ruhte seine sonst geliebte Flöte, der die zitternden Finger den Dienst versagten. Um einigermaßen die dadurch in seinen Erholungen eingetretene Lücke auszufüllen, hielt er sich einen Vorleser. Sichtbarlich verlor der König immer mehr von seinem Frohsinn und seiner heitern Laune, und endlich fing er sogar an, über die Abnahme seines treuen Gedächtnisses zu klagen.

Diese seine eigene Wahrnehmung eintretender Gedankenschwäche machte ihn daher noch mißtrauischer gegen seine Diener, und strenger in seiner Aufsicht über sie; deswegen erfuhren sie eine ungleiche, bald vertrauliche, bald harte Behandlung. Niemand sollte es merken, daß er nicht mehr ganz der Alte sei. Besonders hatte er den Adel in Verdacht, als überschreite er seine Rechte über den Bauernstand, und die Richterstühle, als beförderten sie diese Anmaßungen. Indem er nun auf eine Gelegenheit wartete, einmal ein recht strenges Beispiel seiner Gerechtigkeit und Wachsamkeit zu geben, ereignete sich 1779 der berühmte Prozeß des Müllers Arnold. Dieser Müller hatte unweit Züllichau in der Neumark die sogenannte Krebsmühle in Erbpacht. Ein benachbarter Gutsbesitzer ließ mit seinem Bache eine unschädliche Veränderung vornehmen, und Arnold nahm sogleich Anlaß, seinem Gutsherrn den Pachtzins zu verweigern, worauf ihm dieser, nachdem er 5 Jahre mit seiner Saumseligkeit Geduld gehabt, mit vollem Rechte

die Mühle wegnehmen und gerichtlich verkaufen ließ. Sowohl die neumärkische Regierung zu Küstrin, als auch das Kammergericht zu Berlin, an welches der streitsüchtige Müller appellirte, bestätigten das Urtheil der adlichen Gerichte. Der bis zur Verzweiflung gebrachte Müller wendete sich unmittelbar an den König, der ihn und seine Frau noch aus dem siebenjährigen Kriege persönlich kannte, und stellte seine Sache auf eine Art vor, die den gerechten Monarchen gegen die Urtheilsverfasser aufs heftigste erbitterte. Er gab dem Obersten Heuking zu Züllichau den Auftrag, die Beschaffenheit des Vorfalls aufs strengste zu untersuchen. Dieser, der von der Sache nichts verstand, forderte seinen Auditeur und Regimentsquartiermeister Bech auf, die Untersuchung zu übernehmen; derselbe, dem die neumärkische Regierung einmal zu nahe getreten sein soll, stattete einen höchst vortheilhaften Bericht für dem Müller ab. Friedrich glaubte hier mit seinem gesunden Verstande einen Triumph über die verwickeltste Juristenpraktik errungen zu haben. Der Fall traf zu sehr mit seinen alten Ideen über die Ränke der adlichen Rechtsverwalter zusammen, als daß er nicht alle Gegengründe als Rabulisterei blindlings hätte verwerfen sollen. Er ließ deshalb den 11. Dezbr. 1779 den Großkanzler von Fürst und die Kammergerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben zu sich kommen, nahm mit ihnen ein Protokoll auf, fuhr sie über ihre Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Armen hart an, setzte den Großkanzler ab, kassirte eigenmächtig die drei Räthe und schickte sie auf ein Jahr nach Spandau. Ein gleiches Schicksal hatten drei neumärkische Regierungsräthe, als Verfasser des Urtheils; der dortige Präsident, Graf von Finkenstein verlor um deshalb ebenfalls seine Stelle. Da der Justizminister Zedlitz sich standhaft weigerte, diesen Befehl zu unterzeichnen, so ließ Friedrich denselben ohne des Ministers Unterschrift vollziehen und mit starken, kraftvollen und denkwürdigen Worten in der Berliner Zeitung

bekannt machen. Der Müller Arnold ward wieder in seine Mühle eingesetzt. — Die Art, wie das Berliner Publikum, das von der Unschuld der Verurtheilten völlig überzeugt war, sich bei diesem Vorfall benahm, gereicht sowohl ihm als seinem großen Könige zum Ruhme. Man ehrte die gerechte Absicht Friedrichs auch in dieser That und betrachtete die würdigen Männer, die ein so unverdientes Schicksal getroffen, als Unglückliche, die ohne ihre Schuld in solche Noth gerathen waren. Niemand in Berlin, vom Hofe, vom Militair- und Civilstande versäumte es, dem abgesetzten Großkanzler einen Beileidsbesuch abzustatten. Für sämmtliche cassirte Räthe wurden freiwillige Beiträge in der Stadt gesammelt, die so reichlich ausfielen, daß ihnen davon bis zu ihrer anderweitigen Anstellung ihr Gehalt beständig ausgezahlt werden konnte, und dies geschah ohne Ruhmsucht, blos aus Theilnahme und aus wahrer Achtung gegen rechtschaffene Männer, die unschuldig unglücklich geworden waren. Friedrich war von allem wohl unterrichtet worden, und aus dem Umstande, daß er den Gefangenen das letzte halbe Jahr erließ, scheint hervorzugehen, daß ihm sein allzuraschES Verfahren in der Folge selbst leid gethan hat. Aber erst sein Nachfolger, der den Prozeß nochmals untersuchen ließ, stellte durch eine öffentliche Unschuldserklärung die Ehre der Gekränkten völlig wieder her. —

Seine Hunde blieben ihm bis ans Ende seines Lebens die unentbehrlichsten Gesellschafter, für die er überhaupt stets eine besondere Vorliebe hegte. —

Wie schon oben erzählt worden, hatte er der Revue in Schlesien beigewohnt, und von dem Regen ganz durchnäßt, hatte er sich eine Erkältung mit einem Fieber verbunden, zugezogen, welches er aber auf der Reise, seines gewohnten Eifers wegen, weiter nicht achtete. Im Anfange des Jahres 1785 bekam er einen leichten Anfall von Gicht; der Egerbrunnen, den er jährlich zu trinken pflegte, bekam

ihm in diesem Jahre nicht gut, und es stellte sich eine sichtbare Abnahme seiner Kräfte ein. Zwar kehrte er noch mit einem Anscheine von Besserung nach Potsdam zurück, wurde aber hier am 18. Septbr. Abends im Bette von einem Stickfluß befallen, der nur durch die Wirkungen eines Brechmittels gehoben werden konnte; dieser Krankheit halber setzte er auch das diesjährige Herbstmanöver bei Potsdam aus; darauf stellte sich unmittelbar die Gicht und zwar sehr heftig ein, und von dieser Zeit an behielt er einen beschwerlichen, nur mit wenigem Auswurf verbundenen Husten, wozu sich noch große Engbrüstigkeit gesellte. Den Winter dieses und den Frühling des folgenden Jahres litt er an abwechselnd stärkeren und schwächeren Leibesbeschwerden, wobei er dennoch immer seine Kabinetsgeschäfte fortsetzte. Im Februar fingen ihm die Füße an, bei Tage zu schwellen, und bald darauf zeigten sich die Spuren der Brustwassersucht. Nun konnte er nicht mehr liegen, sondern mußte fast immer in einer vorwärts gebückten Stellung sitzen. Am 17. April 1786 ließ er sich nach seinem Lieblingsplatze Sanssouci bringen, hier fuhr und ritt er trotz seiner großen Kraftlosigkeit noch einige Male aus. Im Juni wuchs die Geschwulst so stark, daß er fast gar nicht mehr im Bette aushalten konnte, sondern den größten Theil der Nächte auf seinem Lehnstuhle, in vorwärts und nach der Seite gebeugten Stellung, zubrachte. Im Schlafe hatte er häufige Zuckungen, auch stöhnte er und schrie öfters laut auf, dennoch unterließ er so wenig seine Regierungsgeschäfte, als seine Lieblingsstudien und Unterhaltungen, war heiter und ruhig in seinem Gemüth, und sprach eben so verständig als freimüthig. Am liebsten unterhielt er sich über alte und neue Geschichte, über Literatur und andere ihm interessante Gegenstände. Niemals klagte er über seine außerordentlichen Leiden. Vorzüglich gern unterhielt er sich mit dem berühmten hannöverischen Leibarzt Ritter von Zimmermann, den ihm seine geliebte Schwester, die verwitt-

wittwete Herzogin von Braunschweig empfohlen hatte. Dieser Mann entfernte sich jedoch bald, da er an der zunehmenden Brustbeklemmung und dem starken Röcheln des Kranken die nahe Auflösung erkannte. Als das letzte Denkmal von Friedrichs Hand ist der Brief merkwürdig, den er selbst noch jener würdigen Fürstin wenige Tage vor seinem Tode schrieb:

„Den 10. August 1786.

Meine verehrungswürdige Schwester!

Der hannöversche Arzt hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde, und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester. Mit der größten Hochachtung, meine verehrte Schwester

Ihr treuer Bruder und Diener
Friedrich."

Jetzt ließ er sich öfters in die freie Luft bringen; Ruhe und stille Ergebenheit zeigten seine Blicke, und es schien, als wolle er aus den Strahlen der Sonne neues Leben schöpfen. „Sie ist meine einzige Freundin, die mir auf der Welt noch zulächelt," sagte er, „bald werde ich ihr näher sein!" — Friedrich verlangte von seinen Aerzten ein bald und kräftig wirkendes Mittel, bald sollte das Wasser durch den Urin, bald durch Zugpflaster, oder durch Oeffnungen an den Lenden und Beinen abgetrieben werden. Da aber die Aerzte dies nicht zweckmäßig fanden, so vermehrten sie nur seinen Unglauben, und er befolgte nunmehr wenige ihrer Rathschläge und diätetischen Vor-

schriften. Am linken Schienbein zeigte sich eine rosenartige Entzündung, die bald die ganze Wade einnahm, dann stellten sich auf der Oberhaut Bläschen ein, aus denen eine übelriechende Feuchtigkeit floß. Dadurch nahmen seine Kräfte immer mehr ab; dennoch gab er die Hoffnung zur Besserung nicht auf, weil sich die Geschwulst zusehends verminderte, und sich bei ihm ein außerordentlicher Appetit einfand. Am 12ten kehrte das Fieber stärker wieder, sein Schlaf war zwar wohl anhaltend, aber doch unruhig. Wider seine Gewohnheit schlummerte er den 15ten bis gegen 11 Uhr, verrichtete wie gewöhnlich seine Kabinetsgeschäfte, unterschrieb alle Befehle und Briefe, aber — zum letztenmale, und nahm außer einer halben Seespinne keine Nahrung mehr zu sich. Am 16ten stellte sich eine nur durch wenige lichte Augenblicke unterbrochene Bewußtlosigkeit ein; Schlummer und abgebrochene Worte wechselten mit einander ab: „Mir ist wohl, der Berg ist überstiegen, ich will mich ordentlich niederlegen!“ waren seine letzten Worte. Ein beständiger kurzer Husten, verbunden mit einem starken Röcheln, der ihm das Athemholen erschwerte, verschlimmerte seinen Krankheitszustand, und Donnerstags den 17. August 1786 Morgens 2 Uhr 20 Minuten verließ ihn sein, so Großes gewirkt habender Geist, und das Haupt sank zum ewigen Schlummer. Nur der Leibarzt Selle und einige Bedienten waren gegenwärtig. Sogleich rief man den Staatsminister Herzberg, und dieser begab sich unverzüglich zum Thronfolger, um ihm die Nachricht von der traurigen Begebenheit zu bringen. In einer Stunde erschien der neue Monarch selbst, und traf gemeinschaftlich mit dem Minister die nöthigsten Verfügungen. Unterdessen ward der Leichnam vom Lehnstuhl auf das Ruhebett gelegt, entkleidet, seiner bösen Feuchtigkeit durch Einschnitte entledigt und darauf in eine reichgestickte Staatsuniform gehüllt. Desselbigen Tages Abends wurde er in einem Sarge von

12 Garde-Unteroffizieren nach dem Leichenwagen getragen und nach der Garnisonkirche zu Potsdam zugeführt, wo er unter der Kanzel neben dem Sarge seines Vaters beigesetzt wurde. Dies geschah auf Befehl seines Nachfolgers, welcher es der Würde des königlichen Hauses für angemessener hielt, und ihm also eine andere Ruhestätte anwies, als die war, die er sich in seinem Testament ausgemacht hatte.

Friedrich, groß als Held, einzig als Monarch, einzig als Mensch, leuchtete seinem Jahrhundert voran. Er schaffte aus seinem unbeträchtlichen Staate eines der ersten Reiche, welches allen in Europa Gesetze vorschrieb, und hinterließ seinem Nachfolger ein Land von 3600 Quadratmeilen, mit 6 Millionen Einwohner, welches durch 200,000 Krieger geschützt wurde. Als die Nachricht von seinem Tode bekannt wurde, stand Jeder bange und betroffen, selbst die Feinde frohlockten nicht, sondern schenkten ihm eine Wehmuthsthräne, und theilten ihren Schmerz mit dem seiner getreuen Unterthanen.

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Leben

Friedrichs des Großen,

Königs von Preußen.

Als der König einmal außerordentlich vom Podagra geplagt ward, fing er unter seinen Schmerzen laut zu lachen an. „O!“ rief er aus; „Herr Epictet! Herr Zeno! habt nur mein Podagra, die Stoik soll euch wohl vergehen!“ Hierauf ließ er sich einigemal mitten im Schmerz das Zimmer auf und nieder führen, und setzte sich dann mit seiner gewohnten philosophischen Gelassenheit wieder auf seinen Stuhl.

Ein junger Offizier speiste beim Könige, und da sich der König sehr viel mit ihm in Unterredung einließ, so fiel es endlich dem guten Offizier schwer, beständig prompt zu antworten, und in dieser Verlegenheit warf er sein Glas Pontack um, worüber er blutroth wurde. „Bravo, mein Sohn!“ sprach der König; „es ist edel, blutroth zu werden, wenn man unschuldig Blut vergossen hat. Vergieße er es Zeitlebens nicht mehr.“

Als der König im siebenjährigen Kriege einmal bei einer guten Bürgerfrau in Schlesien abtrat, bedauerte sie ihn, daß er in einen so schweren Krieg verwickelt sei, der ihn auch nicht einmal im Winter ruhen lasse. „Ja, ja,“ sprach der König, der bei sehr guter Laune war, „das ist immer so der Weiber Art, daß sie uns Männer nicht ruhen lassen; jetzt sitzen mir zwei auf dem Halse, die mich gern unterdrücken möchten.

Der König erfuhr: daß gegen das Pfingstfest so viele Fuhren Birkenäste mit Laub nach Berlin gebracht würden, womit man, der Gewohnheit gemäß, die Zimmern ausschmückte. Er ließ es verschiedenemal sehr scharf verbieten, aber dessen ungeachtet schlichen sich von Jahr zu Jahr doch ganze Bauerfuhren solcher Birkenreiser ein, und die Bauern, die es brachten, gaben vor: das Bischen Reiserwerk sei von ihrem Grund und Boden. „Was will ich machen," sprach der gute Monarch; „ich bin wenigstens nicht schuld, wenn das Holz verschleudert wird, und meine Nachkommen frieren müssen."

„Ich möchte heut gern spazieren reiten," sagte der König. — „Was verhindert Ew. Majestät daran?" fragte ein anwesender Prinz. — „Meine Pflicht — und — merken Sie sich bei dieser Gelegenheit, mein Prinz! das Vergnügen muß lebenslang unsrer Pflicht nachstehen, und wollen Sie auch die schöne und richtige Folge wissen? — dann wird Ihnen jede Pflicht Vergnügen werden!"

„Da haben mir's meine guten Berliner übel genommen," sprach der König, als vom Ende des siebenjährigen Krieges die Rede war, „daß ich bei meiner Rückkehr ihren Ehrenbogen, Illuminationen und Einholen auswich, und dachten, daß ich ungehalten darüber geworden sei; allein ich weiß es besser, warum es geschah: sie sollten meine Thränen nicht sehen, die ich diesen Abend weinte, weil ich sie so lange, wiewohl ohne mein Verschulden, dem Ungemach und dem Schrecken des Krieges hatte aussetzen müssen.

Der König war in den ersten Jahren seiner Regierung mit seinem Gefolge in einem Gebüsch unweit Potsdam; ein schreckliches Ungewitter überraschte ihn, und ein zerschmetternder Donnerschlag spaltete nicht weit von ihm eine majestätische Eiche, und streckte sie mit ihren tausend

Aesten zu den Füßen des Königs. „Lassen Sie uns Ehrfurcht vor der Allmacht Gottes haben," sprach der erhabene Monarch, ritt heran, besah die Eichentrümmer und blieb den ganzen Weg bis nach Sanssouci im tiefsten Nachdenken versunken.

Als man einmal auf Schwerins Tod kam, und alle Umstände desselben dem Könige nochmals erzählt wurden, traten ihm die Thränen in die Augen: „Bei Gott," sagte er, „eines schönern Todes kann man nicht sterben! wie oft werde ich meinen Schwerin noch beweinen und beneiden!"

„Versteht er's gut, Zähne auszuziehen?" fragte der König den berühmten Zahnarzt K.... „Nicht so gut sie auszuziehen, als sie zu conserviren." „Das ist brav," sprach der König, „er soll mein Zahnarzt sein; ich werde ihn oft rufen lassen. Ich habe immer Zahnärzte gekannt, die ausziehen wollten, wenn sie mich ansahen, ich bin sehr erfreut, daß er mir bekannt geworden ist."

Einmal weckte ein schreckliches Gewitter den König aus dem Schlafe auf. Er hatte befohlen, daß sich ihm Niemand früh vor 5 Uhr nähern sollte; es kam auch keiner, ungeachtet es schrecklich donnerte. Das Nachtlicht war ausgegangen, der König schellte. „Darf — ich — wirklich — herein — kommen," fragte zitternd ein neuer Diener durch die Thür des Königs. „Ja, komm nur, aber nur zu meinem Nachtlichte, nicht zu mir, dies zünde mir an, und lege Dich in Gottes Namen wieder schlafen."

Biche, eines der Lieblingshunde Friedrichs, war einmal auf einem Folianten eingeschlafen, worin der König las. Das Thier schlief so fest, daß es dem gutmüthigen Friedrich nahe ging, seinen Schlaf zu unterbrechen. „Ich muß nur unterdessen eine andere Arbeit vornehmen," sprach

der König und schrieb. Unterdessen wachte Biche auf, und fing ganz sachte an, das Blatt zwischen die Zähne zu nehmen, worauf er gelegen hatte. Glücklicher Weise bemerkte es der König; „nein, Biche," sprach er, indem er aufsprang, und ihm vom Buche wegnahm; „das geht zu weit; erst willst du mich nicht lesen lassen, dann willst du mir gar das Buch zerreißen; du bist ein Grobian, fort mit dir unter den Ofen."

Der König forderte einst schleunig eine Feder. Sein Minister Herzberg war zugegen, und gab ihm die, die er eben in der Hand hatte, mit der Entschuldigung: daß sie Sr. Majestät nicht schreiben werde. „Herzbergs Federn schreiben immer gut," sagte der gnädige König.

Beim Einmarsch in Böhmen bestimmte der König sein Quartier bei einem Bauer in einem Dorfe nahe an der sächsischen Grenze. Es ward deshalb das Nöthige vorangeschickt, und die Bedienten des Königs kündigten dem Bauer an, daß der König von Preußen diese Nacht in seiner Stube essen und schlafen würde. Der Bauer stellt sich sogleich in seine Thür, um die Pracht und die solenne Ankunft so recht in Augenschein zu nehmen. Er geht nicht von der Stelle, und sieht am Ende einen Mann, in einem einfachen blauen Rock und von zwei Offizieren begleitet, vor der Thüre absteigen. Der Bauer fragte diesen Mann, ob er auch zu des Königs Leuten gehöre, und bedeutete ihm daher, daß er sich in diesem Fall zum Nachbar verfügen müsse. Ich bin nicht von den Bedienten des Königs, war die Antwort des Ankommenden, welches Niemand anders als der König selbst war, aber er hat mich zu Tische genöthigt. „Nun dann ist's gut, geh Er so lange in diese Kammer, und bürste Er sich die Stiefeln ab." Hierauf kamen verschiedene Generale und Adjutanten, die dem Könige ihre schuldige Unterthänigkeit bezeigten. Der Bauer stutzte, wußte

nicht woran er war, und trat erschrocken in einen Winkel. Dies bemerkte der König und sagte: „Bleib doch so lange hier, bis der König kommt.“ Der Bauer lächelte: „ich sehe wohl,“ fing er endlich an, „Sie wollen mich zum Besten haben. Der Herr ist wohl gar der König selbst.“ Der König lachte und ging darauf mit einigen Generalen nach der Stube. Der Bauer kroch nun aus seinem Winkel hervor, blieb bei seinem Kopfschütteln, und sagte endlich zu einem Lakaien des Königs: „Der König von Preußen geht auch gar zu schlecht! der drückt seine Bauern gewiß nicht.“

„Page,“ fragte der König, „wo sind die Kirschen, die hier gestanden haben?“

Ihro Majestät haben sie aufgegessen.

„Das ist nicht wahr.“

Ich hab's mit meinen Augen gesehen.

„Willst du mehr wissen, als ich?“

Das — wohl — nicht — sprach der stotternde Page, aber, —

Indessen hatte sich der König erinnert, und sprach im sanftern Ton. „Du mußt mir niemals widersprechen, das schickt sich nicht.“

Ja, Ihro Majestät! erwiderte der Page, ich thats meiner Ehre wegen. — Sie könnten wohl denken: ich hätte die Kirschen aufgegessen, und davor bewahre mich Gott!“—

„Ja, wenn du es deiner Ehre wegen gethan hast,“ sprach der lächelnde König, „dann ist's was anders, — bei solchen Gelegenheiten hast du Recht, mir zu widersprechen!“

Als Friedrich II. von Schlesien zurückgekommen war, ließ er schnell seinen Virtuosen Graun rufen: „Graun spiel Er mir doch den Anfang seines ersten Recitativs im Tode Jesu vor.“ Graun that es. „Gerade so, gerade so,“ sprach der König; „ich habe mich nicht verhört.“ Graun wußte nicht, was der König meinte. „Ich will Ihm sa-

gen, Graun, da habe ich in Breslau ein Abendlied singen gehört, davon sich jeder Vers wie Sein Recitativ anfängt; das Lied heißt: der goldenen Sonne Lauf und Pracht. Sieht Er, da habe ich ihn auf einen musikalischen Diebstahl ertappt! Aber laß Er es nur gut sein, es macht ihm Ehre, mit einem frommen Liederkomponisten auf einen Gedanken gestoßen zu sein." Graun konnte diesen Vorfall lange nicht vergessen, er ließ sich die bekannte Melodie aus Schlesien kommen, und fand, daß der König vollkommen recht gehört hatte. Er erzählte den Vorfall Quanz, und dieser fragte, ob er die Stelle nicht umändern wolle. „Ewig nicht, sprach Graun, sie ist mir der theuerste Beweis von dem Gedächtnisse und dem Beifalle meines Königs."

„Bekommen auch meine Hunde ihr gehöriges Futter?" — fragte der König einen Pagen. Erst Sie, dann die Hunde, dann ich, antwortete der Page. Der König, dem diese lakonische Antwort gefiel, ließ den Pagen wieder vor sich kommen, und sagte: „Mir Kaffee, meinen Hunden Bisquit, und dir diese Uhr."

Als die Frau v. S... dem Könige um eine Privat-Audienz bat, ertheilte ihr der Monarch auf ihre Fragen folgenden Bescheid:

Frau v. S. Mein Gemahl begegnet mir wahrlich sehr unhöflich.

König. Das geht mich wahrlich nichts an.

Frau v. S. Aber er lästert auch Ew. Majestät.

König. Das geht Sie wieder gar nichts an. Adieu!

Als der König während des siebenjährigen Krieges eine Nacht in einem schlesischen Dörfchen zubrachte, und des Abends in der Stube, die parterre war, umherging, und auf seiner Flöte phantasirte, bemerkte er, daß der

Schulmeister des Orts im festlichen Staate vor dem Fenster lauschte, aber sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht bemerkt zu werden. Der König öffnete das Fenster: „Was will Er?“ Bis zum Tode erschreckt, stotterte der gute Mann: „Ew. Königl. Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin so ein großer Liebhaber der edlen Musik — da konnte ich denn dem Triebe nicht widerstehen.“ — „Nun, so bleib' Er stehen!“ sagte der König, öffnete die Fensterflügel und spielte noch eine Weile fort. Der gute Alte, dem weder gute Musik, noch freundliche Milde von einem Großen vorgekommen sein mochte, hörte entzückt. Endlich legte der König die Flöte weg, und wollte das Fenster zumachen. Mit übereiltem Entzücken rief der Schulmeister: „Nein, Ew. Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut.“ — „Auch das nicht?“ rief lachend der König, indem er ihm ein Paar Goldstücke hinausreichte, und der ehrliche Schulmeister entgegnete schnell: „Ei, das wohl, denn das kann ein jeder König! Aber nicht so herrlich die Flöte blasen!“

„Wie kommt's,“ fragte der König einen seiner Gärtner, „daß ich dies Jahr so wenig Pfirsiche erhalte?“ — „Die Raubvögel! die Raubvögel!“ sprach der Gärtner. — „Ja wohl, ja wohl,“ versetzte der König, „das mag auch wohl immer die wahre Ursache sein; kann man die nicht fortschaffen?“ — „Nach dem's kommt,“ antwortete der Gärtner. — „Sehr schlimm,“ erwiederte der König, „daß meine Gärtner nicht mehr Gewalt über meine Pfirsiche haben, als Raubvögel.“

Einst ward von den egyptischen Mumien beim Könige gesprochen. „Schade,“ sprach Quintus, „daß ihre Einbalsamirung verloren gegangen ist.“ — „Das ist sie nicht,“ versetzte ein Anderer, „denn ein gewisser Doktor Nietzky in Halle will diese Kunst wieder erfunden haben, und an

einem gewissen jungen Grafen Schimmelmann soll bereits der Versuch gemacht worden sein!‘ — „Ja,“ sprach der König, „wer nur einige tausend Jahre leben könnte, um zu wissen, ob Nietzky gelogen habe oder nicht! ich will unterdessen lieber meinen Staub der Erde zurückgeben, als von Jahrhundert zu Jahrhundert als Mumie daliegen.

Einst waren nach einem anhaltenden Marsche Friedrich der Große und Ziethen so müde, daß sie sich beide auf ein Bündelchen Holz setzten und einschliefen. Noch wachte der König, als er bemerkte, daß ein Grenadier dem alten Ziethen ein Bündelchen Holz unter den Kopf schob. „Bravo,“ rief der große König leise, „der alte Mann ist müde!“ — Bald darauf stand ein anderer Grenadier auf, und stieß aus Versehen an Ziethens Fuß. Der König, der es gewahr wurde, rief diesem leise zu: „Pst! Grenadier! Wecke mir den Ziethen nicht auf, er ist sehr müde!“

Ein Tabaksfabrikant, der schon den Titel Commerzienrath erhalten hatte, war so eitel, den großen König um Verleihung des Kriegsrathstitels zu bitten. Friedrich schrieb an den Rand der Supplik: „Kriegsrath kann Er nicht werden, aber Saucenrath kann Er sein!“

Einst schrieb Friedrich eigenhändig unter einer Kabinets-Ordre vom 18. Januar 1781: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem Jeden frei, zu singen: „Nun ruhen alle Wälder,“ oder dergleichen mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden!“

Ein Bedienter des unsterblichen Königs erschien mehrere Tage hindurch in einer auffallenden, und dem Könige

sehr mißfälligen Kleidung. Friedrich that, als ob er den Menschen gar nicht bemerkte und gab ihm keinen Auftrag. Endlich merkte der Diener den Grund dieser Behandlung, eilte nach Hause und erschien bald in einem reinlichen schlichten Rocke vor Friedrich. Augenblicklich bemerkte ihn nun der König, und fragte ihn freundlich: „Kann Er mir nicht sagen, was das für ein Narr in einem fleischfarbenen Rock gewesen ist, der sich seit einigen Tagen in Sanssouci hat sehen lassen?“

„Singt man denn nun aus dem neuen Gesangbuche?“ fragte der König nicht lange nach dem merkwürdigen Bescheide, den er den bekannten 4 Gemeinden gegeben hatte. In einigen Kirchen, war die Antwort, singt man daraus, und in einigen nicht. „Davor werden auch die Sänger ein altes und ein neues Gesangbuch im Himmel haben.“ — Gleich darauf wandte sich der König ernsthaft um, und sprach; „Es ist traurig, wenn selbst einerlei Glaubensgenossen so verschiedene Grillen haben; als ob ich über den Werth und Unwerth der Gesangbücher entscheiden könnte! wenn es die Priester in meinem Lande gutheißen, dann bin ichs zufrieden, wenn aber die Klerisey darüber selbst in Krieg geräth; ja da werde ich mich wohl hüten, mich in ihren Streit zu mischen. Ich kann unmöglich etwas besseres thun, als das alte und neue Gesangbuch zugleich zu erlauben, weil es ja auch alten und neuen Geschmack giebt, Paulus sagt ja selbst: „Prüfet alles, und das Beste behaltet.“ —

Einst ritt der große König vor der Avantgarde, welche die Garde dü Corps bildeten, als ein Soldat, der sich Birnen gekauft hatte, sich ein Vergnügen daraus machte, diese seinen Vorderleuten zuzuwerfen. Eine solche Birne, die der Garde dü Corps mit der größten Kraftanstrengung von sich geschleudert hatte, verfehlte ihr Ziel, und traf sehr empfindlich die rechte Schulter des Königs. Friedrich er-

mittelte sofort den Thäter, blickte diesen, der vor Todesangst wie ein Espenlaub zitterte, eine Weile sehr verdrüßlich an, dann aber sprach er etwas freundlicher: „Er muß sich selbst sehr feind sein, daß Er sich solche harte Birnen kauft, denn meine Schulter hat es gefühlt, daß sie hart war. Künftig kaufe Er sich reiferes Obst, dann schadet Er seiner Gesundheit nicht!“ und lächelnd ritt der König weiter.

Der König hörte einmal auf seinen Reisen ein großes Geräusch in einem Dorfhause; er kam näher und erfuhr, daß es die Schule sei. Ich muß doch auch einmal in die Schule gehen; damit stieg er ab, und ging hinein. Der Schulmeister, der sich gewiß Niemandes weniger als den König vermuthete, auch denselben nicht kannte, ließ sich nicht stören, sondern bat ihn vielmehr sich niederzusetzen, und erklärte den Kindern nach seiner Einfalt und Redlichkeit das vierte Gebot, so gut er konnte. Unter andern sagte er: „Und wenn ihr Soldaten werdet, so sollt ihr auch Euren König wie Vater und Mutter lieben, auf daß es euch wohlgehe und ihr lange lebet auf Erden.“ Dies ergötzte den König dergestalt, daß er kurz darauf den Lehrer in eine ansehnliche Stadtschule versetzte, und sich fast alle Jahre erkundigen ließ, ob der brave Ausleger des vierten Gebots noch lebe.

Einmal ließ der König unvermuthet seinen Leibkutscher Pfund rufen: „Spann an Pfund, ich reise auf acht Tage weg.“ „Das Gott erbarm,“ rief Pfund, „in einer halben Stunde soll ich ein christliches Werk verrichten, und bei einem kleinen Jungen Gevatter stehen.“ — „Ja des christlichen Werks wegen,“ erwiederte der König, „muß ich wohl meine Reise um eine Stunde länger aufschieben; mach aber, daß das christliche Werk bald zu Ende kommt.“ Indem Pfund weggehen wollte, ließ er ihn zurückrufen — „hat die Wöchnerin etwas zu leben?“ fragte der König.

„Sehr

„Sehr wenig, Ihro Majestät," war die Antwort. „Da nimm ihr diese 20 Friedrichsd'or mit, und sag ihr: daß sie ihren Jungen ordentlich aufwachsen lassen soll."

Von einem ehrlichen Bauernweibe in Schlesien, welches das Glück gehabt hatte, dem Könige bei der Reise nach Breslau einiges Obst zu überreichen, erhielt er, nebst einem großen neuen Kober, folgendes Schreiben:

Lieber, gnädiger Herr König!

Da es nicht besser gerathen ist (nämlich das Obst), so müssen Sie es schon annehmen, so gut wir's haben. Ich und mein Mann haben das Beste ausgesucht, und so gut in Siede (Häcksel) und Heu eingewickelt, als es sich hat thun lassen. Verzehren Sie es mit guter Gesundheit; Gott schenke Ihnen langes Leben, daß Sie noch manches Jahr bei uns einsprechen können; das Beste werden wir immer für Sie aufheben. Ich und mein Mann bitten Sie doch gar zu sehr um Ihre Gnade, zumal da unser armes Güttel (Gut) so sehr im Verfall ist, und schon 120 Thaler 10 Böhmen und 1 Dreier Schulden darauf haften. Und hiermit empfehlen wir Sie dem allmächtigen Schutz Gottes, und verbleiben bis ins Grab

Euer Königlichen Majestäten
ewig getreu und unterthänige Unterthanen
Ich und mein Mann
N. N.

Der herablassende König beantwortete dieses Schreiben also:

Gute Mutter!

Ich bedanke mich auch für Euer schönes Obst. Wenn Gott Leben und Gesundheit fristet, komm ich über's Jahr wieder; hebt mir nur etwas auf, daß ich was finde, wenn ich wieder einspreche. Daß Ihr auf Eurem Güttel 120 Thaler 20 Böhmen und 1 Dreier Schulden habt,

das ist gar nicht gut; Ihr müßt hübsch ordentlich wirthschaften, denn sonst kommt Ihr freilich mehr rückwärts als vorwärts. Hier schicke ich Euch 200 Thaler, die auch recht gut eingewickelt sind, davon bezahlt Eure Schulden, und macht Euer Güttel rein, und haltet hübsch das Eurige zu rathe, dies rath ich ernstlich, als Euer lieber gnädiger König

Friedrich.

Als das neue Palais bei Potsdam gebaut ward, fand sich Friedrich der Große oft dabei ein, um zu sehen, ob die Arbeit auch gehörig befördert würde. Eines Tages sah er einen Greis, welcher als Tagelöhner arbeitete und Steine zum Bau herbeikarrte. Der hohe Wuchs dieses Mannes und seine ehrwürdige Miene erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Er ging auf den Greis zu, und fragte ihn: „Seid Ihr Soldat gewesen?" — Ja, Ew. Majestät. — „Bei welchem Regiment?" — Bei dem Regiment, welches Ew. Majestät als Kronprinz hatten. Ich stand schon dabei, als es Golz hieß, und bin mit in Brabant gewesen. — „Bei welcher Kompagnie?" — Bei der, welche erst der Oberst von Bock, nachher der Hauptmann von Hellermann hatte. — „Also habt Ihr mich oft gesehen?" — Ach, lieber Gott! ja Ew. Majestät. Wenn ich mich Ihrer so erinnere, was Sie für ein lieber Herr waren. Ich kam oft zu dem Fahnenzug, und da weiß ich noch recht gut, wie Ihr Herr Bruder, der Prinz Ferdinand, als Fähnrich zu dem Regimente kam, und das liebe kleine Prinzchen so neben den Fahnen bei der Revue mit marschiren mußte, da riefen Ew. Majestät alle Augenblick, nehmt meinen Bruder in Acht! — Ach Gott! wo sind die Zeiten hin, Ew. Majestät? — Habe ich's doch nie gedacht, daß ich noch einmal mit Ew. Majestät sprechen würde. Wie oft habe ich bei Ihnen die Ordonnanz gehabt! Wie oft hat's mir da gut geschmeckt, und wie wenig dachte ich damals

daran, daß ich in meinem Alter hinter der Karre laufen und meine morsche Knochen noch so anstrengen sollte! — „Wie heißt Ihr denn?“ — Martin Schmidt. — „Seid Ihr aus dem Lande?“ — Bei Fehrbellin geboren. — „Und warum kamt Ihr vom Regiment?“ — Ich bekam einen Schaden am Halse, der sehr gefährlich war, deshalb konnte ich nicht mit fort, und man ließ mich Anno 43 laufen. — „Laufen? — Ohne Euch zu versorgen?“ — Ja, da man sah, daß es sich etwas mit mir bessere, sagte man, ich könnte noch arbeiten, und da das die Herren meinten, und mein Schaden heilte, so gab ich mir weiter keine Mühe, und arbeitete als Tagelöhner da, wo es etwas zu verdienen gab. — „Seid Ihr verheirathet? Habt Ihr Kinder?“ — Ja, Ew. Majestät, ich habe eine alte Frau. Meine 3 Söhne nahm das Regiment, und sie sind alle drei im siebenjährigen Kriege geblieben. Es ist mir recht lieb, daß es so mit ihnen kam. Mir hat es so gut nicht werden wollen, ob ich gleich, so gut als sie, mit Leib und Seele Soldat war, und mir manche Kugel um die Ohren sauste. Ich muß nun karren. (Hier entfielen dem ehrlichen Alten einige Thränen.) — „Nun, laßt nur gut sein; Arbeit schändet nicht. Ich will sehen, daß ich das verbessern kann, was man an Euch versäumte. Ihr seid Invalide, und müßt versorgt werden; dafür werde ich sorgen. Laßt Eure Karre stehen, und geht dahin, wo Ihr zu leben wünschet. Euren nöthigen Unterhalt will ich Euch reichen lassen.“ — Ach, lieber Gott! Ew. Majestät wollen mein Engel sein, und wollen mich armen Kriegsknecht nicht verstoßen? Ich soll nun nicht im Elende sterben, wie ich immer befürchtet habe? Das vergelte Ihnen Gott, der Allmächtige! — Der erhabene Monarch, gerührt von der Rede des Greises, sagte zu ihm: „Geht nur, geht nur; meldet Euch in Berlin beim Militär-Departement, da werdet Ihr schon hören, was mit Euch geschehen soll.“

Der Greis küßte dem Könige vielmal die Hände und

den Rockschooß, und benetzte sie mit Thränen. Der König mußte sich mit Gewalt von ihm losreißen, und gab sogleich Befehl, daß der alte Invalide monatlich so viel erhalten sollte, daß er leben könnte und nicht weiter arbeiten dürfte. Dieser begab sich nach einem Dorfe, in der Gegend von Fehrbellin, wo er vor mehreren Jahren gestorben ist.

Ein kleiner Knabe von 8 Jahren, aus einem benachbarten Dorfe bei Potsdam, war gewöhnt, öfters dem Könige vorzulaufen, wenn er aus Sanssouci nach der Stadt und zur Parade ritt. „Junge, was rennst Du mir denn immer vor, mein Pferd wird Dich einmal treten.“ — Schad't nichts, sprach der kleine Knabe, dafür habe ich auch den König gesehen. Diese naive Antwort des Knaben brachte seine Eltern in die größte Gnade des Monarchen, und er nahm sich des Kindes bis an sein Ende an, und nach seinem Tode noch wurde für ihn gesorgt.

Zur Zeit der Anwesenheit des Großfürsten von Rußland gab dieser erlauchte Gast seine größte Verwunderung darüber zu erkennen, daß der König so oft, fast ohne die geringste Begleitung, sich öffentlich zeige. „Mein Gott!“ sagte der russische Thronerbe, „Sire, wie können Sie sich so mancherlei Art von Gefahr aussetzen, nach meiner Idee muß ein König beständig mit einer starken Bedeckung umgeben sein!“ — „Bin ich das nicht, mein lieber Großfürst!“ versetzte der König mit heiterem Lächeln, „bedecken mich nicht allenthalben meine treue Unterthanen, sind sie nicht alle meine Kinder! bin ich nicht Aller ihr Vater?“

Nach dem teuflischen Anschlage des berüchtigten Baron von Warkotsch, rieth man den großen Friedrich, sich zur Beschützung seiner Person eine Leibwache anzuschaffen, doch der König erwiederte kopfschüttelnd: „Das käme mir eben so vor, als wenn ein Vater, der viele Kinder

hat, sich Knechte miethete, die ihn gegen die Nachstellungen der Kinder sichern sollten. Ich halte mich für den Vater meiner Unterthanen; wenigstens thue ich an meinem Theile Alles, mich gegen sie als ein Vater zu zeigen, und denke also sicher unter ihnen umher wandeln zu können!“

Auf einer Reise nach Schlesien fiel dem Könige ein Gedanke ein, den er gern aufzeichnen wollte. Er fragte nach Bleistift. Pfund, sein Leibkutscher, hörte von Blei, griff in die Tasche und präsentirte dem Könige eine Flintenkugel. „Narr, Bleistift will ich haben,“ sprach der König.“ — Ja, den habe ich nicht, erwiederte Pfund, das ist aber doch auch Blei; Ihro Majestät haben das doch auch manchmal gebraucht. Der König lachte herzlich und versprach Pfund, seiner bestens zu gedenken, wenn er einen Sekretair brauchen würde.

Nach dem Hubertsburger Frieden ritt einst Friedrich der Große nach Charlottenburg, und befahl hier einem Trompeter, Feuerlärm zu blasen, blos um sich von der Schnelligkeit seiner Leute zu überzeugen. In wenigen Minuten standen auch die Garde dü Corps auf dem Schloßplatze, wo der König schon hielt, in Reihe und Glied, als noch ein alter Garde dü Corps angesprengt kam, und mit lauter Stimme fragte: „Na, wo ist denn das Feuer? Ich habe mir bald Hals und Bein gebrochen!“ — Schnell ritt der König an den Vorlauten hinan, und sprach im leutseligen Tone: „Ich habe nur sehen wollen, ob Ihr auch geschwind zu Pferde seid!“ — Doch der alte, benarbte Krieger erwiederte verdrüßlich: „Ei was, das sind Narrenspossen! Ich bin im Felde niemals der Letzte gewesen. Hier aber hat es keine Noth, so was müssen Sie junge Kerl machen lassen!“ — Da rief der Rittmeister mit donnernder Stimme: „Will Er wohl das Maul halten?“ — Doch Friedrich sprach mit Milde und Herablassung:

„Der alte Garde dü Corps hat Recht. Er soll künftig, wenn Lärm geblasen wird, nicht heraus, er ist alt und steif. Für seine trockene Freimüthigkeit soll er sich aber etwas zu Gute thun. Da hat Er einen Friedrichsd'or!"

Der Magistrat einer kleinen westphälischen Stadt hatte, um ein Kassendeficit zu decken, die Abgaben erhöht, und da ein Monat nur 4 Wochen, das Jahr aber 52, und hiernach also 13 Monate hat, einen dreizehnten Abgabe-Monat ausgeschrieben. Die Bauern eines Kämmereidorfes wollten sich hierüber bei dem Könige beschweren, und schickten deshalb ihren Schulzen nach Sanssouci. Hier angekommen, stellte sich der Schulze kerzengerade an die Terasse des Schlosses, und bald kam auch der König und fragte ihn, woher er käme, und was er wolle? — „Aus Westphalen," lautete die Antwort, „und ich will Ew. Majestät nur fragen, wie viel Monate im Jahre sind?" — Der König sagte lächelnd: „Wenn Ihr's nicht wißt, so seht in dem Kalender nach." — „Ja, im Kalender," erwiederte der Schulze, „stehen nur zwölf, aber unser Magistrat hat dreizehn gemacht!" — Friedrich ließ sich nun die Sache erklären, und schickte dann den Schulzen mit folgender Kabinetsordre zurück:

„Ueberbringer dieses, der Schulze N., soll von nun an Assessor Eures Collegii mit Sitz und Stimme sein, und soll darauf sehen, daß es nur 12 Abgabe-Monate gebe, und kein dreizehnter eingeführt werde. Dafür sollt Ihr ihm jährlich 200 Thaler aus Eurer Kämmerei geben, und ihm die Reise vergüten.

Friedrich."

Der preußische Gesandte am Hofe zu St. James beklagte sich bei Friedrich dem Großen darüber, daß seine Besoldung so gering sei, daß er, wenn er keine Zulage erhielte, seine Equipage abschaffen und zu Fuß nach Hofe

würde gehen müssen. Friedrichs Antwort lautete: „Geh Er nur immer zu Fuß, daß verschlägt nichts, und wenn Jemand darüber Glossen machen sollte, so darf Er nur sagen: Er sei mein Gesandter, und hinter ihm gingen 30,000 Mann!"

Ein Grenadier vom ersten Garde-Regiment, Namens Bouillon, hatte, da der König öfters seinen Spaß mit ihm trieb, diesen bei allen seinen Kindern zum Gevatter gebeten, und Bouillon benutzte es, um den König so oft als möglich um ein Geldgeschenk zu bitten. Da dieses denn doch zu oft kam, sagte der König einst, als ihn Bouillon mit den Worten anredete: Err Gevatter, ick brauch Geld! — lachend: „Geh, ich habe keins!" — Bouillon fuhr nun fort: Ihro Majestät, lehn Se mir auf meine Kapitulation swei Dukat. — Der König that es, ließ aber, als er sich später an Bouillon erinnerte, diesen und den Feldwebel rufen, und fragte den Letzteren: „Was verdient der Soldat, der seine Kapitulation versetzt?" — Vier und zwanzigmal Gassenlaufen, und die Kapitulation ist verfallen, erwiederte der alte Feldwebel. Da trat Bouillon schnell hervor und fragte den Feldwebel: Err Feldwebel! was hat aber der verdien, der auf Kapitulation Geld lehn? — Nun lachte der König laut auf, gestand selbst ein, daß auch er gefehlt habe, und sagte noch immer lachend zu Bouillon: „Da nimm Deine Kapitulation zurück, aber komm mir sobald nicht wieder!"

Der König ritt einmal bei der Garnisonkirche in Potsdam vorbei, als eben die Posaunen-Bässe und Trompeten gestimmt wurden. „Was brummt hier so?" fragte der König. Als man ihm sagte: daß es die Orgelpfeifen wären, versetzte er: „Ich dachte schon, meine frommen Potsdammer hätten sich wieder einen Feiertag gemacht."

Eines Tages ritt der große Monarch nach der Porzellanfabrik. Als er daselbst absteigen wollte, hatte sich ein kleiner Knabe vor dem Pferde gefürchtet, und sich auf die Treppe vor der Thür geflüchtet, wo er das Unglück hatte zu fallen, eine porzellanene Tasse zu zerbrechen und einen Dreier zu verlieren, weshalb er ein großes Geschrei erhob. Der König, der jetzt eben auf die Treppe hinauf ging, faßte den Knaben liebreich bei der Hand und sagte: „Komm mit, mein Sohn, ich will Dir eine andere Tasse geben.“ Der Knabe folgte dem Könige weinend nach und erhielt eine ähnliche Tasse, nebst einem Thaler. Dieses Geld wollte aber das Kind durchaus nicht nehmen, sondern sagte: „ich muß eben einen solchen Dreier haben, um für meine Mutter Syrup zu holen.“ Der König lachte über die treuherzige Antwort des Kindes, und befahl Jemanden, den Knaben nach Hause zu bringen, wohin er zugleich ein Geschenk von 6 Paar Tassen und einen Friedrichsd'or schickte.

Friedrich der Große hatte eine bestimmte Summe für seine Küche ausgesetzt, und diese durfte nicht überschritten werden. Waren daher einmal mehr Gäste, als gewöhnlich, und mußten daher auch mehr Gerichte aufgetragen werden, so ließ sich der König sogleich eine Rechnung von der Mehrausgabe vorlegen, und wies deren Bezahlung an. Als einst auch eine außerordentliche Küchenausgabe entstanden war, erhielt der König folgende Rechnung darüber:

Die Extra-Consumtion bei der Königl. Hofküche vom 9. November 1784 beträgt in Summa:

25 Thlr. 10 Gr. 1 Pf.

Friedrich der Große, von allen gangbaren Preisen sehr wohl unterrichtet, schrieb eigenhändig darunter:

„Gestohlen,

denn ungefähr 100 Stück Austern sind auf dem Tische gewesen, kosten 4 Thlr. Die Kuchen 2 Thlr. Quap-

penleber 1 Thlr. Der Fisch 2 Thlr. Der Kuchen auf russisch 2 Thlr., macht 11 Thlr. Das Uebrige ist gestohlen. Da ein Essen heute mehr gewesen ist; Hering und Erbsen kann 1 Thlr. kosten; was also über 12 Thlr. ist, ist impertinent gestohlen.

Friedrich."

„Lieber Koch," sprach einmal der kränkliche König, „ich habe gar keinen Appetit, was mache ich, daß ich Esslust bekomme?" — Ich werde sorgen, sprach der Koch und ging fort. Indessen war der König begierig zu wissen, was ihm dieser zurichten würde, und erwartete mit einer gewissen Sehnsucht die Zeit zum Essen, aber es kam nichts. Der König wartete noch eine halbe Stunde, und es kam noch nichts, — endlich ließ er den Koch mit einigem Unwillen fragen: ob er ihn wollte hungern lassen? Sogleich kam der Koch selbst mit seiner Schüssel und sagte: Ihro Majestät verzeihen gnädigst, ich konnte nicht anders für Dero Appetit sorgen, als daß ich Sie warten ließ; Gott gebe, daß Sie meine Schüssel mit Appetit verzehren. Der König lächelte und speiste mit außerordentlichem Appetit. „Mein Koch hat Recht," sagte der König; „Hunger ist der beste Koch." Hierauf schickte er ihm ein ansehnliches Geschenk für sein Recept.

Der große Friedrich konnte es durchaus nicht leiden, wenn Jemand Nachrichten vom Hofe einzuziehen suchte. Einst traf er seinen geheimen Kämmerer Fredersdorf mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt, und Friedrich erhielt auf seine Frage die Antwort: daß es ein Schreiben vom Bürgermeister aus Joachimsthal wäre. Der König ließ sich den Brief geben, las ihn durch und fand am Schlusse die Bitte an Fredersdorf, dem Bürgermeister doch auch Hofneuigkeiten zu melden. Friedrich gab nun den Brief an Fredersdorf zurück, und befahl diesem, augenblicklich

die Antwort auf dieses Schreiben fertig zu machen, dieselbe aber noch vor dem Siegeln dem Könige erst noch vorzulegen. Fredersdorf gehorchte, und Friedrich schrieb nun eigenhändig unter den Brief:

„Das Neueste bei Hofe ist, daß der Bürgermeister zu Joachimsthal cassirt ist.

Friedrich."

Einst forderte der König geschwind ein Glas Wasser; der Page, der zu schnell war, gleitete auf dem gebohnten Fußboden aus, und fiel mit dem Glase lang vor dem König hin. Ach, nun bin ich ewig um Dero Gnade gekommen, rief er erschrocken. — „Nein, mein Sohn," sprach der gnädige König; „Wasser thut das nicht!"

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege trat ein Soldat, der bei Kunersdorf lahm geschossen war, den König an, und bat ihn um eine gute Versorgung, die eben offen war. „Eine Stunde früher, mein Sohn, dann hättest Du sie erhalten, so eben ist sie weg." — Hol mich der Teufel, Ihro Majestät müssen mich versorgen, ich habe Weib und Kinder, und nichts zu leben. — „Nun, nun, ehe Dich der Teufel holt, und wenn ich muß — und da Du Weib und Kinder hast, werde ich schon auf eine andere Versorgung denken müssen. Hier in diesem Papier ist eine; geh hin, fluch aber nicht mehr, Gott verwandelt nicht immer einen Fluch in Segen!"

Nach der Einnahme von Brieg, sagte, als der König die gefangenen Oesterreicher musterte, ein alter, kaiserlicher Grenadier ganz treuherzig: Halter, Ew. Majestät sind, seitdem ich Sie nicht g'sehn hab, a recht sauber Herrle geworden! — Der König fragte herablassend: „Hast Du mich denn sonst schon gesehen?" — Halter ja, entgegnete der gefangene Krieger, ich habe Sie recht oft im Lager

von Mühlberg g'sehen; da hab' ich bei den Sachsen gedient, und stand vor Ihrem Zelte Schildwacht! — „So, so," sagte darauf der König lächelnd, und wendete sich zu seinem Pagen mit den Worten: „Gieb ihm doch der alten Bekanntschaft wegen etwas!" — Der Gefangene wurde reichlich beschenkt.

Einst hatte der unsterbliche König eigenhändig an den Landrath Hübner in Stettin geschrieben, und der Brief lag noch unzusammengelegt auf des Königs Schreibtisch, als Friedrich seine Windspiele hereinkommen ließ, und diesen eine Schüssel voll gebratenen Hühnern vorsetzte. Diane war die erste, die ein Huhn sich langte, dann aber sprang sie schnell auf des Königs Schooß, und von da auf den Schreibtisch, wo sie das von Fett triefende Huhn auf den Brief an den Landrath Hübner hinlegte. Friedrich lachte, und die muntere Diane von dem Tische jagend, sagte er: „Geh, Diane! Du erinnerst mich, daß ich auch den Brief fett machen soll. Du bringst mich nur um Geld. Marsch, herunter!" — Dann ergriff Friedrich den fettigen Brief, und setzte als Nachschrift darunter:

„Mein lieber Landrath Hübner! der Brief soll und muß fett sein, wie Er sehen wird. Meine Diane hat mich daran erinnert; also nehme Er die beifolgenden 100 Stück Friedrichsd'or an von Seinem wohl affectionirten König

Friedrich."

Ein steinaltes Mütterchen trat gerade vor den König, als er einmal bei der Pferdewechselung abstieg. „Mütterchen, was wollt Ihr," fragte der König gnädig. — Nur Ihr Antlitz sehen, und weiter nichts. Der König griff nach einigen Goldstücken, und gab sie ihr mit den Worten: „Mütterchen, seht, hier auf diesen Dingern stehe ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lange Ihr

wollt, und so lange Ihr könnt, ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen."

Als Friedrich der Große mit seiner Armee auf dem Marsche nach Böhmen begriffen war, sangen die Garde dü Corps recht niedliche Kriegs- und andere Lieder mit fröhlicher Stimme. Vergebens verbot es ihnen der Lieutenant von Trotta mehreremal, sie sangen fröhlich fort. Der König hatte diesen Gesang schon lange gehört, und sich innigst darüber gefreut. Er ritt daher zu den Sängern. Kaum gewahrte Trotta den König, als er mit ärgerlicher Stimme den Soldaten zurief: Dort kommt der König, der wird Euch die Mäuler schon stopfen! und im Augenblick hörte das Singen auf. Friedrich dem Großen fiel dies plötzliche Aufhören des Gesanges auf, er fragte daher, als er nahe genug war: „Kinder, warum singt ihr nicht noch?" — Als hierauf ein Garde dü Corps dreist erwiederte: Der Lieutenant von Trotta hat es uns verboten! wendete sich der König an diesen, und sagte im verweisenden Tone: „Herr, laß Er meine Leute vergnügt sein! Denkt Er, daß Er Sklaven unter sich hat? Nein, es sind meine Preußen!" und zu den Soldaten gewendet, sagte er im heiteren Tone: „Kinder, singt fort, ich will Euch nicht stören!"

Einmal ging der König ohne die geringste Begleitung durch verschiedene Straßen in Potsdam. Eine der Schildwachen übte sich in verschiedenen Tempos, ohne den kommenden König zu bemerken. Als er fast heran war, warf sich der Soldat in die Brust, und präsentirte. „Brav, mein Sohn," sprach der König, „Du kannst Deine Tempos gut, aber auf dem Posten ist eins der vornehmsten Tempos, die Augen allenthalben zu haben," und damit warf er ihm ein Goldstück zu.

Friedrich der Große konnte keinen Verräther, selbst wenn er ihm nützte, leiden. Dies bewies er auch im 7jährigen Kriege, denn als hier der Diener eines österreichischen Generals mit dessen wichtigsten Papieren desertirte, diese Friedrich brachte, und nun auf Lob und große Belohnung hoffte, sagte der König mit verächtlicher Miene zu ihm: „Was soll ich Dir anvertrauen? Du kannst nicht verlangen, daß ich Dich in meine Dienste nehme, denn Du bist ein ungetreuer Kerl. Indeß hast Du hier etwas für Deinen vermeinten Dienst, aber damit packe Dich, und laß Dich nie im Lager oder bei der Armee wiedersehen, sonst wirst Du gehenkt!“

Als Friedrich der Große den Freiherrn von Schrötter zum Ober-Präsidenten des obersten Gerichtshofes in West-Preußen ernannte, redete er denselben folgendermaßen an: „Weiß Er, wer ich bin, und wer Er ist? — Ich will es Ihm sagen: Ich bin der oberste Justitiarius über mein Land, und muß Gott dermaleinst Rechenschaft geben, daß die Justiz darin gehörig verwaltet worden. Weil ich nun aber allein dies nicht bewirken kann, so habe ich Ihn zu meinem Justitiarius dieser Provinz ernannt. Er hat nun nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu erfüllen, sondern ist auch mir deshalb verantwortlich, daß ein Gleiches von jedem Justizbeamten dieser Provinz beobachtet werde!“ — Herrliche, unvergeßliche Worte dieses großen Monarchen.

Vor einigen Jahren, als so ein großes Geschreibe für und wider die Existenz des Teufels war, kam dieser seltene Fall auch zu den Ohren des Königs. „Da hat man nun die liebe Christenheit bald achtzehn Jahrhunderte den Teufel glauben lassen,“ sprach er: „und nun fällt's einigen Herren Schwarzröcken gar ein, den armen geschwänzten Schelm nicht einmal das leidige Dasein zu

gönnen! wo soll denn die Hölle bleiben, wenn kein Teufel mehr ist? pfui! über die Verschiedenheit der Meinungen! wenn man doch das gemeine Volk nicht irre machte!“

Voltaire war einst bei seiner Anwesenheit am preußischen Hofe sehr beim Könige in Ungnade gekommen, und es gelang ihm auf keine Weise, sich wieder beim Monarchen in Credit zu setzen. Endlich dauerte ihm diese Ungnade zu lange, und er schlich dem Könige in den Garten nach. Der König ging Alleen auf und nieder, und las ernsthaft in seinem Buche; das war nun eben keine Gelegenheit zum stören. Voltaire stand also im Begriff, wieder aus dem Garten zu schleichen und eine bequemere Gelegenheit abzupassen. Glücklicherweise schlug der König sein Buch zu, blieb tiefdenkend vor Cäsars Statue stehen und betrachtete sie über eine Viertelstunde. Hurtig schlich sich Voltaire näher, und fing etwa 6 Schritte vom Könige überlaut zu lachen an. Der König sah sich schnell um, erblickte Voltairen, und fragte ziemlich finster: „was er hier wolle, und worüber er lache?“ Meine Reue ablegen will ich, und mich dann über einen König todtlachen, der so lange bei einem Familienstück verweilen kann. Der König fühlte das feine Lob, und mit einem warnenden „Voltaire! Voltaire!“ erhielt er die Gnade des nachsichtsvollen Königs wieder.

„Fragt doch nach,“ sprach der König auf einem Marsche im 7jährigen Kriege, „ob hier im Dorfe kein gutes Wirthshaus sei?“ — Das ist wohl hier, lautete die Antwort eines zurückkehrenden Husaren, aber die Leute haben kein Glas, kein Messer, keine Gabel, keinen Teller, die Feinde haben vor einer Stunde alles zerschlagen, oder mitgenommen. „Sehr schlimm,“ sprach der König; „die guten Leute müssen nun auch erfahren, daß es Freunde im Kriege giebt.“ Die Wirthsleute erhielten auf der Stelle

einige hundert Thaler, und wenige Tage darauf das ganze Dorf einige tausend Thaler, welche verhältnißmäßig ausgetheilt werden mußten. „Gott bewahr euch Kinder," sprach der König, als er aus diesem Dorfe wegritt; „betet wacker, damit es bald Friede werde, dann will ich mehr thun."

Einst sagte der unsterbliche König, indem er schnell von der Tafel aufstand, zu seinen Gästen: „Meine Herren, ich muß abbrechen, denn jetzt giebt es bei mir vollauf zu thun. Meine Unterthanen machen mich zu ihrem Advokaten, und ich will es auch gerne sein; indeß verlangen sie doch ein wenig zu viel von mir, denn sie wollen, daß ich alle ihre verdorbenen Prozesse wieder gewinnen soll."

Im siebenjährigen Kriege hatte sich der König bei einer armen Wittwe, wo er eingetreten war, den Schlafrock ihres verstorbenen Mannes angezogen, weil ihn der Regen ganz durchnäßt hatte. „Liebe Frau," sprach der König, „verkauft sie mir wohl den Schlafrock? — ich habe jetzt weniger anzuziehen als Lazarus." — Die Frau bis zu Thränen gerührt, über die mißlichen Umstände des großen Monarchen, brachte alle Kleider ihres Mannes zusammen getragen, und bot sie dem Könige nebst dem Schlafrocke an. Der gute König mußte herzlich über diese Treuherzigkeit lachen, ließ aber doch wirklich den Schlafrock einpakken, der ihm diesmal so gute Dienste geleistet hatte, der armen Frau aber ließ er hundert Goldstücke, und noch eins besonders für den Schlafrock, unter den Teller legen, worauf ihm ein Butterbrod gebracht worden war.

In den jüngeren Jahren des Königs hatte ein sehr schönes Frauenzimmer die Ehre, sich beim Könige eine Gnade ausbitten zu dürfen. Der Monarch ging verschiedenemale auf und ab, ihr Bedenkzeit zu lassen, endlich aber währte es ihm doch zu lange. „Nun," fragte der König, „hat

Sie denn gar nichts von mir zu bitten?" Nein, versetzte sie. „Nun so geh Sie in Gottes Namen!" — Sehr schön, aber sehr einfältig, sprach der König zu einem anwesenden Kavalier, ich will ihr aber doch eine Geldbörse nachschicken, vielleicht kauft sie sich dafür — Verstand.

Als der König aus dem 7jährigen Kriege zurückkam, bezeigte ihm auch die Frankfurter Judenschaft ihre ehrfurchtsvolle Freude durch ein Gedicht, welches sie Wort für Wort auf das Prächtigste hatte sticken lassen. Der König erschrak über das schrecklich große Convolut, und fragte, „ob sie ihm ein ganzes Buch zum Willkommen hätten drucken lassen?" Der Vornehmste erklärte aber Sr. Majestät: daß ihr Glückwünschungsgedicht nur deshalb so groß sei, weil Zeile für Zeile in Gold, Silber und Seide gestickt worden wäre. Hierauf ließ sich der König aufs gnädigste einige Strophen vorlesen, und gab seinen lauten Beifall zu erkennen, weil sich auch im Gedichte die hebräischen Worte **Scholem** und **Adonai** befanden. „Genug, genug," rief er; „ich höre schon: daß ich euer gnädiger Judenkönig sein und bleiben soll, ich werde es auch thun," und damit entließ er das ganze Frankfurter Israel mit lautem Frohlocken und Jauchzen. Der König lachte noch bei der Tafel über diese wohlgemeinte Judenprozession, und sagte: daß ihm unter tausend Ehrenbezeigungen keine so viel Vergnügen gemacht hätte, als diese.

An einem sehr unfreundlichen Tage, wo man sich vor Sturm und Regen kaum auf der Straße halten konnte, erschien der König doch auf der Parade. „Meine Herren," sprach er, „wir müssen im Frieden nicht vergessen, daß wir den 7jährigen Krieg gemacht haben. Kein Wetter muß Soldaten rühren."

Als ein andermal der König bei einer Schildwache vorüberritt, fragte er dieselbe, was die Glocke wäre? — Mich hungert, war die Antwort des Soldaten. Der König verstand sie, und schenkte ihm einen Dukaten.

Als Friedrich II. erfuhr, daß der Graf Clermont zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen ernannt worden sei, sagte er: „Der König von Frankreich muß der Generale wegen sehr in Verlegenheit sein, da er einen Benedictiner-Abt zum General macht; ich hoffe, nächstens wird ihn der Erzbischof von Paris ablösen?“

Einstmal besah der König bei seiner Anwesenheit in Hirschberg den Kirchhof, welcher rings herum von prächtig gebauten Grüften wimmelte, die man allenfalls für kleine Kapellen ansehen konnte. „Was sind das für Häuschen?“ fragte der König. — Grüfte der Kaufleute, war die Antwort. — „Nun, das ist wahr,“ versetzte er, „der Staat erstreckt sich hier bis aufs Vermodern!“

Eben daselbst zog die Bürgerwache einmal auf, und hielt in seinem Quartier das Zudringen des Volkes mit Kolbenstößen und Schlägen ab. Der König bemerkte es aus seinem Zimmer mit vielem Mißfallen. „Laßt meine guten Unterthanen mich sehen, so lange sie können und wollen; ich freue mich, daß sie mich lieben und gerne sehen.“

Ein junger Offizier wollte gar zu gern Kapitain werden. Sein Oheim, der viel beim Könige galt, legte dieswegen eine Fürbitte ein. „Daraus wird nichts,“ sprach der König; „ich habe andere würdige Männer zu avanciren, die Pulver gerochen haben; doch will ihn sehen.“ — Der junge Mann erschien. „Nein, nein, mein Sohn!“ sprach der König, da er ihn erblickte; „Er muß noch war-

ten, noch lernen, Verdienste lassen avanciren, sonst nichts!“ — „So weiß ich was ich thun will, Ihro Majestät!“ — Dem Könige fiel diese Rede auf; „ei,“ sagte er, „und was will Er denn thun? junger Mensch!“ — „Lieutenant bleiben und Verdienste erwerben.“ — Der König lächelte und machte ihn in kurzer Zeit darauf zum Kapitain.

Ein junger Oekonom sollte nach England reisen, um sich daselbst in der Landwirthschaft auszubilden. Vorher aber verlangte der König einen Aufsatz über verschiedene Wirthschaftspunkte von ihm, damit er seine etwanigen Fähigkeiten beurtheilen könnte. Er brachte den Aufsatz, der aber so verworren und weitschweifig gerathen war, daß ihn der König fragte: ob er auch dreschen könne? Der junge Landwirth, der die Frage in ihrer wahren Bedeutung verstand, nahm sogleich seinen Aufsatz zurück, brachte ihn aber des andern Tages dem Könige wieder. Dem Könige gefiel die prompte Abänderung, auch fand er nun den Aufsatz sehr gut und verständlich. „Das ist recht,“ sprach der gnädige Monarch, „wenn man drischt, muß man rein dreschen, und immer Spreu und Körner sondern — das gehört jedem braven Landwirthe zu. Es wird schon werden, reise Er in Gottes Namen nach England, und lern' Er etwas rechtes.“

Der König konnte sich jede Physiognomie auf viele Jahre merken. Einst traf er einen Bauerjungen in Schlesien auf dem Wege an, der ein Stück Geld verloren hatte, welches er mit Geschrei und unter Thränen suchte; der König erbarmte sich seiner, sah ihn genau an, und warf ihm ein Goldstück zu. Einige Jahre später faßte er in Schlesien den nämlichen Bauerjungen ins Gesicht. — Der König ließ ihm fragen: ob er nicht vor einigen Jahren in der nämlichen Gegend Geld verloren und gesucht habe? Der Knabe bejahete es mit der dankbaren Erinnerung, daß

ihn dazumal Seine Majestät mit einem Goldstück beschenkt hätten. „Gebt ihm noch zwei," sprach der gnädige König, „denn dieser Umstand läßt mich Gott für meine scharfen Augen danken, die ich noch in meinem hohen Alter habe."

Der König konnte nicht leiden, wenn bei seinen Spazierritten, ohne seinen Befehl, Mantel oder Ueberrock mitgenommen ward. An einem sehr kalten Herbsttage fror ihn aber einmal auf einem solchen Spazierritt sehr. „Ich wünschte doch," sprach er, „daß ich meinen Mantel mitgenommen hätte." Einer von seinen Leuten, der ihn heimlich versteckt hatte, kam gleich mit hervor. Der König sah ihn ernst an. „Wer hieß Dich den Mantel mitnehmen?" — Ihro Majestät! der heutige kalte Tag! — „Na, eine halbe Stunde in die Wache, weil Du ihn ohne meinen Befehl mitnahmst, und dann 100 Thaler, weil Du ihn aus guter Vorsorge mitgenommen hattest. Künftig aber thue Du das nicht, die Leute möchten sonst denken, daß ich nicht vom Ofen wegkommen könnte."

Bei der Tafel des Königs ward des Gottesdienstes der Herrnhuter erwähnt; unter anderm auch: daß Jünglinge und Mädchen ihre besonderen gottesdienstlichen Stunden hätten. „Das ist eine sehr vernünftige Einrichtung," sprach der König; „denn wo junge Leute zusammen kommen, da ist gemeiniglich alle Andacht weg, wenn sie sich ins Auge sehen; ich habe die Bemerkung davon in lutherischen und katholischen Kirchen gemacht."

Der König ritt einst spazieren. Unterweges traf er eine Bauersfrau an, die ihr Kind stillte. Als sie den König bemerkte, wollte sie sich entfernen, er aber winkte ihr sehr gnädig zu, daß sie sich in ihrer mütterlichen Pflicht nicht sollte stören lassen. Als er sich ihr näherte, fragte

er sie, wer sie wäre, wer ihr Mann sei, und ob sie auch Wirthschaft und Auskommen hätte? Die arme Frau gestand, daß ihr Mann vor wenig Wochen begraben sei, daß sie Schulden hätte, daß sie ihr kleines Haus verkaufen und sich mit ihren Kindern nach Potsdam oder Berlin in Dienst begeben wolle. — Der König ließ sich sodann genau nach den Umständen der Wittwe erkundigen, und als er erfuhr, daß diese Leute nicht durch schlechte Wirthschaft heruntergekommen waren, so ließ er ihr das Häuschen, bezahlte ihre Schulden, und setzte sie wieder in gute Nahrung.

Als Friedrich der Große im Winter von seinem Gärtner Kirschen geschickt erhielt, beauftragte er einen seiner Pagen, dieselben der Königin zu überbringen. Auf dem Wege dahin, ließ sich der Page gelüsten, eine zu kosten; da er aber das angenehme Aroma schmeckte, verführte ihn seine Naschhaftigkeit dergestalt, daß auch nicht eine Kirsche übrig blieb. Einige Zeit nachher stattete der König seiner Gemahlin einen Besuch ab, und unter andern Gesprächen kam auch der Monarch auf die Kirschen, und fragte, wie Ihre Majestät die Kirschen gefunden hätten? — Welche Kirschen? fragte die Gemahlin. — „Die, welche ich vor einiger Zeit geschickt habe.“ — Ich habe keine erhalten, versetzte die Königin. — Der König, gegen seinen Pagen erzürnt, schrieb sogleich, nachdem er in seinen Zimmern zurückgekehrt war, an den Offizier der Hauptwache folgendes Billet: „Ueberbringer dieses erhält 50 Stockprügel. Friedrich,“ und übergab das Schreiben demselben Pagen, um es an seine Adresse zu befördern. Auf diesem Wege zur Wache erinnerte sich der Page seiner Naschhaftigkeit, und befürchtete nicht mit Unrecht die Strafe dafür; denn, sagte er zu sich selbst, der König war heute bei seiner Gemahlin, und auf jeden Fall haben sie von den Kirschen gesprochen; dies beweist der Brief an den Offizier der Hauptwache. Zum Glück begegnete ihm ein bekannter

Jude. Freund, sagte er zu diesem, würdet Ihr mir wohl die Gefälligkeit erzeigen, und diesen Brief schleunigst an den Offizier der Hauptwache befördern, denn ich habe noch mehrere wichtige Geschäfte zu besorgen, und daher die größte Eil'. — Herzlich gern, versetzte der Jude, Sie wissen ja, daß ich sehr gern zu Ihren Diensten stehe. Er ging. Nachdem der wachthabende Offizier das Schreiben des Königs gelesen hatte, befahl er, den Trommelbock zu bringen. Der Jude, als er die Zurichtung einer Exekution wahrnahm, fragte zitternd, was das sagen sollte. — Ihr werdet es sogleich fühlen, erwiederte der Offizier. — Wie! ich? rief immer ängstlicher der Jude. — Ja, auf ausdrücklichem Befehl des Königs, war die Antwort des Offiziers. — Aber mein Gott! versetzte der Jude, was habe ich denn dem Könige gethan? — Hier ist der Befehl . . . . Unteroffizier, sagte der Offizier gelassen, ohne auf die Erwiederungen des Juden zu hören, thut Eure Schuldigkeit und gebt ihm 50 Stockprügel, dann wollen wir sehen, was noch weiter zu thun ist. — Der arme Jude ward nun dermaßen zerprügelt, daß er fast seinen Geist aufgab, und daß man sich genöthigt sah, ihn nach Hause zu tragen. Am andern Tage befand sich der König auf der Parade, und fragte den Offizier, ob er den Ueberbringer Seines Schreibens befohlenermaßen gezüchtigt habe? — Ja, Sire! antwortete Jener, nach den Befehlen Ew. Majestät, — „Ich glaube es kaum," erwiederte der Monarch, indem er seinen Pagen gewahr wurde, „derselbe befindet sich ganz wohl." — Ew. Majestät werden mir verzeihen, es ist ganz unmöglich, daß er sich hier befinde. — „Und dennoch," entgegnete der König, indem er auf seinen Pagen zeigte. — Ich weiß nichts darauf zu erwiedern, sagte der Offizier, als daß ich ihn nicht sehe. — „Sieht er denn nicht hier meinen Pagen?" fragte Friedrich. — Bitt' um Entschuldigung, Sire! dieser hat die Stockprügel nicht erhalten. — „Und wer denn?" war des Königs Frage. — Es war

ein Jude, erwiederte der Offizier. Der König konnte sich das Lachen nicht enthalten, und nachdem er sich von der ganzen Sache genau unterrichtet hatte, verzieh er dem Pagen seine Naschhaftigkeit wegen seiner List, dem armen Juden aber schickte er ein ansehnliches Geldgeschenk, um ihn seine Schmerzen vergessen zu lassen.

Der König hörte von einem Offizier, der sich außerordentlich vor dem Gewitter fürchtete. „Hat der Mann Schlachten beigewohnt?“ fragte der König. — Er ist einer der verdienstvollsten Offiziere, der über hundert Narben vorzeigen kann. — „So bedaure ich den guten Mann, es ist ein Naturfehler! — daß ihm ja keiner dieserhalb einen Vorwurf mache.“

Ein Kaufmann in Breslau wendete sich mit einer Vorstellung an den König, überreichte einen Stammbaum, wonach er von altem mailändischen Adel wäre, und bat um Erneuerung seines Adels. Friedrich ertheilte ihm zur Antwort: „Wahrscheinlich hat ein Herr Windbeutel diesen Stammbaum gemacht; es hat dabei sein Bewenden, daß ich diesem Kaufmann es abschlug, ihn zu adeln. Wenn die Bauern Edelleute, und die Kaufleute Barone werden wollen, wer soll dann den Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?“

Der König gab manchmal Voltaire, als er in Berlin war, ein Gedicht, um es durchzusehen, und hier und da einen Ausdruck durch ein stärkeres Wort zu veredeln. Gleich ging Voltaire damit herum und sagte: da hat mir der König Wäsche gegeben, die soll ich waschen. Dies erfuhr der König, und der plumpe Scherz ärgerte ihn. „Voltaire,“ sprach er, „gleich bringt Er mir meine Wäsche wieder; es ist mir eingefallen, daß Er oft mit schwarzer Seife wäscht, und für die ist meine Wäsche zu

gut!“ Seit der Zeit hatte Voltaire nicht mehr die Ehre, auch nur ein Fleckchen für den König zu waschen.

Einst ließ sich der König verschiedene Gedichte vorlesen, die man seinem Geburtstage zu Ehren gemacht hatte. Er hörte jeden Augenblick das Wort Vater. — „Viel Witz find' ich nun wohl nicht in diesen Versen,“ sprach er, „aber desto mehr Liebe und Zuversicht gegen mich, und damit bin ich vollkommen zufrieden. Meine Unterthanen können mir keinen schönern Vers machen, als wenn sie mich ihren guten Vater nennen; denn in meiner ganzen Regierung habe ich gestrebt, es zu sein.“

„Wie kommt's,“ sprach der König, „oft hör' ich das Glockenspiel alle Minuten schlagen, und manchmal ganze Wochen nicht.“ — Das macht der Wind, sprach ein anwesender Page. — „Das kann wohl sein,“ sagte der König; „aber Du wirst sehr wohl thun, wenn Du Dich von dem Winde nicht auch so treiben läßt, wie das Glockenspiel.“

Ein gewisser Referendarius hielt unmittelbar beim Könige um eine Versorgung an. Der König, dem man nicht die beste Idee von seinen Fähigkeiten gemacht hatte, schrieb unter sein Memorial: „Ich kann Euch den Posten nicht anvertrauen, weil Ihr nicht Marks im Kopfe habt.“ — Hat denn der König hinein gesehen? brach der vorschnelle Referendarius im Verdruß aus. Diese sehr unbesonnene Aeußerung kam aber in einer glücklichen Minute zu des Königs Ohren. „Der Mann hat Recht,“ sprach der König lächelnd; „hinein gesehen habe ich nicht, er muß mehr von seinem Kopfe wissen, als ich und Andere; er soll den Posten haben.“ Und wirklich erhielt er ihn, und stand demselben mit aller Ehre und Rechtschaffenheit vor.

Kurz vor dem Ende des Königs stattete der Herzog von Curland noch seinen Besuch bei ihm ab. Friedrich empfing ihn matt, aber doch bei Laune, und fragte: ob er einen Nachtwächter brauche? — Ich verstehe Ew. Majestät nicht! sprach der tief gerührte Herzog. — „Leider, leider," fuhr der schlaflose König fort; „muß ich dann Ew. Liebden sagen: daß ich dieser arme Nachtwächter bin, und das schon viele Wochen! — Keiner von allen Nachtwächtern muß jede Viertelstunde lauter schlagen hören, als ich! — da sehen Sie nun: daß ich mich nicht ohne Geschicklichkeit zum Nachtwächter anbiete." Weinend wandte sich der Herzog um, seine Thränen zu verbergen. „Ich danke Ew. Liebden," sprach der König; „auch das ist Trost, wenn man Thränen des Mitleids verdient; o! wenn mir Ihr theures Mitleid doch auch Schlaf brächte!"

Der berühmte Franz Benda spielte im Kammerkonzert des Königs ein Solo, und mitten im Adagio sprang ihm die Quinte. „Das freut mich!" rief der König; „diesen Augenblick hat mein Benda das erste Mal umgeworfen."

Friedrich gerieth sehr oft in eine Art von Begeisterung, wenn er von der Größe und dem Heldenmuth seiner vorzüglichsten Generale sprach. Im siebenjährigen Kriege stellte er den Herzog von Braunschweig seinen Generalen mit den Worten vor: **Messieurs! voilà un autre Condé. Mais, mon neveu; vous êtes plus sage.** (Meine Herren! Dies ist der andere Condé. Aber, lieber Neffe! Sie sind weiser.) Als er dies gesagt hatte, umarmte er den Erbprinzen aufs feurigste, und entflammte dadurch seine großen Feldherren zu neuen unsterblichen Thaten.

„Hast Du keinen Schluck Branntwein," fragte der König einen gemeinen Soldaten auf einem Marsche. Der

alte Soldat gab sich vor Verdruß, in dem Augenblick keinen zu haben, einen harten Schlag ins Gesicht. „Nu, nu," sagte der König; „was ist's denn mehr, ich habe genug an Deinen guten Willen, mir einen Schluck mittheilen zu wollen." Wenige Stunden darauf gab ihm der König mit eigner Hand eine kleine Flasche voll schönen Liqueur, und 100 Thaler zum Geschenk.

An einem sehr grimmigen Wintertage schickte der König seinen wachthabenden Garde dü Corps einen sehr delicaten Magenwein und eine große Schüssel Butterbrod; er ließ ihnen aber dabei sagen: daß nur gerade die Kälte so hoch stehen müßte, wie heute, wenn das Nämliche wieder erfolgen sollte; sie möchten also ja nicht denken, daß er dieses zur Gewohnheit machen würde; Soldaten müßten viele und strenge Kälte ertragen können, die heutige aber wäre doch ein wenig gar zu arg.

Der Tod Jesu, das vortrefflichste Meisterstück Ramlers und Graums ward in höchster Anwesenheit des ganzen Hofes, das erstemal im Dom von der königlichen Kapelle aufgeführt. Der König hörte es mit äußerster Aufmerksamkeit. Nach der Aufführung ließ er seinen Kapellmeister rufen, und es entspann sich folgende Unterredung:

König. Graun, seine Musik auf den Tod Jesu ist vortrefflich; ich danke ihm dafür. Ramler hat sich sehr stark ausgedrückt, ich hätte nicht gedacht, daß sich im Deutschen so viel Erhabenes und Schönes über einen so geheimnißvollen Gegenstand sagen ließe. Dichter und Komponist sind wahrhaft begeistert gewesen; aber so ist's schon recht, so muß es auch sein; ohne Begeisterung schlafen Dichtkunst und Tonkunst. Sein Adagio: Ihr weichgeschaffnen Seelen. — kann ich ihm gar nicht bezahlen.

Graun. O Ihro Majestät! Ihr Beifall belohnt mich mehr als alles Gold.

König. So? denkt er das wirklich, daß ich auch etwas davon verstehe? Aber könnte man den Text nicht italienisch unterlegen? das Deutsche hat doch immer so etwas hartes, etwas rauhes und unbiegsames —

Graun. O verzeihn Ihro Majestät, Ramlers Muse spricht das wohltönendste, das geschmeidigste Deutsch; die beste italienische Unterlegung würde das Original nicht um die Hälfte erreichen.

König. Ich muß es glauben, weil er besser deutsch versteht als ich; auch tadle ich den Ausdruck des Textes nicht, es ist alles sehr schön und stark gesagt, ich meine nur, die Worte würden italienisch oder französisch gesungen, noch besser sein!

Graun. Französisch nun gar nicht, Ihro Majestät. — Für große, erhabene, ernste Musik hat die französische Sprache gar keine Natur, gar keine Wirkung, wenigstens im Ohr der Deutschen nicht. Das erhabenste in dieser Sprache scheint auch beim stärksten musikalischen Ausdruck sein Pathos zu verlieren, welches wohl an der gar zu großen Weichlichkeit der Sprache liegen mag! ja zur Opera Buffa, zur leichteren Musik, da kenne ich keine glücklichere, keine schönere Sprache, als die französische!

König. Veracht er mir meine französische Sprache nicht, ich bin ihr sehr gut.

Graun. Um Verzeihung, Ihro Majestät, ich vergebe ihr gewiß nichts? ich lasse nur meiner Muttersprache Gerechtigkeit wiederfahren.

König. Wenn ich ihn nun eine französische Oper componiren lasse, wie da?

Graun. Ich würde sie componiren, weil es Ew. Majestät befehlen, ich würde aber nicht für den heroischen Effect bei der französischen Oper stehen, für den ich bei der italienischen oder deutschen Oper, wenn sie ein Ramler oder Klopstock gemacht hat, jederzeit bürgen will! Wie schon gesagt: die französische Sprache ist meiner Empfindung nach, sel-

ten, oder niemals des hohen Grades des musikalischen Ausdrucks fähig, dessen die lateinische, italienische, oder auch die deutsche Sprache fähig ist.

König. Sage er ja das Voltaire nicht, er würde einen ewigen Krieg mit ihm bekommen.

Graun. O Ihro Majestät, Voltaire hat mir dies schon selber zugestanden; ob er aber dagegen der deutschen Sprache Vorzüge einräumt, das weiß ich nicht, der lateinischen und italienischen hat er wenigstens mehr Pathos als der französischen zugestanden.

König. Das sollt ich kaum denken, er hat's vielleicht gethan, weil Poesie und Musik Geschwister sind, und weil eine Krähe der andern die Augen nicht gern aushackt.

Graun. Voltaire und ich haben uns ganz darüber verglichen, daß keine Sprache geschickter als die französische sei: Fröhlichkeit, sehr lebhafte Laune, Jugendgefühle, und leichte aufwallende Freude auszudrücken, und das ist kein geringer Lobspruch, den man einer Sprache machen kann.

König. Er spricht als Meister, der der Sache nachgedacht hat. Das letztere hat mich wieder mit ihm ausgesöhnt; bei mir hat immer die Sprache den Vorzug, die am geschmeidigsten ist, und nichts von Steifheit weiß. Grüß er mir aber Ramlern, und versichere er ihn meiner Gnade. Meine Schwester Amalia macht sehr viel aus ihm; sie versteht aber auch mehr Deutsch als ich. Wie gesagt, ich möchte gern den ganzen Text so recht verstehen, das meiste scheint mir so schwerfällig zu sein, selbst die Worte in seinem vortrefflichsten Adagio — doch ich will es mir schon übersetzen lassen. — Was sagen denn die Berliner zu seiner Passionsmusik?

Graun. Würden Sie ein Werk verachten, welches sich des Beifalls Ihro Majestät erfreuen darf.

König. Wenn es sie nur auch frommer machte. Unfehlbar ist die heilige Passion meinen Berlinern eine heilige

Oper, ich kenne das schon. Hier, lieber Graun, blos für sein schönes Adagio diese zwei Rollen, ich werde ihm künftig noch besser danken. Ha, mein Rapport! Adieu, Graun, künftig mehr von seiner Passion.

Ein Page war so vorwitzig, in ein aufgeschlagenes Buch zu sehen, welches vor dem Könige lag. — Der König bemerkte es; „kannst Du lesen?" fragte er. — Lesen wohl, erwiederte der erschrockene Page, aber verstehen nicht. — „Nun, so erspare Dir auch die Mühe," sprach der gnädige König, „und lies nicht."

Einst begegnete der König einem steinalten Weibe, die Radieschen ausrief. „Gebt doch dem armen Weibe 20 Thaler, und heißt sie nach Hause gehen, das Schreien kann sie unmöglich lange aushalten." Kaum war der König einige Schritte fortgeritten, als wieder eine alte Frau kam, die eben so schrie und Radieschen hatte. „Gehorsamer Diener!" sprach der König; „da müßte ich viele 20 Thaler haben, wenn ich allen alten Weibern, die mir entgegen schreien, 20 Thaler geben sollte." Indessen ließ er ihr einen Dukaten zuwerfen.

„Da steht ein alter Mann draußen, frage Page, was er bei mir zu suchen hat." — Er wird gleich wieder nach Hause gehen, Ihro Majestät! er hat sich nur erkundigt, ob sich sein Sohn, der in der königlichen Küche angenommen worden ist, gut aufführt. — „Das ist ein braver Mann! — Könnte ich doch alte Väter jung machen, die sich um die Aufführung ihrer Kinder sorgfältig erkundigen. Daß der alte Mann ja etwas zu essen bekommt."

Der König traf unvermuthet einen Pagen, der in einem Buche las: „Was lies't er da?" Der Page wollte das Buch verstecken. „Her, ich kann doch wohl sehen,

was Er lieſt?" — Es waren die Poësies diverses, und zwar mit verſchiedenen unterſtrichenen Stellen, welche eine Beziehung auf Moralität und Menſchheit hatten. „Wer hat das unterſtrichen?" — Meine Mutter, ſagte der Page, ſie gab mir das Buch auf den Weg, und ſagte: wenn ich meinen König nicht ſähe, ſollte ich ihn leſen — ich verſteckte aber das Buch, weil ich noch zu ſchwach bin, es zu verſtehen. — „Lies Er daraus, ſo viel Er kann," ſagte der gnädige König, „und frage Er mich, wenn ihm etwas unverſtändlich iſt. Aus dieſem Buche kann ich ihm die beſte Erklärung geben. Wenn ihm ſeine Mutter beſucht, ſo ſage Er's mir."

Bei einer Reiſe des Königs durch Frankfurt, unterhielt er ſich einige Augenblicke mit einem Profeſſor, der ihm unter andern auch erzählte, daß ſeine Frau eine gekrönte Poetin geweſen ſei. „Hat ſie ihn auch gekrönt, mein guter Profeſſor?" fragte der launigte König.

Einer von den Leuten des Königs, der den Monarchen nicht ſo nah vermuthete, zog eine Düte aus der Taſche und ſchnupfte. Der König ſah's in einiger Entfernung, und rief ihm zu: „Schnupfſt Du Taback." — Ja, Ihro Majeſtät! — „Haſt Du eine Doſe?" — Meine Doſe beſteht leider aus Papier. — „Da, hier haſt Du ſechs Dukaten, ſammle Dir etwas; zu einer Doſe gieb aber nicht mehr als ſechs Groſchen aus, dafür kannſt Du in der Lackirfabrik eine recht ſchöne Doſe bekommen, ich weiß es."

Einſt meldete ſich ein junger Menſch beim Könige, der eine vortreffliche Hand, aber kein Wort orthographiſch ſchrieb. „Man muß dem armen Teufel forthelfen," ſprach der gütige König; „die Orthographie ſoll ihm einer meiner Kanzelliſten beibringen, er wird ſchon werden; unter-

dessen bis er selbst Kanzellist sein kann, will ich ihm aus meiner Chatoulle jeden Monat 12 Thaler geben. Es geht dem armen Schelm mit seiner schönen Hand, wie manchem dummen Mädchen mit ihrer Schönheit."

Nicht lange nach seinem Regierungsantritte befand sich der König in Pyrmont, es wimmelte von Kavallieren, die sich seiner Gnade empfehlen und sich wenigstens den Kammerherren-Schlüssel ausbitten wollten. „Ach meine Herren," sprach der König, „ich habe zur Zeit nur eine einzige Kammer, und die ist klein, daß ich kaum selber mit einem Buche Platz darinnen habe, wo wollt ich bleiben, wenn Sie alle Kammerherren wären, und mit hinein wollten?"

Zu eben dieser Zeit sah der König in einer Pyrmonter-Allee eine Dame von Stande spatzieren gehen und in einem Buche lesen. Der König, der ihr in der Allee begegnete, fragte, was das für ein schönes Buch sei, welches ihr Gesellschaft zu leisten die Ehre hätte? Es war des Königs Anti-Machiavel, der eben aus der Presse gekommen war. „O Madam," sagte der Monarch, „warum kann ich Sie für diese schmeichelhafte Ueberraschung nicht zu einem meiner Minister machen?"

Die Prinzessin Amalia hatte ihrem königlichen Bruder viel Gutes vom Klavierspiel des berühmten Kirnberger erzählt. „Bei mir," sprach der König, „verlor er ehemals den Credit, wie Sie wissen, denn er zankte immer, als Klavierspieler kenne ich ihn gar nicht, damals spielte er Violine und Bratsche. Weil ihn aber meine Schwester so sehr rühmt, will ich ihn doch noch einmal kennen lernen; er soll mir etwas vorspielen." Kirnberger erschien. „Sieht er nicht einem Satyr so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern," sagte der König seiner Schwester heimlich.

„Ist er der große Theoretiker, der mit der ganzen musikalischen Welt Krieg geführt hat, und noch führt?“

Ihro Majestät, ich nehme mich der Harmonie an.

„Durch Zank und Streit wird nur nicht viel Harmonie erhalten, ich höre noch immer viel Rühmliches von ihm. Er soll aber so finster sein, so ein Murrkopf. — Spiel er mir doch etwas vor.“ —

Kirnberger spielte eine von des Königs Phantasieen, die ihm Prinzessin Amalia gegeben hatte, um den König damit zu überraschen.

„Das ist brav! allein dies Stück kenne ich, es ist ganz aus meinen jüngeren Jahren, von seiner Arbeit will ich etwas hören.“

Kirnberger phantasirte in seiner eigenen Manier. —

„Das ist ja wahre Gewittersprache. Ich habe genug! Er hat wohl große Schulen besucht?“

In einer Alle: Sebastians Schule. Ach — das war ein großer Mann! Philipp Emanuel Bach, den Ew. Majestät aus Dero Diensten entließen, war sein Sohn.

„Das weiß ich recht gut! Aber man muß die großen Lichter nicht alle für sich allein haben wollen, man muß der übrigen Welt auch was Gutes lassen. Adieu!“

Als Kirnberger abgetreten war, sagte der König: „der Mann ist so tief gelehrt geworden, daß ich ihn gar nicht mehr verstehe! Ich glaube, das letzte sollte ein feiner Vorwurf sein, daß ich den Bach entließ.“

O mein lieber Bruder, da thun Sie wohl meinem Kirnberger zu viel. —

„Ja, ja, der Mann ist fein und ein wahrer Satyr; es ist mir selbst schon unangenehm und verdrüßlich gewesen, daß ich Bach entließ, geben Sie doch dem Faungesicht diese goldene Dose, ich werde mir gelegentlich seine Silhouette ausbitten. —

Der König reiste einmal durch eine neumärkische Stadt; als er ausstieg, trat der Organist an den Wagen, und bat dringend: daß doch Seine Majestät allergnädigst geruhen möchten, ihm sein Haus bauen zu lassen, weil es jeden Augenblick drohte, ihm, seiner Familie und seinen Schulkindern über den Kopf zu fallen. „Das soll augenblicklich geschehen, lieber Mann! Der Organist ist eine der höchsten Personen mit in der Stadt, die muß man zu erhalten suchen."

Einst sah der König aus seinen Fenstern in Sanssouci auf die Ruinen, und erblickte da einen Menschen, der auf der wandelbaren hölzernen langen Treppe bis zum Gemäuer hinaufgeklettert war. „Da oben ist ein Wagehals," sprach der König zu einem Läufer, „der nicht wissen mag, daß man auf Ruinen Hals und Beine brechen kann; lauft doch hin, und warnt den armen Teufel, daß er nicht unglücklich sei, denn deswegen steht die alte Rumpelei nicht da. Nehmt ihm auch eine Flasche Wein mit, die soll er austrinken, oder einstecken, aber nicht mehr dahin kommen, um zu klettern — erschreckt ihn aber ja nicht." Der Läufer erschien, richtete seinen Befehl aus, der Wagehals kroch behend herunter, und er und der Läufer tranken dann stehenden Fußes die Gesundheit des Königs bei der Flasche Wein auf den Ruinen.

Der verstorbene Gallerie-Inspector Oesterreich war mit einem geschickten jungen Künstler in der Bildergallerie, um sich ein Stück abzuzeichnen. Unvermuthet trat der König herein; der junge Mann erschrak heftig und ließ vor Schreck die ganze Zeichnung fallen! „Ruhig, ruhig, mein Sohn," sprach der gnädige König, „ich nehme das nicht ungnädig." — Der König sah, daß der junge Mensch große Anlage zur Malerei hatte; er versprach ihm auf der Stelle Unterstützung in seiner Kunst, und ist durch des

Kö-

Königs Aufmunterung und Gnade, einer der ersten deutschen Künstler geworden.

Prächtige Dosen waren das vorzüglichste Vergnügen des Königs. Einst hatte er eine sehr große Menge derselben vor sich zu stehen, daß einer der gerufenen Pagen von dem blendenden Glanz dieser Juwelen außerordentlich gerührt ward. „Könnt' ich Dir wohl diese Dosen anvertrauen?" fragte der König. — Ach nein, Ihro Majestät, — ich stehle gewiß keine, und ich würde lieber meine silberne, die ich von meinem seligen Vater geerbt habe, noch hinzulegen; aber man möchte sie mir stehlen. Ach, ich bitte unterthänigst, mich nicht so vieler Gnade zu würdigen. — Diese treuherzige und kluge Antwort verschaffte dem Pagen das größte Vertrauen des Königs, und eine kostbare goldene Dose.

Als der König einstmals eine große Menge alten Silbers einschmelzen ließ, äußerte ein General: daß es doch um solche merkwürdige Stücke, die gleichsam Antiquitäten geworden wären, schade sei. — „Lieber General," sprach der König; „um das ist's niemals schade, was dem Staat zu Nutze kommt; überdies kleiden solche uralten Raritäten meinem Schlosse nicht mehr, zumal jetzt, wo man alles modern haben will, und ich moderniſire ja nur. — Wollte der Himmel, mein lieber Alter," fuhr der König fort, „daß wir uns auch könnten wieder einschmelzen lassen!" — Das wünschen Ew. Majestät gewiß nicht, sprach der General. — „O ja — wenn ich Silber blieb, und nur die Schlacke, die alte, unscheinliche Form wegfiel — warum nicht? ich wäre gewiß nicht der Einzige, der das wünschte!"

Ein königlicher Bediente war wegen einer gewissen Sache nach Spandau gekommen; es äußerte sich aber gleich nach seiner Arretirung, daß ihm zu viel geschehen war.

Der König ließ ihn augenblicklich in Freiheit setzen und nach Potsdam rufen. — Ich danke Ihro Majestät, sprach der Bestrafte, für die Gnade, daß Sie mich meines Arrestes entlassen haben. — „Nein, guter Mann," sprach der König, „ich bedanke mich bei Euch, daß Ihr mir eine Gelegenheit gegeben habt, gerecht gegen Euch zu sein. Ich werde Euch und Eure Kinder nicht vergessen."

Einstmals überreichte Jemand dem Könige ein Memorial, worin der Ausdruck stand: „darum bin ich gleich vor die rechte Schmiede gegangen." Der König schickte das Memorial an seine Behörde, mit den Worten: „Der gute Mann hat sich in der Schmiede geirrt; seht doch aber zu, ob sich aus seinem Eisen etwas schmieden lasse?"

Einer von den Bedienten des Königs, welcher das Licht zu besorgen hatte, vergaß einmal noch eine Kerze anzuzünden. „Was heißt das?" fragte der König. — Ich habe es vergessen, Ihro Majestät! sprach der treuherzige Diener; Ihro Majestät sehen doch wohl genug. — „Darauf verlaß Dich ja nicht," sprach der lächelnde König; „manchmal kann ich nichts als die Ungeschicklichkeit meiner Leute sehen, indessen sollst Du mir doch immer die Lichter besorgen."

Einstmals wurde in einer kleinen märkischen Stadt ein Bürger gefänglich eingezogen, weil er Gott, den König und einen edlen Magistrat gelästert habe. Der Bürgermeister dieses Ortes, dem ein solcher Fall noch nicht vorgekommen war, stattete dem Könige hiervon getreulichen Bericht ab, und bat gegen solchen Missethäter die Strafe zu verfügen. Der König schrieb daher eigenhändig folgenden Bescheid an den Rand der Supplik:

„Daß der Arrestant Gott gelästert habe, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert

hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden, und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen."

Friedrich II. schätzte an Jedermann die Gegenwart des Geistes, vorzüglich aber an Offizieren, weshalb er ihnen auch manches übersah. So befand sich einst während des Karnevals in Berlin ein Offizier aus der Garnison Potsdam, heimlich auf einer Redoute. Der König, der ihn kannte, und auch besonders lieb hatte, ging auf ihn zu und nannte seinen Namen. Der Offizier that, als wisse er nicht, mit wem er spreche, sagte aber: Pst! Ja, so heiße ich, aber ein H.....tt, der es verräth. Kaum hatte ihn der König verlassen, als er sich aus dem Redoutensaal entfernte, auf sein Pferd warf und spornstreichs nach Potsdam zurückkehrte. Hier angekommen stellte er sich betrunken, fing allerlei Händel an, und wurde endlich arretirt, um seinen Rausch auszuschlafen. Bald darauf langte auch ein reitender Jäger des Königs mit dem Befehle in Potsdam an, den Lieutenant C., sobald er in Potsdam eintreffen würde, augenblicklich in Arrest zu bringen. Der wachthabende Offizier meldete darauf sogleich dem Könige, daß dies schon vor einer halben Stunde geschehen sei. Der gefangene C. kam aber bald, auf Befehl des Königs, aus seiner Haft, und als derselbe das erste Mal wieder auf der Parade erschien, winkte ihn der König zu sich heran, und sagte: „Er ist Kapitain, aber ein H.....tt, der es verräth." Alle übrigen Offiziere, neugierig, was wohl der König mit ihrem Kameraden gesprochen haben möchte, bestürmten ihn mit Fragen, allein er war klug genug, kein Wort zu verrathen. Nach Verlauf eines Jahres, und zwar an demselben Tage, wo ihm der König jene scherzhafte Strafe auferlegt hatte, erhielt er wirklich das Kapitains-Patent ausgefertigt.

Zu der Zeit, als die Armee des Königs in Böhmen stand, fand er es für gut, die Stellung zu verändern; es wurde um Mitternacht aufgebrochen, und man setzte sich in Marsch. Am Morgen wurde der König einen Unteroffizier von der Avantgarde gewahr, der ziemlich krumm zu Pferde saß, weshalb er einige Fragen an ihn richtete, die jener aber kurz beantwortete. Dem Könige fiel dies auf, er fragte daher denselben, was ihm fehle? — Entsetzliches Leibschneiden, Ew. Majestät! — „Er hat sich gewiß in dieser Nacht erkältet?“ — Wahrscheinlich, aber ich weiß nicht, wo ich vor Schmerz bleiben soll. — „Ist nicht gut; indessen ich habe die Apotheke nicht weit, aus der will ich ihm etwas verschreiben,“ und somit wandte der König sich nach seinem Gefolge um, und sagte: „Messieurs, unter Ihnen, weiß ich, führt Jemand gute Magentropfen bei sich.“ Dies galt vorzüglich einem Major. Alle Anwesenden sahen sich verwundernd an, und Niemand unterstand sich darauf zu antworten. „Nur heraus damit! ich gebrauche sie;“ und dabei sah der König den Major an. Endlich brachte jener seine Magentropfen hervor, der König nahm sie ab und gab sie eigenhändig dem Unteroffizier mit folgenden Worten: „Nun, trink Er, so viel Er glaubt vertragen zu können, sie sind aber etwas stark.“ Der Unteroffizier nahm die Flasche, in der ungefähr ein Achtel-Quart enthalten war, und da es ihm schmeckte, trank er Alles mit einem Zuge aus und gab die leere Flasche dem Major zurück. Nach Verlauf einer halben Stunde erkundigte sich der König nach dem Befinden des Unteroffiziers. O, ich bin wie neugeboren, erwiederte jener. — „Sieht Er wohl,“ sagte der König lächelnd; „ich bin der Doktor, und dieser,“ auf den Major zeigend, „ist der Apotheker.“

Als Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege einst recognoscirte, war er von einem kleinen Gefolge um-

geben. In den Gebüschen, die einzeln zerstreut lagen, hatten sich einige Panduren versteckt, welche auf das Gefolge des Königs schossen, ohne zu treffen. In einem dieser Sträucher war auch ein Pandur versteckt, welcher gerade auf den König anlegte. Ein Feldjäger, der es gewahr wurde, sprengte sogleich heran und sagte: Ihro Majestät retten Sie sich! Da hinter diesem Baum, dicht am Wege, legt einer auf Sie an. — Friedrich, ohne seine Fassung zu verlieren, wendete sich um, hob seinen Stock in die Höhe und rief mit drohender Stimme: „Du! Du!“ Der Pandur erschrak, stellte sein Gewehr an den Fuß, entblößte sein Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorüber geritten war.

In des berühmten Zimmermanns Gegenwart genoß der König eben eine Frucht, die er ihm wenige Stunden vorher sehr ernstlich untersagt hatte. Zimmermann machte eine bedenkliche Miene dazu und wiederholte seine dringende Bitte. „Sein Sie unbesorgt,“ sprach der König, so lange Sie bei mir sind, wird mir der liebe Gott diese schöne Frucht nicht schaden lassen!“ Gewiß ein sehr feines Compliment für den großen Arzt.

Quanz war unstreitig der einzige Virtuose, welcher dem großen Könige alles so ganz von der Leber wegsagte und wegsagen durfte. Seine Hochachtung und Nachsicht gegen ihn war unbegrenzt, und was Quanz wollte, hätte der gute König um alles in der Welt nicht anders gewollt. — Es ist wirklich zu bewundern, wie der erhabene Monarch sich beständig nach Quanzens Willen fügte, sobald es auf seine Lieblingsfreundin, die Flöte, ankam. Jede, die ihm Quanz von seiner eignen Arbeit brachte, bekam er wenigstens zehnmal über den Preis bezahlt. Jedes neue Solo, jedes neue Concert von ihm, entzückten den König, und er hob es wie ein Heiligthum auf. Diese ge-

fühlvolle Güte schien aber Quanz auch stolz zu machen, und man hat bemerkt, daß er bei mehr als einer Gelegenheit den musikalischen Dictator spielen wollte, welches aber einige andre Männer, denen Quanz an Verdienst wohl nie beikam, aus kollegialischer Freundschaft verbaten. Man hat außerordentlich viele Anekdoten von dem Könige und ihm. Wir heben eine der allerinteressantesten aus, welche beweist, daß sich Friedrich, der sich furchtlos einer halben Welt entgegen warf, wirklich zuweilen vor seinem Lehrmeister Quanz zu fürchten schien. Der Fall war der. Einst brachte ihm Quanz eine neue Flöte, aber mit der ausdrücklichen Bedingung: daß sie der König unter vier Tagen noch nicht an den Mund setzen dürfe, weil sie noch nicht genug Haltung und Austrocknung hätte. Der Monarch, äußerst begierig zu hören, wie sie klänge, brachte sie noch diesen Tag mit in sein Concert, welchem Quanz für diesmal wegen einer Unpäßlichkeit nicht beiwohnte. „Ach, meine Herren," sprach der heitere König, „hier hat mir mein Quanz eine neue Flöte gebracht, und die soll ich unter vier Tagen noch nicht spielen, weil sie noch mehr austrocknen soll. Ist's nicht grausam, daß er mir eine Flöte bringt, die ich nicht spielen soll; — konnt er sie nicht lieber bei sich behalten? es ist gerade, als ob er mich auf die Probe damit stellen wollte. Nicht wahr, es schadet der Flöte nichts, wenn ich darauf spiele? es sind nur Grillen von meinem Quanz; sagt mir, sollt' es der Flöte wohl schaden?" — Die Stimmen waren getheilt, und nach vielem pro und contra sprach der König mit einem angenehmen Ernst: „Meine Herren! Quanz gab mir ein Gesetz, und Gesetze muß man halten!" — damit legte der König die Flöte auf ein Pult, nahm seine gewöhnliche und blies seine Concerte. — Jeder erstaunte über die große Herablassung des guten Monarchen, aber nun folgt erst die tragische Scene. — Als der König ausgespielt hatte, ging er mit der Stimme in der Hand zu einem der Musiker, dem

er eine Passage, die ihm falsch schien, zeigen wollte, war aber so unglücklich, an das Pult zu stoßen, wo die neue Flöte darauf lag; sie glitschte herunter und lag zerbrochen vor den Füßen des Königs. — Keine von den Lebensgefahren, welche der Unüberwindlichste bestand, hatten jemals sein Angesicht gebleicht; aber in diesem Augenblicke stand Friedrich wie eine Leiche da, schlug die Hände zusammen und rief: „Ach Gott! was wird mein Quanz sagen! wie werd' ich Den wieder gut machen! wann wird Der mir wieder eine neue Flöte bringen!" Die ganze anwesende Kapelle hatte die größte Beredsamkeit nöthig, dem gefühlvollen Monarchen Muth zuzusprechen. Nach einer langen, wirklich rührenden Pause sprach er: „Den Augenblick Feder und Papier her, ein Protokoll aufgenommen, und von Euch Allen unterschrieben; im Protokoll muß stehen: daß ich die Flöte nicht an den Mund gesetzt, daß ich sie meiner Kapelle nur habe zeigen wollen, und daß sie durch einen unglücklichen Fall entzwei gegangen sei.' Der Befehl ward augenblicklich vollzogen. — Morgen und übermorgen war Quarz da — der König aber war sehr froh, daß er nicht an die neue Flöte dachte. Am folgenden Tage aber kam der König mit der traurigsten Miene ins Concert, die Stücke der zerbrochenen Flöte in beiden Händen haltend. „Ach, mein lieber Quanz!" rief er aus, „seh Er einmal, so unglücklich bin ich gewesen; meine Kapelle wird's bezeugen, daß ich nicht Schuld war, daß diese schöne Flöte, die Arbeit meines Quanz, durch einen ungefähren Stoß vom Pulte fiel und in Stücken brach; sei Er doch ja nicht böse; ich bin so schon böse genug auf mich selbst, daß ich sie zerbrach." — Indem der König so bat, ward ihm auch das Protokoll von der Kapelle überreicht, und Jeder sagte Quanz die Wahrheit, und erzählte ihm das Factum, wie es sich ereignet hatte. Der König stand ganz bang im Hintergrunde und erwartete Quanz's Vergebung. Dieser aber war unartig genug, eine lange Weile

vor sich in den Bart zu brummen. — Schon gut! schon gut! sagte er endlich, mit seiner gewöhnlichen stolzen Manier. Unter zwei Jahren werden Ew. Majestät keine neue Quanzsche Flöte erhalten. Ich muß mir's gefallen lassen, wenn meine mühsamen Flöten nicht von Ew. Majestät in Acht genommen werden. Es ist mir dabei um die Ehre, und nicht um's Geld zu thun; Gott weiß, ob ich in meinem Leben noch eine so vortreffliche Flöte werde bauen können. — Quanz war das ganze Concert über verdrüßlich, unterdessen der König wieder lebhaft wurde, und dem Himmel dankte, daß das gnädige Donnerwetter vorüber war, denn Quanz erlaubte es sich manchmal, recht im Ernst auf den König böse zu sein; und es war dem seligen guten Könige mechanisch geworden, alle seine üblen Launen mit der zärtlichsten Nachsicht eines Freundes abzuwarten. Quanz konnte sich in diesem Concert aber doch nicht enthalten, dem Könige, der diesmal im Spielen sich selbst übertraf, ein dreimaliges Bravo zuzurufen, welches dem Könige diesmal um so angenehmer war, weil er nun Alles vergeben und vergessen hatte. Quanz nahm hierauf die Stücke der Flöte, leimte sie zusammen, und sie erhielt durch den Fall einen weit schönern Ton als vorher. Der König gab ihr oft im Scherz den Namem: Faustine, und sie blieb, so lange er Flöte blies, seine Lieblingsflöte.

Als einst Friedrich der Große in Begleitung mehrerer Generale und des bekannten Quintus Icilius spazieren ritt, begegnete ihnen von ungefähr ein Geistlicher, welcher auf einem schönen Pferde daher trabte. „Seh Er einmal, Quintus," sagte der wohlgelaunte König; „wie der Pfaffe dort auf seinem Rappen stolzirt; reit Er doch hin und mach Er ihn etwas demüthig." Quintus ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern sprengte zum Geistlichen und sagte zu ihm: Wie, Diener Gottes, Sie können ein so schönes Pferd reiten, während Ihr Herr und Mei-

ster nur auf einem bescheidenen Eselein saß. — Dies würde ich auch gern thun, versetzte der Geistliche, aber seitdem der König alle Esel zu Hofräthen ernennt, kann man ja keinen mehr erhalten."

Man kam einmal auf das Abputzen des königlichen Schlosses in Berlin zu sprechen. „Nun, welche Farbe sollt ich ihm wohl geben lassen?" fragte der König lächelnd. Es kamen sodann verschiedene Farben zum Vorschein. „Meine Herren," sprach der König; „Euer Geschmack vom Abputzen meines Hauses ist gar nicht mein Geschmack; Zeit und Alter können allein Königsschlösser würdig abputzen!"

Ein Dorfgeistlicher war bei dem Könige eingekommen, ihm das Stück Land anzuweisen, welches hinter seinem Pfarrdorfe lag, um es urbar zu machen, wo er Colonisten ansetzen wolle, die dann unter seiner Aufsicht ständen. Friedrich schickte die Supplik an ihren Absender wieder zurück, nachdem er vorher darunter geschrieben hatte:

„Paulus machte Christen,
Aber keine Colonisten."

Der König befahl einmal seinem Graun, sogleich die Probe einer neuen Oper von ihm zu veranstalten, weil er der General-Probe, die in wenigen Tagen sein sollte, nicht beiwohnen könnte. Graun vollzog den Befehl, und die Probe ging vor sich. Unglücklicher Weise war der König diese Stunde nicht disponirt, und Graun mußte mit philosophischer Ueberwindung sehen, daß der König mit seinem Bleistift immer eine Seite nach der andern in der Partitur strich, die ihm nicht gefiel. Graun ließ ruhig streichen, und erwartete mit dem stillen Bewußtsein des Werths seiner Arbeit das Ende. „Graun," sprach dann der König; „das muß Alles anders gemacht werden; alle die

Sachen sind seiner nicht werth, und gefallen mir nicht." — Das bedaure ich von Herzen, sprach Graun, indessen werde ich keine Note abändern, denn übermorgen ist General-Probe, und in drei Tagen kann man nichts Neues mehr einstudiren. — Und dann das wichtigste Argument, was ich vor mir habe, will ich Ihro Majestät sagen, wenn Sie gnädiger sein werden. — „Graun, auf ihn war ich nie ungnädig, aber ich will sein Argument gleich hören." — Nun dann, sprach Graun, indem er seine Partitur in die Hand nahm: über dies Stück bin ich König. — Der König lächelte, ward auf einmal heiter, und sprach: „Graun, Er hat Recht! es bleibt Alles stehen."

An einem schönen Sommertage war der König ungewöhnlich sehr früh aufgestanden, und ging daher im Garten von Sanssouci spazieren. Hier traf er einen Gärtnerburschen an, welcher fleißig an einer Pfirsichhecke arbeitete, und sich nicht nach dem kommenden Könige umgesehen hatte. „Du arbeitest ja sehr früh," sagte der König zu ihm. Der Gärtnerbursche, der noch ein Neuling war, und den König nicht kannte, antwortete: Man muß ja wohl, sonst ist's doch nicht recht, wenn der alte Brummbär aufsteht, und findet's nicht fertig. — „Brav, mein Sohn," sagte der lächelnde König; „bleib bei dieser Gesinnung," und setzte seinen Spaziergang ruhig fort.

Einmal hatte man dem Könige erzählt, daß ein Unteroffizier vom Leibregimente, der ein junger, schöner und dabei braver Soldat war, aus Liebe zur Prahlerei eine Uhrkette trüge, an welcher sich eine Bleikugel befände. Der König wollte sich von der Wahrheit selbst überzeugen, und verabredete daher das Nöthige, wodurch der Unteroffizier ihm auffallen mußte. „A propos, Korporal!" sagte der König zu ihm; „Er muß doch ein braver Kerl sein, daß Er von seinem Tractement eine Uhr erspart hat." — Brav

schmeichle ich mir zwar zu sein, lautete die Antwort, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten. Der König zog hierauf seine goldene Taschenuhr, und nach der Zeit sehend, sagte er zum Korporal: „Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die Seinige!“ — Ihro Majestät! versetzte der Unteroffizier, indem er seine Bleikugel am Bande herauszog, die meinige zeigt weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich einst für Ew. Majestät sterben werde. — „Damit Er aber,“ erwiederte der frohgestimmte Monarch, „auch täglich eine von den Stunden sehen möge, in der Er für mich sterben wird, so nehme Er diese Uhr.“

Wie ist Ew. Majestät die gestrige Medicin bekommen? fragte einmal ein Arzt dem Könige während seiner Krankheit. „Wie einem alten Mann,“ sprach der König, „an dem alle Aeskulape und Galene der Erde nicht mehr lange flicken werden. Die Medicin mag recht gut sein, ich bin nur nicht mehr recht gut für die Medicin! Doch ich bin ein Mensch wie alle andere Menschen; auch Könige müssen sich den letzten großen Wechsel gefallen lassen, er wird so schlimm nicht sein.“

Der damalige Küster Schmidt, an der Domkirche zu Berlin, ein alter, dreister Mann, schrieb einstmal an den großen König, weil es an Gesangbüchern für die königliche Familie, und an Holz, um die königliche Loge gehörig zu heizen, fehle, folgenden Bericht:

„Allergroßmächtigster König!

Ew. königl. Majestät thu berichten: 1) daß es an Gesangbüchern für die königl. Familie fehlt. Ew. königl. Majestät thu berichten: 2) daß es an Holz fehlt, um die königl. Loge gehörig heizen zu können. Ew. königl. Majestät thu berichten: 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.

Schmidt, Küster an der Domkirche.“

Friedrich der Große lachte über dieses seltsame Schreiben recht herzlich, und schrieb folgende Antwort eigenhändig unter den Bericht:

„Ew. Wohlgeb. dem Küster Schmidt thu berichten: 1) Daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlgeb. dem Küster Schmidt thu berichten: 2) daß, wer sich will einheizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ew. Wohlgeb. dem Küster Schmidt thu berichten: 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu endlich noch: 4) berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.

Friedrich."

Als der König im Jahre 1760 auf dem Marsche von Schweidnitz nach der Lausitz begriffen war, hörte man ihn öfters zu seinen Truppen sagen: „Grad uut, Kinder! Grad uut!" (d. h. sie sollten nicht so krumm, sondern hübsch gerade marschiren.) Fritz ooch grad uut, war dann oftmals ihre Antwort. Als der König auf demselben Marsche einem Husar eben diesen Vorwurf machte, sagte derselbe ganz treuherzig zu ihm: „Fritz ooch grad uut, un die Stiebeln in die Höhe gezogen!" Der König lachte und ritt weiter.

Der König begegnete einmal einer Mutter mit schönen achtjährigen Zwillingstöchtern. „Wer ist sie?" — das Weib eines hiesigen Materialisten. — „Das sind wohl Zwillinge?" — Ja, Ihro Majestät. — „Wenn die Mädchen groß sind, und ich lebe noch, will ich ihnen die Aussteuer geben, sie wird sie doch so erziehen, daß sie guter Männer werth sind?" — Die gerührte Mutter weinte vor Freuden. — „Nun, wie gesagt ich werde für die Mädchen sorgen; sie gefallen mir, sorge sie für ihre Erziehung, und erinnere sie mich dann und wann an mein Versprechen,

ich will es nicht übel nehmen." Der gute, väterlichgesinnte König ritt fort, und die Mutter war in ihrer Kinderfreude ganz außer sich. Aber — wenige Monate darauf, lagen die hoffnungsvollen Mädchen im Sarge; bösartige Pocken hatten sie ins Grab gelegt. Die betrübte Mutter war so dreist, ihren Verlust dem guten Monarchen zu melden, und ihm ihren eilfjährigen Sohn zu Gnaden zu empfehlen. Der König ließ ihr den gnädigsten Brief schreiben, und sie seiner Fürsorge für den Sohn versichern. Dieser aber starb auch wenige Jahre vorher, ehe der Monarch in die Ewigkeit ging. — Das war gewiß viel Freude und viel Schmerz für eine zärtliche Mutter!

Die Dreistigkeit der Bedienung des Königs ist zum Erstaunen, aber noch mehr die Nachsicht des großen Friedrichs. Ein gewisser Lakai hatte es einmal so arg gemacht, daß der König, der schon übel gelaunt war, ihm eine Ohrfeige gab, wodurch seine Haare nicht in der besten Ordnung blieben. Ohne seine Fassung zu verlieren, stellte sich der Lakai vor einen Spiegel, und ordnete seine Frisur. „Schurke was unterstehst du dich!" sagte der König, erstaunt über die Dreistigkeit dieses Menschen. — Bitte um Verzeihung, Ew. Majestät! ich wollte nicht gern den Leuten im Vorzimmmer sehen lassen, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist, war die Antwort des Lakaien. Der König lachte, und verfügte sich in ein anderes Zimmer.

Als eines Mittwochs Nachmittag der König in Begleitung seines General-Adjutanten über den neuen Markt zu Berlin ritt, waren gerade hier eine Menge Kinder versammelt, welche unter großem Geschrei sich herumtummelten. Friedrich, hierdurch in seinem Gespräch unangenehm gestört, hob seinen Krückstock in die Höhe, und drohete die Kinder, indem er sagte: „Ihr Buben, was macht ihr für einen Lärm! Wollt ihr wohl gleich in die Schule!

Wartet, ich werde es eurem Schulmeister sagen!" Einer der kleinen Jungen war aber so dreist, sich vor den König hinzustellen und zu lachen, wobei er ausrief: Sich mal, der will unser König sint, un weeß nich mal, det wir des Mittwochs Nachmittags keene Schule haben! — Der König ritt lachend weiter, und ohne den geringsten Unwillen zu zeigen, sagte er zu seinem Begleiter: „Na, das wird immer besser, nun soll ich mich gar noch um die Klippschulen bekümmern!"

„Immer siehst du so traurig aus, wenn ich dich rufe," sprach der König zu einem Pagen; „was fehlt dir?" Mich rührt das Leiden Ihro Majestät so sehr, und wischte sich die Thränen aus den Augen. „Guter Schelm," sprach der König: „ich will doch noch sehen, daß ich vor meinem Sterben, deine Traurigkeit in Freude verwandle;" einige Tage darauf schenkte ihn der König eine Note von tausend Thalern.

Als der große Monarch in einer Nacht nicht schlafen konnte, ergriff er die Klingel, um damit anzuzeigen, daß Jemand hereinkommen sollte. Als Niemand kam, stand der König auf, öffnete das Vorzimmer und fand einen seiner Pagen auf einem Stuhle schlafend. Ach! soll dieses Kind bei mir, oder soll ich bei ihm wachen," und im Begriff ihn aufzuwecken, bemerkte der König ein beschriebenes Papier in dessen Rocktasche, welches er sogleich herauszog, um es durchzulesen. Es war ein Brief von der Mutter dieses Pagen, welche ihm für die kleine Unterstützung dankte, die er sich von seinem Gehalte erspart und ihr überschickt habe; auch ermahnte sie ihren Sohn darin, Gott eben so getreu, als seinem Könige ergeben zu sein, dann könne ihm der himmlische Segen und sein irdisches Glück nicht fehlen. Als der Monarch diesen Brief durchgelesen hatte, begab er sich in sein Kabinet, holte eine Rolle Dukaten, und

steckte sie mit dem Briefe des Pagen wieder in dessen Tasche, worauf sich der König wieder zu Bette legte. Bald darauf ergriff der große Monarch die Klingel, und schellte so stark, daß der Page davon erwachte und ins Zimmer kam. „Du hast wohl geschlafen?" fragte der König. — Der Page in der größten Angst, stammelte eine Entschuldigung her, und griff dabei mit der Hand in die Tasche, wo er zu seinem Erstaunen eine Rolle Dukaten fand. Er zog sie hervor, wurde leichenblaß, und sah mit Thränen im Auge den König an, ohne ein Wort hervorbringen zu können. „Was ist dir?" fragte der König. Ach! Ew. Majestät, erwiederte der Page, indem er vor ihm auf sein Knie fiel, man will mich verderben; ich weiß nichts von diesem Gelde. — „Ei!" sagte der König, "behalte es nur, denn wem der Herr lieb hat, dem schickt er es im Schlaf. Schick's nur Deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für Dich und sie sorgen werde." Diese unerwartete Freude des Pagen zu beschreiben, ist die Feder zu schwach."

Im letzten Lebensjahre des Königs wurden ihm noch verschiedene Ideen zur Verbesserung und Aufnahme der Porzellanfabrik vorgelegt. „Lieber Gott," sprach der kranke König, „wie kann man mich mit Zerbrechlichkeit belästigen, da ich so sehr an die meinige zu denken habe."

Im Concert des Königs verlor sich der Monarch einmal dergestalt in einer Cadenz, daß er ganz von der Stimme wegtrat, und im Saale, die Flöte am Munde, auf und abging. Dies dauerte wohl über fünf Minuten, schnell trat er wieder an das Pult, und endigte die schöne lange Cadenz im gehörigen Tone. Als das Adagio aus war, bat er seine Kapelle, seiner geäußerten Zerstreuung wegen, mit dem gnadenvollsten Blick um Verzeihung. „Ich habe heut einen sehr schweren Posttag, meine Herren! ich

machte während der Cadenz einen Brief fertig; es soll nicht mehr geschehen."

Im Jahre 1753, als der König über die Truppen in Preußen Musterung hielt, äußerte derselbe in etwas harten Ausdrücken seine Unzufriedenheit einem Obersten, dem er sonst mancherlei Gnade erwiesen hatte. Einige Zeit darauf forderte dieser Oberst, unter dem Vorwande von Kränklichkeit, die ihn zum Dienste untüchtig mache, seinen Abschied. Der König, welcher die Ursache genau im Andenken hatte, überschickte ihm folgendes Schreiben:

„Mein lieber Oberst von S... Ich kenne Euch zu gut, als daß Ich nicht auch einigermaßen die Ursachen Eurer Krankheit, die nicht von der Art sind, um deshalb den Abschied zu fordern, leicht errathen sollte. Die Galle ist Euch in den Magen getreten, und dazu giebt es noch immer Mittel genug, um solche wieder herauszuschaffen. Fehlt es Euch dort an geschickte Aerzte, die solches bewerkstelligen können, so will Ich schon dafür sorgen lassen, daß Ihr einen erhalten sollet. Einiger Muth gehört mit dazu, um wieder gesund zu werden, und Ihr müßt Euch nur sorgfältig vor starken Einbildungen hüten. Wenn Ich Euch künftiges Jahr bei der Revüe sehen werde, wird es schon besser mit Euch gehen, und Ihr werdet dann finden, daß Ihr Mir noch länger zu dienen im Stande seid. Indeß versichere Ich Euch, daß Ich Euer wohlaffectionirter König bin.

Potsdam, den 10. Juli 1754.

Friedrich."

P. S.

„Mir geht es auch nicht immer, wie ich es gern haben möchte, deswegen muß ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich."

Ein anderer Oberst hatte sich einen glänzenden Postzug angeschafft, und seinem Kutscher ein Posthorn gegeben, wel-

welches er umnehmen mußte, sobald er den Obersten über Land fuhr. Das königliche Postamt beschwerte sich endlich beim Könige und dieser schrieb dem Obersten folgenden lakonischen Brief:

„Mein lieber Oberst von P...! Es ist Euch vergönnt, so viele Hörner zu tragen, als Euch gefällig ist. Nur kein Posthorn, solches ist wider die Verordnung.

Friedrich."

Herr von Beauvray, General-Major der Artillerie, hatte einstmal aus der königl. Kasse eine Summe von 10,000 Thalern erhalten, welche er zu einem gewissen Geschäft verwenden sollte. Als er seine Ausgaben bestritten hatte, forderte man eine Rechnung, als Belag, über die Verwendung der obengenannten Summe. Beauvray nahm einen Bogen Papier und schrieb darauf: „Zehntausend Thaler erhalten, zehntausend Thaler ausgegeben." Da die Beamten der Kasse hiermit nicht zufrieden sein konnten, machten sie deshalb einen Bericht an den König. Dieser antwortete aber: „Laßt mir den ehrlichen Mann in Frieden, ich dechargire ihn hiermit."

Als einst der König in Potsdam war, und aus den Fenstern seines Schlosses eine Menge Menschen gewahr wurde, welche um einen Anschlagezettel standen, um ihn zu lesen, befahl er einem seiner Pagen hinunterzugehen und nachzusehen, was es gäbe. Dieser kam mit der Nachricht zurück, daß es eine Schmähschrift (Pasquille) auf Sr. Majestät wäre. „Geh doch noch einmal hinunter," sagte der König, „und laß den Zettel niedriger ankleben, damit ihn die Leute bequemer lesen können, er möchte ihnen noch zu hoch sein."

Nach der gewonnenen Schlacht bei Leuthen blieb die Armee des Königs auf dem Schlachtfelde stehen, und da

die Kälte sehr heftig war, so machten sich die Truppentheile kleine Lagerfeuer an. Dies geschah auch vor der Fronte der Garde dü Corps. Da aber zur Unterhaltung dieses Feuers Holz nöthig, und der Vorrath desselben sehr spärlich war, so sagte der Fähnrich von der Golz: wenn doch Jemand etwas Holz aus dem Dorfe herbeiholte, ich wollte gern dafür erkenntlich sein. Sogleich gingen zwei Garde dü Corps fort, und versprachen Brennmaterial herbeizuschaffen. Während dessen langte der König mit einem kleinen Gefolge eben bei diesem Feuer an, und weil gerade mehrere Garde dü Corps um dasselbe herum lagerten, um ihre Pfeife ruhig zu rauchen, stieg der König vom Pferde, und stellte sich in den Kreis ums Feuer. Sogleich nahm ein jeder seine Pfeife aus dem Munde. Der König es gewahrend, rief ihnen zu: „Kinder! raucht immer zu, und laßt Euch nicht stören, ich rieche es sehr gerne," ob er gleich das Tabackrauchen nicht leiden konnte. Mittlerweile langten auch die beiden Garde dü Corps, welche nach Holz geschickt waren, mit einem großen Balken an, und legten ihn von ungefähr gerade da hin, wo der König stand, den sie nicht erkannten, weil er ihnen den Rücken zugekehrt hatte. Einer von diesen Soldaten, unwillig, daß keiner helfen wollte, sagte daher ganz laut zum Könige: Jeder faule Hund stellt sich ans Feuer, und keiner will Holz holen; fort hier! Der König wandte sich lächelnd um und sagte: „Du hast Recht, komm nur heran." Erschrocken trat der Garde dü Corps zurück, da er seinen Irrthum inne wurde; allein der König rief ihm mit dem freundlichsten Gesichte zu: „Bleib hier, mein Sohn! hast Du das Holz geholt, so kannst Du es auch benutzen, ich will mich nur noch etwas wärmen." Der König verweilte noch einige Augenblicke, und ritt dann ruhig weiter; aber am andern Tage ließ er die beiden Garde dü Corps reichlich — beschenken.

Ein Grenadier, Namens Herzog, vom ersten Bataillon Garde zu Potsdam, stand im Königlichen Garten daselbst Schildwacht. Seine Geliebte hatte ihn auf diesem Posten besucht und beide schäferten mit einander, als auf einmal das Mädchen mit einem ängstlichen Schrei davon lief, weil der König eben nahete. Herzog noch viel ärger erschrocken als sein Mädchen, ergriff schleunigst sein Gewehr und präsentirte, denn der König war nur noch sechs Schritte von ihm entfernt. — „Kerl! was hast du gethan? weißt Du mein Verbot nicht?“ — Ach! erwiederte der zitternde Grenadier, Ew. Majestät sagen Sie's nur meinem Hauptmann nicht. Er ist gar zu böse, und läßt mich wahrhaftig todt fuchteln. Der König lachte über diesen Einfall und schenkte dem Soldaten alle Löhnungstage acht Groschen Zulage.

Agrikola war ein verdienstvoller Komponist, dem die Arbeit aber etwas schwer fiel, und nicht so sehr von der Hand floß. — Nach dem Tode des Kapellmeisters Graun, hatte er oft die Ehre, zu des Königs Kompositionen die Mittelstimmen zu setzen. Einmal sollte er das nehmliche bei einem Allegro thun; der König hatte zu dem Ende in die leeren Linien geschrieben: „Hübsch rasch!“ Nun dachte Agrikola, des Königs Wille sei, das Allegro so geschwind als möglich fertig zu machen; er saß daher zwei Tage und zwei Nächte auf einer Stelle. Der gute Agrikola brachte seine Arbeit dem Könige, und sah ganz matt und elend aus. „Was fehlt ihm Agrikola?“ Ach ich muß Ihro Majestät bekennen, die geschwinde Arbeit hat mich etwas angegriffen: „Ey, und doch seh ich nichts als lauter Viertel und Unisonus; ich hatte ja mit Fleiß beigeschrieben: hübsch rasch!“ Halten Ihro Majestät zu Gnaden, ich verstand, daß ich dieses Stück so geschwind als möglich fertig liefern sollte.

„Lauter Mißverständniß, Agrikola, da nehm Er's

noch einmal mit, und hier Achtel, hier Sechszehntheile, und das andere alles noch besser ausgefüllt, dann wird's gut. Aber in zwei Monaten muß es fertig sein, ich werd Ihm einen Flaschenkorb schicken, daß Er Feuer bekommt, und sich wieder erholt!"

Als der König durch eine kleine Stadt reisete, wurde er gewahr, daß ein noch rüstiger Mann, welcher als Offizier gedient hatte, daselbst eine sehr gute Versorgung bekommen hatte; er redete ihn daher an: „Wie geht es zu, daß Er nicht mehr dient, Er ist ja noch jung und gesund?" — Verzeihen Ew. Majestät! ich hatte einen Bock gemacht, deshalb nahm ich meinen Abschied. — „Ach, Er ist ja aus einer abscheulichen Familie," antwortete der König, „Sein Vater machte einen Esel, und er einen Bock!"

Ein Bauer begab sich mit seiner Frau zum Könige, um demselben eine Bittschrift zu überreichen. Als der gute Monarch nach ihrem Begehr gefragt hatte, antwortete er ihnen: „Ihr müßt nach der Kammer gehen, da werdet Ihr Bescheid erhalten." — Ach, da sind wir man schon gewesen, erwiederten sie. „Nun, so kann ich Euch nicht helfen," sagte der König. — Komm, komm, redete der Bauer seine Frau an, Du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt. Der König lachte herzlich über diesen naiven Ausdruck, und nahm ihr Gesuch an.

Eines Tages ging der König Nachmittags um 4 Uhr, ohne die geringste Begleitung bei sich zu haben, im Lustgarten spazieren. Wie gewöhnlich war er mit einem schlichten blauen Rock bekleidet, und hatte einen alten Hut auf. Zwei Lastträger, welche desselben Weges gegangen kamen, und von denen der eine den König kannte, sagte zu dem andern, der ihn noch nicht gesehen hatte: Du, da kommt unser König! Wo, wo kommt der König? fragte der andere

verwundernd. Der Monarch, der indeß näher gekommen war, und seine Frage verstanden hatte, sagte, indem er seine Hand auf die Schulter des Lastträgers legte: „Hier bin ich.“ Der Lastträger, äußerst erschrocken über die schnelle Gegenwart und Anrede des Königs, sagte zitternd: Ach! Gott straf mich, ich habe in meinem Leben noch keinen König gesehen. — „So? wie heißt Du, und wo bist Du her?“ — Ich heiße Hanz Korge, und aus Litthauen gebürtig. „Komm morgen früh um 9 Uhr auf mein Schloß, da sollst Du mich noch einmal sehen,“ sagte der König; indem er mit lächelnder Miene sich entfernte. Des andern Tages erschien der Lastträger zur bestimmten Stunde, und erhielt durch den Kammerdiener des Königs ein Geschenk von 4 Goldstücken mit dem Befehl: sich einen neuen Rock dafür zu kaufen.

Einst ließ sich der König aus einer fremden Zeitung die wichtigsten Artikel vorlesen, und fand unter andern, daß ein gewisser Dr. theologiae zu Halle, welcher als öffentlicher Lehrer an der dortigen Universität angestellt war, ein ungeheures Gehalt bezöge. „Was ist das!“ rief der König erstaunt aus, so viel für einen Doctor der Theologie! Das wäre zu arg!“ Sogleich schrieb er an den betreffenden Minister: „Ich sehe mit Erstaunen in den Zeitungen, daß ein gewisser Dr. mit 4000 Rthlr. Gehalt nach Halle berufen sei, und mich dünkt, daß ich doch auch etwas davon wissen müsse.“ — Der Minister, empfindlich über die scharfe Bemerkung des Königs, antwortete demselben mit ziemlicher Wärme: Wenn Sr. Majestät Dero Minister für jeden Zeitungsschreiber responsabel halten wollten, so sehe ich mich genöthigt, weil alsdann Ihro Majestät Dienste mir zu schwer fallen würden, sofort um meine Entlassung zu bitten. — Der König, welcher diesen vortrefflichen Minister schätzte, und ihn nicht gern verlieren wollte, auch seine Uebereilung fühlen mochte, schrieb nur unter des Mi-

nisters Schreiben: „Nu — nu — nu, man wird doch wohl fragen dürfen?“

Bei seiner Anwesenheit in einer Provinzialstadt verlangte der König die Rubrik aus dem Etat, welche ihm der Kammerdirektor, ein gewesener Offizier, überbringen sollte. Dieser, ein äußerst heftiger, aber dabei pünktlicher Mann, beauftragte sogleich den ältesten Kanzellisten, das Erforderliche gleich in seiner Gegenwart zu besorgen.

Dieser vollführte die Abschrift, bei welcher er äußerst getrieben wurde, hatte aber das Unglück, statt der Sandbüchse das Dintenfaß in der Eil zu ergreifen, und den Inhalt auf die Arbeit zu schütten. Der Kammerdirektor gerieth hierüber dergestalt in Zorn, daß er sich vergaß, den Kanzellisten zu schlagen, wobei er unaufhörlich rief: Fort, fort zum Könige, da mag Er sich selber verantworten, denn hier ist keine Zeit zu verlieren!

Ganz zerstört trat der Kammerdirektor in das Gemach des Königs, und erzählte ihm die Unvorsichtigkeit des Kanzellisten, während jener im Vorzimmer ängstlich harrete. „Das thut nichts,“ sagte der König, „wer weiß, wie Er den Menschen geängstigt hat, und das ist nicht mein Wille. Laß Er den guten Menschen hereinkommen.“

„Mein Freund,“ redete ihm der König leutselig an, „Er schreibt bei Seinem Alter eine gute Hand. Er ist gewiß bei dieser Abschrift übereilt worden. Hier sind noch 200 Thaler übrig, die soll Er jährlich Zulage haben. Schreibe Er es noch einmal, und nehme Er sich Zeit, und lasse Er sich von Niemanden schrecken.“

Als der König im Monat April 1786 schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem heitern Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, um sich an dem schönen Sonnenscheine zu erquicken. Er mochte schon eine

gute Weile so nachdenkend da gesessen haben, als er erst gewahr wurde, daß die beiden Soldaten, welche Posten standen, das Gewehr noch immer am Fuße hatten. Hierauf winkte er einen derselben zu sich heran und sagte im gutmüthigen Ton: „Kinder, geht Ihr nur immer auf und nieder, so lange könnt Ihr doch nicht da stehen, als ich hier so sitzen kann.“

Kurz nach seinem Regierungsantritte hatte Friedrich der reformirten und lutherischen Gemeine, bei der Jerusalems- und Neuen Kirche, ein Stück Land zum Kirchhofe gegeben; allein auf Anrathen des Forstdepartements dasselbe wieder abgenommen, und zum Thiergarten geschlagen. Bald darauf bat diese Gemeine den König, ihr des Kanonier Fritzens Garten zu kaufen, außerdem auch 600 Thaler und die Baumaterialien zu einer neuen Kirchhofsmauer zu schenken. Das geistliche Departement berichtete hierüber an den König, er aber schrieb eigenhändig folgende Resolution an den Rand: „es ist So viel Sandt vohr der oranienburger Landtwehre da macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt.“

Einer von den Pagen des Königs war so sehr mit Zahnschmerzen geplagt, daß es dem Könige endlich sichtbar ward. „Ich muß dem armen Schelm von seinem Zahnweh helfen,“ sprach er zu einem anwesenden Cavalliere. „Du,“ rief er hitzig, „gleich vor, was hast Du wieder für einen dummen Streich gemacht? gleich in die Wache, und laß Dir 50 Fuchteln aufzählen — keine Umstände — fort Du Taugenichts!“ — Gott, was habe ich gethan, sprach der arme Page, der sich in der größten Angst und Bestürzung zu den Füßen des Königs warf — „Fort, sag ich, ohne ein Wort weiter zu reden, fort.“ — Der Page ging bebend ab, und wankte der Treppe zu. Sogleich aber ließ ihn der König zurückrufen: „Thun Dir Deine Zähne

noch weh, mein Sohn?" fragte er ihn mit sanfter Stimme. Ach nein Ihro Majestät, alles Zahnweh ist mir vom jetzigen Schreck vergangen! „Das wollt ich nur mein Kind," sprach der gutmüthige König; „ich will wünschen, daß es Dir ganz vergangen ist! geh nun und kauf Dir für dieses Goldstück ein niederschlagendes Pulver."

Ein armer Kandidat der Theologie, der durch langes Warten und Harren aufs äußerste gebracht war, bei dem allen aber etwas Gründliches gelernt hatte, nahm den dreisten Entschluß, den König anzutreten, es koste auch, was es wolle. Zum Unglück traf er den Tag gerade in Potsdam ein, wo der König schlechterdings Niemand vorlassen wollte. Der Kandidat war einmal da, die saure Reise war gemacht, er ließ sich also nicht abschrecken, und nach sehr harten und fühlbaren Abweisungen der Schildwachen, die ihn nirgends nach Sanssouci lassen wollten, erdreistete er sich, über ein Gartengeländer zu steigen, wo ihn keine Schildwache bemerkte. Aengstlich erwartete er nun hinter einem dicken Gebüsch sein Schicksal, und den Augenblick: daß der König erscheinen sollte. Er erschien auch, und die schwarze Gestalt blieb in einiger Entfernung wie eine Mauer stehen. „Hier," rief der König, und winkte — „wer seid Ihr? wie kommt Ihr herein? ich befahl: daß heute keinem der Eingang verstattet würde." — Ich bin Theologe, Ihro Majestät, die Noth zwang mich; ich war da, ich bekam Kolbenstöße, und stieg über die Gartengeländer. — „Das ist eben nicht fein," versetzte der König im sanftern Ton; „wißt Ihr nicht, da Ihr Theologe seid, daß das Miethlinge sind, die zur unrechten Thür eingehen?" — Das weiß ich sehr wohl, Ihro Majestät; wenn aber dem Hirten die rechte Thür vor der Nase zugeschnappt wird, so muß er wohl zur unrechten eingehen! — „Die Ausrede klingt windig, aber diesmal mag sie gelten; wo seid Ihr her?" — Aus P..... — „O die P....er hauen sich nur, und

haben gemeiniglich wenig gelernt!“ — Um Vergebung Ihro Majestät, mich ausgenommen, ich halt es mit den Waffen des Geistes. — „Ist das wirklich wahr?“ — Ja gewiß Ihro Majestät. — „Nun so geht nur, Ihr sollt eine Pfarre haben.“ Trunken vor Freude, ergriff er den Rockschooß des Königs und wollte danken. „Schon gut, übermorgen habt Ihr die Pfarre, aber mit der Condition, die Waffen des Geistes nicht rosten zu lassen.“

Am Tage der Schlacht bei Zorndorf bekam ein Unteroffizier von der Garde dü Corps mit seiner Korporalschaft die Wache beim Könige. Der Unteroffizier kaufte sich vorher eine Flasche Pontak von einer Marketenderinn, welche sich eben im Hauptquartier aufhielt, um sich wenigstens auf der Wache zu laben. Es war eben Mittag, und der König hatte sich mit dem Prinzen Moritz und einigen Generalen zur Tafel gesetzt, als der Unteroffizier zu einem Königlichen Diener den Wunsch äußerte: ob er nicht ein Schnittchen Brod von des Königs Tafel erhalten könne, weil die Russen alle Lebensmittel verwüstet hätten. Der König, der dies sah, weil er bei offener Thür speisete, fragte den Lakei: „Was will der Unteroffizier?“ — Ew. Majestät, nur ein Stückchen Brod, denn, sagte er, die Russen hätten auch das aller Geringste im Dorfe vernichtet. — „Ja, das glaube ich,“ sprach der König, „hier komm her, nimm diese Pastete und dies Brödchen, und gieb sie ihm; er hat gestern und vorgestern mehr verdient, als ich ihm vergüten kann.“ Alle Anwesenden folgten dem Beispiele des Königs, und legten auch von dem Ihrigen hinzu. Der Unterofffizier ganz außer sich vor Freude, als er die gehäufte Schüssel bekam, vertheilte sie den Augenblick unter seine wachthabende Mannschaft, welcher es herrlich mundete, und welchem Schauspiele der König mit Wohlgefallen zusah.

Während des siebenjährigen Krieges, als sich der König auf einem Vorposten befand, äußerte er, daß er sehr ermüdet sei und zu schlafen wünsche. Die Soldaten auf der Feldwache beeilten sich, ihm ein Strohlager zu bereiten, worauf sie ihn in seinen Mantel wickelten, und er selbst bald darauf so fest schlief, als ob er in den weichsten Daunen läge. Unterdessen war die Feldwache abgelöst worden, und ein neuangekommener Soldat, welcher den König schlafen sah, glaubend, es sei ein Offizier, auch ebenfalls Neigung zum Schlaf spürte, riß einen Wisch von dem Stroh hervor, auf welchem der König ruhete. Dies that er aber wiederholentlich und so unsanft, daß der König darüber erwachte, und zu dem Soldaten sagte: „Nun wahrhaftig, Du wirst mir noch alles Stroh wegnehmen.“ Als die übrigen Soldaten dies hörten, verwiesen sie ihrem Kameraden seine Unvorsichtigkeit und Kühnheit. Dieser erkannte hierauf seinen König, und wollte seinen Fehler wieder gut machen, indem er das Stroh demselben hastig wieder unter den Rücken steckte. Der König aber sagte ganz leutselig: „Laß es nur gut sein und behalte was Du hast.“

Als nach dem siebenjährigen Kriege der König seine Staaten bereisete, kam er auch nach Cleve, woselbst er sich nur kurze Zeit aufhielt, und von dem Kammerpräsidenten von Bessel den Etat vorlegen ließ. Hier fand der König eine namhafte Summe unter der Forstrubrik in der Ausgabe vertheilt, welche in die Kasse des in der Stadt liegenden Minoritenklosters floß. Hierüber höchstlich verwundert, fragte der Monarch: „Wofür erhält denn das Kloster jährlich eine so ansehnliche Summe?“

Dieses Geld-Quantum ist ein Vermächtniß der verstorbenen Herzöge, antwortete der Präsident, es wird für die Seelenmessen gegeben, und die Gelder werden aus der Forstkasse bezahlt.

„Nimmt denn die Ausgabe kein Ende?“ fragte der König. „Wo ist das Kloster? Ich will mit dem Guardian sprechen?“

Nahe vor dem hiesigen Thiergarten, erwiederte der Präsident.

„Gut,“ sagte der Monarch, „da werde ich noch heute hinreiten. Bestell' Er den Mönch nach Tische um 3 Uhr.“

Zur bestimmten Stunde kam der König mit seinem Gefolge daselbst an, und fand sämmtliche Mönche, den Guardian an ihrer Spitze, in zwei Reihen aufgestellt. Sobald diese den König erblickten, stimmten sie sogleich den ambrosianischen Lobgesang an.

„Was ist das?“ fragte der König den Präsidenten.

Es sind die Mönche, Ew. Majestät! welche die Seelenmessen für die Herzöge lesen.

Als der König hierauf Halt machte, näherte sich der Guardian demselben ehrerbietig.

„Ist Er der Vorsteher des Klosters?“

Ja, Ew. Majestät!

„Ihr Leute bekommt ja so viel Geld aus meiner Forstkasse, und wofür?“

Sire, es ist ein Vermächtniß von den verstorbenen Herzögen, und dafür müssen wir ihnen Seelenmessen lesen, damit sie aus dem Fegefeuer kommen.

„Ach, die armen Vettern! sie sind ja schon so lange darin! Kommen sie nicht bald heraus? Ich möchte es gern wissen.“

Das läßt sich wohl nicht eigentlich bestimmen, Sire, erwiederte der schlaue Guardian, aber sobald es geschehen sollte, werde ich unverzüglich an Ew. königl. Majestät eine Stafette nach Potsdam schicken.

Der König lachte und sagte hierauf zu dem Präsidenten von Bessel: „Mit dem Mann ist nichts zu machen! Der hat gewiß bei den Jesuiten studirt.“

Ein Bauer kam eines Tages mit einem Wagen voll Getreide nach Potsdam, um es auf dem Markte loszuschlagen. Ein Bäcker erhandelte es, und bedeutete den Bauer, es nach einer bekannten Straße zu fahren. Nachdem der Bauer es daselbst abgeladen hatte, erhielt er von dem Bäcker, statt Courant, wie es ausgemacht, Münze. Hierüber entspann sich ein Streit, die Menge versammelte sich, und der Bauer bestand auf das Ausgemachte. Endlich kam der König des Weges geritten, und da er den Auflauf gewahrte, erkundigte er sich nach der Ursache desselben. Der Bäcker erzählte dem Könige, daß der Bauer durchaus nicht Münze annehmen wolle, sondern auf Courant bestände. „„Nun, lieber Freund,“ fragte der König, „warum will Er denn die Münze nicht nehmen?“ Der Bauer, den Monarchen erkennend, antwortete ganz naiv: Nimmt he se denn? Der König lächelte, und befahl dem Bäcker, dem Bauer statt Münze Courant zu geben, worauf er weiterritt. (Bekanntlich wurde nur auf der Accise nach Courant gerechnet, daher des Bauern dreiste Antwort.)

Am 5. April 1778, nachdem der König über seine Truppen Revüe gehalten, und im Begriff stand, den bairischen Erbfolgekrieg zu eröffnen, hielt er folgende Anrede an seine Generale:

„Messieurs!

Ich habe Sie hier Alle zu einem gemeinschaftlichen Zwecke versammelt. Die meisten unter Ihnen haben, so wie ich selbst, mit einander gedient, und sind im Dienste unsers Vaterlandes grau geworden, wir Alle wissen also am besten, an was für Gefahren, Arbeiten und Ruhm wir insgesammt Antheil genommen haben. Ich zweifle gar nicht, daß Sie Alle, so wie ich, einen Abscheu vor dem Blutvergießen haben; aber die Gefahr, die unsern Ländern jetzt droht, macht es uns nicht allein zur Pflicht, sondern setzt uns auch in die unvermeidliche Nothwendig-

keit, die geschwindesten und wirksamsten Maaßregeln zu ergreifen, den Sturm, der über uns auszubrechen droht, zu rechter Zeit zu zerstreuen. Ich verlasse mich ganz auf Ihren, mir von sonst her bekannten rühmlichen Diensteifer, und werde ihn gewiß Zeitlebens mit dem größten Vergnügen erkennen. Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen und mache es Ihnen zur heiligsten Pflicht, daß Sie in jedem Zustande an den Feinden Leutseligkeit ausüben, und auf die strengste Disciplin Ihrer unterhabenden Corps eine unabläßige Aufmerksamkeit haben. — Ich wünsche zwar nicht mit dem Pomp eines Königs zu reisen — daß ich keinen Wohlgefallen an reiche Equipagen habe, wissen Sie Alle; aber mein zunehmendes Alter und meine Schwachheit machen mich unfähig zu reiten, wie ich in meiner Jugend gethan habe; ich werde mich also einer Postchaise bedienen müssen. Am Tage der Bataille sollen Sie mich aber zu Pferde sehen. Adieu Messieurs."

Tobias, der Abt des Klosters zu Kamenz, hatte oft die Gnade, bei Tafel des Königs zu sein, mit ihm zu sprechen, und oft von ihm etwas Angenehmes zu hören. Eines Tages, es war mitten im Sommer, befand sich derselbe ebenfalls beim Könige. Friedrich, welcher große Neigung zu scherzen hatte, fragte den Abt: „Um wie viel Grade mag es wohl im Fegefeuer heißer sein, als heute." — Ew. Majestät, erwiederte Tobias, glauben doch nicht daran, und deshalb würde es unnöthig sein, Ihnen einen Begriff von der Hitze desselben zu machen; auch dürfte ich vermuthen, daß Sie nur eine Lüge von mir zu hören glaubten. — „Ich weiß, mein guter Tobias," sagte der König, „daß Er nicht lügen kann, also thu Er mir den Gefallen zu sagen, was seine Kirche von der Hitze des Fegefeuers lehrt." — Nun wohlan, antwortete der Abt, wenn Ew. Majestät es zu wissen befehlen, so kann ich Ihnen

nur sagen, daß es drei Grade im Fegefeuer giebt. Im ersten kommen alle diejenigen, welche zwar ihre Sünden bereuet haben, ohne sie abzubüßen; im zweiten befinden sich diejenigen, die für ihre Sünden gebüßt haben, aber dennoch mit der Neigung zu sündigen gestorben sind; endlich im dritten Grade sind alle die, welche gar nicht glauben, sündigen zu können, und das sind die Großen der Erde. Dieser Grad ist der stärkste, und ich werde fleißig für Ew. Majestät beten, daß Sie nicht da hinein kommen mögen. — „Ach ja," sagte der König lachend, „thue Er nur das, mein lieber Tobias, ich werde es nicht umsonst verlangen." Bald darauf erhielt der Abt eine prächtige Tabatiere, in welcher ein Zettel mit folgenden Worten lag, die der König eigenhändig geschrieben hatte:

„Souvenir, um an meiner Erlösung zu arbeiten."

Bei dem Garde-Regiment in ** stand auch der Stabskapitain von W...., ein Offizier, gegen den auch der Neid nichts zu sagen wußte, der seinen Dienst treu und im ganzen Umfange ausfüllte, viel für sich arbeitete, sich selbst ausgebildet hatte, niemals ausschweifte, menschlich, und gegen Jedermann, auch gegen den Geringsten, gütig und freundlich war. Nur eine Sache hatte der Kommandeur des Bataillons, General R...., an ihm schon als Lieutenant getadelt, ohne eine Aenderung dieserhalb bewirken zu können, das war eine gewisse Unanständigkeit in seiner Kleidung; nicht etwa, daß der alte, abgetragene Rock, den er außer dem eigentlichen Dienste trug, unrein gewesen, sondern weil er wirklich sehr abgetragen war, und weil sich W.... auch von allen gesellschaftlichen Zusammenkünften des Bataillons völlig ausschloß, vorzüglich wenn etwa eine Ehrenzusammenkunft es ihm zur Pflicht gemacht hätte, sich nicht auszuschließen. Obgleich jeder seiner Kameraden wußte, daß er sehr arm war und keine Zulage von Hause erhielt, überdem die Offiziere des Bataillons

eine reiche Uniform trugen, die den Subaltern-Offizier nöthigte, viel auf sie zu verwenden, so glaubte man doch allgemein, daß er dem Posten, auf dem er übrigens so ehrenvoll stände, auch mehr äußere Ehre machen müßte. Allein alles Reden und Vorstellen in dieser Hinsicht half nichts. W.... fuhr fort beschränkt zu leben und fehlte durchaus und für immer in dem Versammlungshause, wo die jungen Offiziere ihr Abendbrod, wenn sie nicht gebeten waren, oft glänzend genug verzehrten und tief in die Nacht am Spieltisch verblieben. Das Mittagsmahl wurde für Alle im Schlosse servirt, und manche von W....s Kameraden wollten bemerkt haben, daß W.... so heimlich als möglich Speisen, die sich fortbringen ließen, mit sich genommen habe. Alle schrieben es einer zu weit getriebenen Sparsamkeit zu, und es war nur eine Stimme, W.... sammle schon als Subaltern viel Geld. Daß der redliche W.... dabei und dadurch an Achtung verlor, versteht sich, indessen that er selbst keinen Schritt, um diese Sache aufzuklären.

Bald kam die Sage indessen vor den König, der sein Bataillon, dessen Chef er selbst war, ganz vorzüglich liebte. Der Kommandeur erhielt also den Auftrag, mit dem Stabskapitain von W... ein ernstes Wort über diese Sparsamkeit zu reden. Dieser Kommandeur war ein strenger, aber gefühlvoller Mann. Er liebte den Stabskapitain von W...., denn er hatte nie Gelegenheit gehabt, irgend ein Dienstvergehen an ihm zu rügen, wohl aber sich von seiner Geschicklichkeit und seinen Kenntnissen zu überzeugen. Er stellte ihm also auf das sanfteste vor, daß Sparsamkeit eine gar herrliche Tugend sei, daß sie aber zu weit getrieben werden könne und namentlich von ihm wirklich zu weit getrieben würde, daß, wenn er auch keine Zulage besäße, er dennoch mit seinem Solde um so mehr auskommen könnte, da er den freien Mittagstisch genösse. „Sie halten nichts auf sich, der König selbst hat es bemerkt. Sie sind zu

geizig, das schickt sich nicht für einen Offizier, am wenigsten vom ersten Bataillon Garde.“ Lange hatte W.... mit Gleichmuth den Vortrag des Generals angehört, nur erst bei den letzten Worten röthete sich seine Wange. Wenn ich denn gezwungen bin, sagte der Redliche, ein Geheimniß zu verrathen, das ich mit mir so gern ins Grab genommen hätte, so hören Ew. Exellenz und fällen dann ein ander Urtheil über mich. Ich habe eine 70jährige Mutter, seit 10 Jahren ist sie blind. Meine arme Schwester, kaum vermögend sich selbst zu erhalten, pflegt und leitet die gute alte Mutter und kann folglich nichts selbst verdienen. Seit diesen 10 Jahren theile ich meinen kleinen Sold mit der redlichen Blinden, die mich gebar und — hungere und spare für die, die so gut und unglücklich ist, mit der trefflichen Schwester, die auf jede Freude verzichtet, die mit Würde jede Veränderung ablehnt, da sie dieselbe nicht mit der guten Mutter theilen kann. Hier ist der letzte Brief, den ich heut von der Mutter empfing, er mag Ew. Exellenz alles sagen, was ich nicht sagen darf und kann. — Schon bei den ersten Worten war der edle General gerührt, er wurde es noch mehr, da er den Brief der gebildeten Schwester gelesen. Er umarmte den edlen Sohn und erbat sich den Brief auf einige Stunden, um ihn, wie er sagte, noch einmal mit Muße zu lesen.

Er las ihn, aber er las ihn seinem fühlenden Könige Friedrich II. vor, der sogleich die edle Tochter zu der ersten aufgehenden Fräuleinstiftsstelle notiren ließ, und aus der Depositionskasse eine bedeutende Summe ihr zur Equipirung zuzusenden befahl. — W.....erhielt nach vier Wochen bei einem andern Regimente in der Nähe seiner blinden Mutter eine Kompagnie, und kleidete sich nun gern anständig, gar geschmackvoll.

An Friedrich des Einzigen Tafel befand sich einst eine nahe Verwandte des königlichen Hauses, die der Kö-

nig

nig sehr schätzte. Er wußte, daß sie einen vortrefflichen Appetit besaß, und hatte oft seinen Scherz mit derselben getrieben. Der große Monarch beschloß, dieselbe auf eine etwas harte Probe zu stellen. Auf seinem Befehl mußten alle Speisen, die auf die Tafel kommen sollten, gewissermaßen verdorben werden. Die Suppe war so überschwenglich gepfeffert und gesalzen, daß es durchaus nicht möglich war, sie zu genießen. Der König schalt lächelnd auf die Köche, die so wenig Aufmerksamkeit besäßen, Suppen so sehr zu versalzen. Die meißten Speisen hatten einen höchst besondern ungewöhnlichen und unleidlichen Beigeschmack, das Fleisch war durchaus verbrannt. Ungestüm schalt der Monarch und Alles stimmte ihm bei, vorzüglich die Dame. Nun erschien mit einemmal eine große Pastete, die auf das vortrefflichste duftete. „An diese wollen wir uns halten," sagte der große Monarch, „und uns für die Leiden der verdorbenen Speisen schadlos halten." Sie wurde geöffnet, aber sie war hohl. Indessen erhob sich aus ihr ein zartes vortrefflich angekleidetes Knäbchen, welches still sich in die Höhe richtete, der höchsten und hohen Versammlung ein zierliches Compliment machte und auf der Tafel hin zur Dame ging. Ihr überreichte er eine vom Könige selbst in Versen gefertigte Lobrede auf die — Fasttage. Und nun erst wurden treffliche und unverdorbene Speisen im Ueberfluß servirt.

Zur Zeit des glorreichen Krieges, der Schlesien, unserer Krone schönsten Edelstein, auf immer mit dem preußischen Zepter verband, hatte ein Schäfer im Halberstädtischen, Vater von 7 Söhnen, sechs derselben mit Ruhe, Gleichmuth, selbst mit Freude dem Vaterlande zum Opfer gebracht. Es war wohl wahrlich ein größeres Geschenk von diesem Alten, als wenn er 6 silberne Löffel dem durch Krieg und Unglück erschöpften Vaterlande zum Opfer gebracht hätte. In dem letzten Jahre des denkwürdigen Krie-

ges kam einer der Offiziere wieder ins Kanton, um die junge Mannschaft auszuheben, denn Hände und guter Wille waren dem Könige noth. Auch der siebente Sohn des alten ehrlichen Schäfers kam nun an die Reihe. Er stellte sich dem ihn auffordernden Hauptmann in Gesellschaft seines Vaters. Höre Er, Herr Hauptmann, redete der Schäfer den Offizier an. Höre Er, meinen siebenten Sohn könnte ich wohl behalten, ich brauche ihn, und er ist nach den Gesetzen frei; aber sag Er mir aufrichtig: brennt es dem Könige auf die Nägel, so recht? wenn's brennt, se nehm' Er ihn in Gottes Namen und mich noch dazu. Brennt es dem Könige aber noch nicht, so laß Er mir meinen Sohn, denn ich werde auch nach grade alt.

Gutmüthiger, wenn auch roh, ohne glatte schöne Worte, brachte wohl kein Vater ein größer Opfer auf dem Altar des Vaterlandes, als dieser brave Schäfer.

Der berühmte Lord Marschall, englischer Gesandte am Berliner Hofe, war der Freund unsers großen, einzigen Friedrichs und sein täglicher Gesellschafter. Einst fand ihn der König besonders niedergeschlagen und betrübt, und so geflissentlich auch Marschall diese seine Empfindungen verhehlte, so fand dennoch der zartfühlende königliche Freund es heraus, daß etwas das Herz seines Freundes beunruhige. Er forschte, und Marschall bekannte, daß die harten Verfolgungen, die um diese Zeit sein Freund J. J. Rousseau in der Schweiz erdulden mußte, und von denen er durch einen Brief des Philosophen nähere Kenntniß heute erlangt hätte, sein Herz allerdings der Freude verschließe.

„Beruhigen Sie sich," sagte der gekrönte Philosoph. „Schreiben Sie Ihrem Freunde, daß, wenn er in meine Staaten kommen will, er bei mir einen sichern Zufluchtsort und eine Pension von 2000 Livres haben sollte. Wir wollen ihm zu Pankow, bei dem Gärtner von Schönhausen, eine halbe Meile von Berlin, ein hinlänglich geräu-

miges Haus mit Garten und Wiese geben, so daß er eine Kuh halten, einige Hühner füttern und sich Gemüse bauen kann. Er könne hier bei mir unbesorgt und gemächlich leben. Seine Einsamkeit sollte ungestört bleiben, und er könnte sich von seinem Garten aus nach Belieben in den Gebüschen von Schönhausen ergehen, wo die Königin nur einige Sommermonate in der Stille zubrächte."

Wer war glücklicher und froher als Lord Marschall. Er dankte im Namen seines Freundes, dankte um so inniger, je mehr er erkannte, daß dies königliche Anerbieten so schonend und zart, und ganz in dem Geiste seines Freundes gethan war, ihn zu nichts verpflichtete und seine Ruhe auf keine Weise untergrub. Er selbst legte dem Könige am folgenden Tage den Brief vor seinem Abgange vor, und der große Monarch war gutmüthig genug, unter demselben mit eigener Hand folgendes zu schreiben:

„Kommen Sie, mein lieber Rousseau! Ich biete Ihnen ein Haus, Pension und Freiheit an.

Friedrich."

Der Brief ging ab. Bald darauf kam folgendes Schreiben des Genfer Philosophen an den Monarchen, als Antwort auf seine Einladung:

„Ew. Majestät bieten mir einen Zufluchtsort an, und versprechen mir daselbst Freiheit. Aber Sie tragen einen Degen und sind König! Sie bieten mir eine Pension an, mir, der gar nichts für Sie gethan hat! Haben Sie denn schon alle braven Männer, die Arme und Beine in Ihrem Dienst verloren haben, Pension gegeben?"

Rousseau."

So oft nachher die Rede auf diesen stolz bescheidenen Sonderling fiel, sagte der König beständig: „Ach, das ist ein Narr und kein Philosoph." Und Friedrich der Große hatte allerdings Recht.

Zu den Freunden des großen unerreichten und unerreichbaren Monarchen gehörte der berühmte Oberst Quintus Icilius, oder mit seinem eigentlichen Namen Guichard, der Sohn eines Magdeburger Töpfers. Friedrichs Freundschaft für ihn war nicht blos eine vorübergehende Empfindung, sondern beschäftigte sich mit seinem dauernden Glücke. So ungern er es sah, wenn Männer seiner nächsten Umgebung an eine Verheirathung dachten, und sich dazu von ihm die Erlaubniß erbaten, so wurde diese Laune des Monarchen dennoch für seinen Freund Quintus unterdrückt. Er selbst wollte ihn verheirathen, und da der große Monarch bei einer Verheirathung nur die Verbesserung der äußerlichen Glücksumstände im Auge hatte, so ließ er ihm eine bejahrte, sehr reiche Wittwe vorschlagen, mit dem Erbieten, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Quintus Icilius, der überhaupt Lebensglück nicht in Goldklumpen setzte, hatte indessen schon gewählt. Ein armes, aber geistreiches und schönes Fräulein, aus einer der ältesten Familien des Landes, hatte ihn den Entschluß fassen lassen, bei der ersten vorzüglich guten Laune des Monarchen Gelegenheit zu nehmen, sich die Erlaubniß, sie heirathen zu dürfen, zu erbitten. Der Vorschlag, so sehr er übrigens Beweis der Zuneigung des Monarchen war, überraschte ihn sehr. Er glaubte daher nun auch keinen Augenblick säumen zu müssen, um den Consens zu seiner Verheirathung zu bitten, und that es am folgenden Morgen in der gewöhnlichen Form. Schon am Mittage erhielt er eine völlig abschlägige Antwort, und bei der Tafel, zu der Quintus als beständiger Gast sich einstellte, war der große Monarch sehr verdrüßlich, und sprach mit ihm kein Wort. So dauerte das Schweigen einige Tage. Einst wandte sich Friedrich plötzlich zu Quintus und sagte zu ihm: „Stell Er sich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpfer von mir die Erlaubniß verlangt, ein Fräulein vom ältesten Adel heirathen zu dürfen, was meint Er dazu?“ Quintus, der am

besten wußte, was diese Frage beabsichtigte, antwortete dem großen Mann, ohne die Fassung zu verlieren: „daran finde ich gar nichts besonderes, wir sind am Ende Alle von einem Thone gemacht.“ Hiermit war das Gespräch über diesen Gegenstand abgebrochen. Aber tief gekränkt über diese harte Aeußerung des Monarchen, schrieb Quintus noch am nämlichen Tage, unmittelbar nach der Tafel, an demselben, und bat um seine Dienstentlassung.

Friedrich warf die Vorstellung bei Seite, und Quintus erhielt keine Antwort. Durch diese größere Kränkung noch mehr aufgebracht, wurde der Entschluß, den Dienst des Königs zu verlassen, noch fester. Er ging nicht mehr zur Tafel des Königs, mied es aufs sorgfältigste, denselben irgendwo unter die Augen zu kommen, und wartete in Geduld, wie sich das Ganze enden würde.

Mehrere Monate vor diesem Vorfalle hatte Quintus Icilius von dem Monarchen den Auftrag erhalten, den berühmten Antinous in Italien für ihn anzukaufen und den Handel abzuschließen. Diese Statue langte endlich wohlbehalten zu Potsdam an, und Quintus war nun gezwungen, an den Monarchen dies zu melden. Er that es in einem äußerst lakonischen Briefe, und bat zugleich um Verhaltungsbefehle, an wem und wohin er sie abliefern solle. Nach wenigen Stunden erhielt er vom Könige folgenden Brief:

„Mein lieber Oberst Quintus Icilius. Es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ich aus Eurem Schreiben ersehen, wie die Statue des Antinous endlich angekommen ist. Ich erwarte nun, daß Ihr mir solche selbst abliefern, und den Platz, wo solche aufgestellt werden kann, ausfuchen werdet, weil das Niemand besser versteht, als Ihr. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Friedrich.“

Nun konnte Quintus es nicht vermeiden, vor dem Könige zu erscheinen. Er ließ die Statue aufs Schloß

bringen, und übergab sie persönlich dem Monarchen. Friedrich, ohne auch nur ein Wort von Empfindlichkeit zu äußern, oder des doppelten Vorgangs zu erwähnen, empfing seinen Quintus höchst freundlich, und besprach sich mit ihm über den besten Platz der Aufstellung. Quintus wählte, der Monarch genehmigte. Die Statue wurde aufgestellt. Friedrich lobte die höchst schickliche Wahl und sagte dann endlich, indem er ihm ein Papier in die Hand drückte: „Ich bin ihm für seine große Mühe einen Dank schuldig.“ Quintus, über diese ungehoffte Aufnahme höchst gerührt, entfaltete das Papier, und es enthielt — in den huldreichsten Ausdrücken den nicht mehr gehofften Consens zur Heirath mit dem Fräulein.

Einer der Freunde des großen einzigen Friedrichs, Graf Kaiserling, den der Monarch, vorzüglich als Kronprinz, im freundschaftlichen Umgange nur seinen Cäsarion hieß, nährte die Hoffnung, daß er in den eigentlichen Regierungs-Angelegenheiten des neuen Königs die bedeutendste Rolle spielen werde. Alles schien ihm dazu ein Recht zu geben. Er wagte es also schon bei der Hinreise zur Huldigung des jungen Monarchen nach Preußen, der er beizuwohnen die Erlaubniß erhielt, Bittschriften anzunehmen, sie dem Könige zu überreichen, Supplikanten zu empfehlen und den Monarchen mit einer Menge Interceſſionen zu überhäufen. Die ersten Male blickte Friedrich seinen Freund ernsthaft an, dann verbat er sich es glimpflich; da es dennoch nicht nachließ, und als auch das nicht helfen wollte, da erklärte er, der selbstständige Regent: „Günstlingschaft gehöre nicht in seinen Regierungsplan.“ Um ihm dies noch fühlbarer zu machen, hatte der Monarch die zwei letzten Tage der Reise ihn nicht in seinen Wagea genommen. Kaiserling lenkte ein, denn er hätte nicht der schätzenswerthe kluge Mann sein müssen, wenn er sein Betragen nicht schleunigst geändert hätte. Aber der große Monarch

wollte es ihm noch deutlicher machen. Es waren sehr natürlich eine ungeheure Menge Glückwünsche in Prosa und in Versen an den Monarchen übergeben worden. Friedrich ließ sie sammeln, nahm die schwere Masse und gab sie dem Grafen Kaiserling mit den Worten: „Ich weiß, daß Sie sich gern mit fremden Papieren befassen, also thun Sie mir den Gefallen, und beantworten dies Zeugs da.“ Der arme Graf hatte zwei lange Tage und eben so viel Nächte vollauf zu thun, um des Königs Befehl Genüge zu leisten.

Von dieser Zeit an nahm Kaiserling nie eine Bittschrift an, um sie dem Monarchen zu überreichen, und enthielt sich aufs geflissentlichste jeder Günstlingshandlung. Und nun gewann er, durch sein verändertes Betragen, die volle Gnade des Königs wieder.

Auf einem Spaziergange in dem Garten von Sanssouci begegnete der Monarch eines Tages einem jungen Menschen von fremdartigen Ansehen. Der König ging auf ihn zu und fragte, wer er sey? — Ich bin, sagte der Fremde mit einer tiefen Verbeugung, denn er kannte den unverkennbaren Mann — ein Ungar, reformirter Konfession, habe in Frankfurt an der Oder studirt, bin im Begriff, in mein Vaterland zurückzukehren, habe aber vorher den Wunsch befriedigen wollen, Berlin, Potsdam und Sanssouci zu sehen. Der freundliche Monarch — und er konnte es sehr gut sein — sagte ihm: „Nun, das ist recht schön; hat Er auch Alles recht angesehen?“ Der Kandidat antwortete ihm als ein denkender, gesetzter junger Mann, und der König fand so viel Behagen an dieser Unterhaltung, daß das Gespräch bald eine andere Wendung nahm, und der Monarch sich überzeugte, er sei ein unterrichteter und heller Kopf. Der König sagte daher beim Scheiden: „Weiß Er was, bleib Er in meinem Lande, ich will für ihn sorgen, hört Er's?“ Der Kandidat lehnte diesen eh-

renden Vorschlag des Monarchen von sich ab. Gott weiß, sagte er, wie gern ich hier im Lande des freien Denkens bliebe, wie gern ich in den Staaten Ew. Majestät einem geistlichen Amte vorstände; allein Familienverhältnisse machen es unbedingt nothwendig, daß ich in mein Vaterland zurückkehre.

König. Also muß Er zu Hause? Höre Er, das ist recht dumm! Muß Er denn schlechterdings zu Hause?

Kandidat. Ja, Ew. Majestät, ich muß! ich habe Vermögen und liegende Gründe.

König. Das ist fatal. Hör Er, bitte Er sich von mir eine Gnade aus.

Kandidat. Ew. Majestät, ich wüßte nicht — ich weiß wirklich nicht.

König. Kann ich ihm denn gar keinen Gefallen thun? —

Kandidat. Etwas könnten Ew. Majestät doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die, wie ich glaube, in Wien verboten sind, die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jesuiten haben die Revision der Bücher, und die sind sehr scharf. Wollten Ew. Majestät —.

König (rasch einfallend). Nehme Er Seine Bücher nur in Gottes Namen mit. Ich werde Ihm noch dazu kaufen lassen, was ich denke, daß Er brauchen kann und was in Wien recht verboten ist. Und wenn sie Ihm die Bücher wegnehmen wollen, so sage Er nur: ich hätte sie Ihm geschenkt. Darauf werden die Herren Patres wohl nicht viel geben, schadet aber nichts, lasse Er sich nur die Bücher wegnehmen, gehe Er aber sogleich zu meinem Gesandten, und melde Er sich bei ihm, erzähle Er dem die ganze Geschichte, und was ich Ihm gesagt habe. Hernach gehe Er in den vornehmsten Gasthof und lebe recht kostbar; Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten ver-

zehren, und da bleibe Er so lange, bis sie Ihm Seine Bücher wieder ins Haus schicken; das will ich schon machen, hört Er's, so mache Er's, sie sollen Ihm Seine Bücher ins Haus schicken, dafür stehe ich Ihm, verlasse Er sich auf mein Wort; aber einen Dukaten muß er, wie gesagt, alle Tage verzehren.

In diesem Gespräch war der König nach dem Schlosse gegangen; er hieß den jungen Mann warten, kehrte bald zurück und brachte einen Zettel, worauf der große Mann eigenhändig geschrieben hatte:

„**Bon pour rester à Vienne au dépens de moi.**

Frédéric.“

Der König sagte: da, hier hat Er meinen Namen, dies zeige Er nur meinem Gesandten, und damit ist's gut. Er kriegt Seine Bücher wieder, aber das sage ich Ihm: alle Tage einen Dukaten.

Kandidat. Aber Ew. Majestät!

König. Nichts aber! nichts aber! Verlaß Er sich auf mich, und Er soll auch noch die beste Pfarre in Ungarn kriegen, Nun reise Er in Gottes Namen und schreibe Er mir einmal, wenn Er versorgt ist.

Der Kandidat blieb noch einige Wochen in Berlin, erhielt einen großen Stoß der köstlichsten und theuersten Bücher, dann reisete er ab, und was er vorausgesehen hatte, traf wirklich ein. In Wien wurden ihm seine schon auf der Grenze versiegelten Bücher von der Bücher-Censur-Kommission konfiszirt. Zwar sagte der Kandidat, was ihm Preußens Monarch befohlen hatte, nämlich, daß ihm der König von Preußen diese Bücher geschenkt habe; die geistlichen Visitatoren erwiederten indessen, daß ihnen der König von Preußen hier in Wien nichts anginge. Der Kandidat ging zu dem Gesandten, erzählte ihm den ganzen Vorfall, und zeigte ihm zur Beglaubigung den vom Monarchen erhaltenen Zettel.

Der König hatte unterdessen seinem Gesandten schrei-

ben lassen und ihm aufgetragen, was er zu thun habe. Der Gesandte war also von Allem schon unterrichtet. Er nahm den jungen Mann äußerst freundlich auf, behielt ihn zu Tische und sendete ihn mit dem Legationsrath in den besten Gasthof Wiens, mit dem Befehl an den Wirth: der junge Mann solle auf Kosten der preußischen Gesandtschaft aufs Beste verpflegt werden.

Der Gesandte meldete den Vorgang an den König. Dieser schrieb sogleich an den Gouverneur zu Breslau und an den Staatsminister von Münchow, und gab den Befehl, daß eine Kommission von einem Stabsoffizier, einem Kriegsrath und Subaltern sich nach dem Jesuitenkollegium zu verfügen und die dasige Bibliothek zu versiegeln habe, auch von dem Augenblick an, vor die Bibliothek eine doppelte Schildwache zu stellen sei. Die Siegel müssen alle Tage früh durch einen Subalternoffizier und einen Kammerkalkulator visirt werden, beide erhalten jeder täglich für diesen Gang einen Thaler Diäten. Die sechs Schildwachten der drei Ablösungen zu zwei Mann, jede 8 gGr. für ihre 24 Stunden Wache, also abermals 2 Thlr. täglich. Diese 4 Thlr. täglicher Diäten, so wie 30 Thlr. Versiegelungskosten, bezahlt das Jesuitenkollegium.

Die Jesuiten erschraken nicht wenig, als ihnen diese königliche Verfügung kund gemacht und ihre kostbare Bibliothek versiegelt wurde. Sie wußten durchaus nicht, womit sie die königliche Gnade verscherzt hatten, denn der König war bisher immer ihr höchster Gönner gewesen. Weder der Gouverneur noch der Minister konnten dem bestürzten Konvent darüber Auskunft geben, denn von der Ursach dieser Maaßregel hatte der König kein Wort nach Breslau geschrieben. Die Brüder von der Gesellschaft Jesu beschlossen also, aus ihrer Mitte eine Deputation nach Potsdam zu schicken. Man wählte zwei Patres dazu, die der König wohl leiden konnte und mit denen der Monarch sich schon verschiedentlich unterhalten hatte. Sie kamen in Pots-

dam an, meldeten ihre Ankunft und baten um Audienz; allein sie mußten vier Wochen warten, ehe sie die Erlaubniß dazu erhielten. Als es endlich geschah, sprach der König von ganz gleichgültigen Dingen mit ihnen, und da sie es dennoch wagten, submissest um die Ursache zu fragen, welche Allerhöchst Sr. Majestät bewogen hätten, ihre Bibliothek versiegeln zu lassen, und wodurch der Konvent und die katholische Universität zu Breslau das Unglück gehabt hätte, Sr. Majestät Gnade zu verlieren? so antwortete der König ganz kurz: „Aha, wegen der Bibliothek? wegen der Versiegelung? Ganz recht, das habe ich befohlen. Die Veranlassung müssen Sie bei meinem Gesandten in Wien nachfragen. Adieu, Messieurs! Ich lasse mich Ihren Herren Confratres, den Herren Bücher-Revisions-Kommissarien in Wien empfehlen; wider Euch habe ich nichts. Adieu!“

Damit mußten nun die armen Väter abziehen. So viel sahen sie ein, daß der Aufschluß nur in Wien zu erhalten und daß in Potsdam für sie nichts mehr zu machen sei. Sie reiseten pfeilschnell nach Breslau zurück. Nachdem man dort alles reiflich erwogen, wurden zwei andere Deputirte nach Wien gesendet. Als diese dort dem Preußischen Gesandten ihre Aufwartung machten und ihm erzählten, was in Breslau vorgegangen und was der Monarch ihren Deputirten zur Antwort gegeben, sagte dieser: Ja, meine Herren, den Zusammenhang der Sache selbst weiß ich nicht; es ist aber ein junger Mensch hier, dem haben ihre Herren Confratres, die zur Bücher-Revisions-Kommission gehören, einen Kasten mit Büchern weggenommen, die ihm der Monarch geschenkt hat. — Nun ging den Vätern ein Licht auf; sie eilten zu ihren Kollegen und nach Verlauf einer Stunde hatte der reformirte Ungar seine Bücher insgesammt im Gasthofe. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, die Herren Patres mußten

für den jungen Menschen im Gasthofe 96 Dukaten Zehrungskosten bezahlen.

Mit den Attesten vom Gesandten, daß der Kandidat wieder im Besitz seiner Bücher und daß seine Zehrung in Wien bezahlt sei, reiseten die Väter nach Breslau und von da gleich nach Potsdam. Diesmal wurden sie gleich den folgenden Tag vorgelassen; sie überreichten dem Könige ihre Atteste und sogleich ließ der Monarch an das Gouvernement und den Minister Kabinetsbefehle ausfertigen, die Universitätsbibliothek wieder zu entsiegeln. Mit dieser erfreulichen Depesche versehen und durch die mündliche Versicherung der königlichen Huld aufgemuntert, eilten sie nach Breslau zurück. Die Entsiegelung geschah; das Kloster hatte unterdessen 134 Thaler an Diäten bezahlt.

Der König hatte an den Pater Rektor ein eigenhändiges Schreiben mitgeschickt, in welchem er dem Konvent seine Gnade versichert, aber auch folgende Worte hinzugefügt: „Ihr werdet Eure Herren Confratres in Wien und das Personale des dortigen Konsistorii wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedhessi keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Menschen erkundigen; bekommt er nicht die beste reformirte Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinigen oder überhaupt die Reformirten werden chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen, dann halte ich mich an Euch ꝛc.“

Hedhessi blieb nicht allein ungeneckt, sondern bekam, wenn auch nicht gerade die beste, doch eine der besten Stellen in Ungarn und lebte noch im Jahre 1780.

Friedrich II., der Unsterbliche, der wahrlich seine Zeit wohl anzuwenden verstand, sagte dennoch: „Es giebt vielleicht nicht Einen Menschen, der die Hälfte von dem gethan hat, was er hätte thun können.“

An einem schönen Sommermorgen sah Friedrich der Einzige in seinem Schlosse zu Potsdam aus dem Fenster, und erblickte auf dem Platze vor demselben einen Handwerksburschen, der sein Bündel auf dem Rücken trug, die Augen gen Himmel richtete und in dieser Stellung eine Zeitlang stehen blieb. Der große König wollte wissen, wer er sei und ließ ihn heraufrufen. Bei seinem Eintritte begann folgendes Gespräch: „Wer bist Du?" — Ich bin ein Lohgerbergesell. — „Wo kommst Du her?" — Von Leipzig! — „Wo willst Du hin?" — Nach Berlin! — „Giebt es denn in Leipzig keine Arbeit?" — O ja, man kann dort schon leben, aber — „Recht, recht, man will sich in der Welt umsehen, und man sagt, daß Berlin eine gar schöne Stadt sei." — Ei ja, und daß man dort so herrlich lebt — „Ja, wenn man arbeitet!" — Ich bin nie müßig gegangen. — „Das ist schön. Leb wohl, arbeite fleißig, Gott wird Dir helfen!" — Hier kehrte sich der große und gute König zu seinem Kammerhusaren und sagte: „Gebt dem jungen Menschen zwei Friedrichsd'or." Er erhielt sie und sagte beim Empfange: O Ew. Majestät tausend Dank. Könnte ich Ihnen nur so meine Dankbarkeit beweisen. Nun, wenn ich nach Sachsen zurückkommen werde, so will ich allen Menschen sagen, wie gut und wohlthätig der König von Preußen ist. — „Nein, nein, erwiederte der Monarch, das thue ja nicht, denn da möchten viel Lohgerbergesellen sein, die herkommen uud sehen wollten, ob denn das wahr sei."

Bei jener durch die Folgen so berühmten Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit Joseph II. in Böhmen, im Jahre 1770, hatte sich der unsterbliche Held mit seinem Gefolge weiß gekleidet, um dem Kaiser und seiner Umgebung das Blaue nicht vor die Augen zu bringen, das sie im Felde so häufig gesehen. Bekanntlich nahm aber Friedrich viel spanischen Taback, sein weißer Rock wurde da-

durch befleckt und unsauber. Obwohl er fleißig schüttelte, so war er doch bald wieder voll. Er sagte also zum geistreichen Feldmarschall, Prinzen Karl von Ligne: „Ich bin nicht reinlich genug für Sie, meine Herren, ich bin nicht würdig, Ihre Farbe zu tragen.“ Es fiel an diesem Tage ein heftiger Platzregen. Am folgenden Tage äußerte der Unsterbliche zu demselben Prinzen: „Ist ihnen je ein Regen erinnerlich, wie der gestrige? Wahrlich, die glaubensfesten Katholiken unter ihnen werden sagen: so geht es, wenn man die Antichristen unter sich hat. Was haben wir mit den verdammten Ketzern zu schaffen. — Hab ich nicht Recht? Nicht wahr, ich richte Unheil bei Ihnen an? Ihre Soldaten werden sagen, der Friede ist da, und nun muß der Teufel von Friedrich uns doch noch immer auf dem Halse liegen.“ Gewiß ist es, versetzte der Prinz von Ligne, daß, wenn Ew. Majestät dies alles mit Vorbedacht veranstalteten, es ganz ungemein boshaft von Ihnen ist. Nur dem Jupiter wird so etwas gestattet, der immer so seine guten Ursachen für alles zu haben pflegt, wenn, nachdem er die eine Welt im Feuer hat umkommen lassen, er die andere durch Wasser vernichtet. Doch, mit dem Feuer hat es, Gottlob! ja jetzt ein Ende, ich dachte nicht, noch einmal darauf zurückkommen zu müssen. „Verzeihung,“ war Friedrichs Antwort, „daß ich Ihnen damit so heiß gemacht; es dauerte mich oft um uns alle, um die ganze leidende Menschheit. Aber eigentlich war es doch ein trefflicher Krieg, um darin in die Schule zu gehen! Fehler die Menge habe ich darin begangen, um Euch jungen Leuten insgesammt zu zeigen, wie man es besser anfangen müsse. Und was sind Ihre Grenadiere für Männer! Wahrlich, wenn Mars für sich selbst eine Leibwache ausheben wollte, so würde ich ihm rathen, ohne länger zu wählen, sie unter Ihren Leuten auszusuchen.

Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen. Ueberall ertönte des Helden, des unerreichten Friedrichs, gerechtes Lob. Auch die Holländer, die nach Ceylon kamen, brachten Kunde von den unglaublichen Thaten des gewaltigen Monarchen, und so kam denn auch die Nachricht nach Candia: es sei ein Mensch aufgestanden weit über Meer, der einem Gott gleich, ein vernichtetes Heer zu den glänzendsten Siegen führe. Der schwarze Kaiser fühlte die höchste Bewunderung. Immer mehr mußte man ihm von dem großen Manne erzählen, und die selbst bewundernden Holländer sparten nun wohl nicht die Worte. Bei einer solchen Unterhaltung wurde Radja Singa so bewegt, daß er groß und majestätisch von seinem Divan sich erhebend, ausrief: „Ich muß ihn belohnen, er verdient es. Ich, der Herr der Sonne und des Mondes erkläre den Helden — zum Sergeanten von Candia und werde ihm meinen Willen durch eine Gesandtschaft und reiche Geschenke wissen lassen."

Friedrich der Große bereisete einst in Begleitung eines Pommerschen Landraths die dortigen Provinzen und befragte ihn über manche Gegenstände, über den Ertrag der Güter, über die Eigenthümer derselben und erhielt von allem die bestimmtesten Antworten. So kamen sie zu einem Dorfe, welches ihm der Landrath nennen mußte, und auf die Frage, wem es gehöre, einen Herrn von Rochow nannte. Der König hatte einen Offizier dieses Namens unter der Armee gehabt. Nach mehreren Fragen ergab es sich, daß er derselbe sei. „Aber warum hat Rochow denn eigentlich den Abschied genommen?" fragte Friedrich seinen aufmerksamen Begleiter. Ich kann es nicht sagen, erwiederte der Landrath etwas bestürzt, denn bis dahin hatte er dem Könige alle Fragen treu und schnell beantwortet. Der König fuhr weiter. Nach einiger Zeit fing er wieder an: „Aber warum hat denn Rochow eigentlich

den Abschied genommen?“ Noch einmal, aber noch ängstlicher antwortete der Landrath: er wisse es nicht. Dem Könige, der mit dem höchst unterrichteten Landrathe sehr zufrieden war, machte die Verlegenheit Vergnügen. Er fragte also wohl noch zehnmal dasselbe und erhielt immer dieselbe Antwort von seinem immer ängstlicher werdenden Begleiter. Endlich sagte der scherzende große Mann: „Er weiß es ganz gewiß, und will es nur nicht sagen, aber nur heraus mit der Sprache: warum hat denn Rochow seinen Abschied genommen?“ In der größten Angst rief der Landrath halb weinerlich: Bei Gott, Ew. Majestät, ich weiß es nicht, warum Rochow den Abschied genommen hat. Der König lachte nun laut auf und sprach beruhigend und mit dem unaussprechlichen freundlichen Blick: „Nun, nun, sei Er nur ruhig, ich glaube es ihm ja schon. Es ist nur mein Scherz. Ich will es Ihm sagen: Er hat das Gut mit meiner Bewilligung erheirathet.“

Der unsterbliche Friedrich erhielt vom Oberforstmeister einer seiner Provinzen einen Bericht, worin der Zustand der Forsten überaus vortheilhaft dargestellt war. Hatte nun der König den Zustand derselben einige Jahre früher durch eigene Ansicht, oder durch Berichte des letzten Oberforstmeisters anders kennen lernen, das sagt uns die Erzählung nicht, sondern nur soviel, daß der große Kenner der Welt und der Menschen, gegen die Wahrheit dieses Berichtes mißtrauisch war, welches er auf nachstehende Weise dem Berichterstatter zu erkennen gab.

„Mein lieber Oberforstmeister von ***! Er schreibt mir ja da ganz herrliche Sachen von seinem Departement! Ich versichere Ihm, daß, wenn auch nur die Hälfte von allem dem wahr ist, ich dennoch bin Sein wohlaffectionirter

Friedrich.“

Ein

Ein Domainenpächter unter Friedrichs des Großen Regierung, mit Namen Ochs, war viele Jahre über in dem Besitze eines Domainenamtes gewesen, und hatte dadurch sich ein ansehnliches Vermögen erworben.

Dies erweckte Neider, und mehrere meldeten sich beim bevorstehenden Ablauf seines Pachtkontrakts, und boten ein höheres jährliches Pachtquantum, um ihn aus der Pachtung zu verdrängen. Vorzüglich gab ein Mann, Namens Krebs, sich alle erfinnliche Mühe, das Domainenamt des Amtmanns Ochs zu erhalten, und erbot sich, sechstausend Thaler jährlich mehr Pacht zu zahlen.

Dem Amtmann Ochs wurde von der Behörde die Wahl gelassen, ob er dies erhöhte Pachtgeld zahlen, oder nach Ablauf seines Kontrakts abziehen wolle. Alle Vorstellungen von seiner Seite waren fruchtlos, es blieb bei diesem Entschlusse.

Der Amtmann schrieb nun unmittelbar an Friedrich den Großen, trug ihm kurz und bündig vor, in welcher Lage er sich befände, und daß ein gewisser Krebs ihn, durch das Anerbieten von einer mehr zu zahlenden Pacht von sechstausend Thalern jährlich, zu verdrängen suche. Er schloß seine Vorstellung mit den Worten:

„Bei der bisher gezahlten Pacht haben sich Ew. Majestät Unterthanen auf dem mir anvertrauten Domainenamte sehr wohl befunden, und ich habe daher die Genugthuung gehabt, daß sie mir alle den Namen Vater gegeben haben, weil ich väterlich für sie sorgen konnte, und es auch gethan habe. Sollte ich aber noch sechstausend Thaler jährlich zu der bisher entrichteten Pacht zahlen, so würde ich dies nur durch die Bedrückung der Unterthanen leisten können, unter diesen Umständen will ich lieber auf das Amt, als auf den mir erworbenen Namen Verzicht thun."

Friedrich schrieb am Rande der Vorstellung:

„Es bleibt der Ochs, der feste steht,
Und nicht der Krebs, der rückwärts geht."

Der Amtmann Ochs behielt das Domainenamt gegen die alte Pachtsumme nach wie vor.

Bei einer der jährlichen Musterungen, die Friedrich der Große zu halten pflegte, kehrte der König bei einem Amtmann mit Namen Hahn ein.

Diese Musterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ dem Wirthe in dem Hause, wo er gewohnt hatte, jedesmal hundert Dukaten dafür zahlen.

Als sein geheimer Kämmerer den Auftrag bekam, bei der Abreise des Königs dies Geld ebenfalls dem Amtmann Hahn zu geben, äußerte dieser: „Ich befürchte, Ew. Majestät, daß ihm dies nicht einmal lieb sein wird, denn er ist ein reicher Mann, und macht sich eine Ehre daraus, daß Ew. Majestät bei ihm haben wohnen wollen.“ Der König schwieg, verlangte aber, als er eben im Begriff stand in den Wagen zu steigen, den Amtmann zu sprechen.

Hahn erschien. Friedrich sagte zu ihm: „Ich danke Ihm für Sein Quartier. Ich mag Ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß Er Vermögen haben soll. Ist das wahr?“

Ja, Ew. Majestät!

„Wie ist Er dazu gekommen?“

Dadurch, daß ich immer einen Groschen theurer eingekauft, und einen Groschen wohlfeiler verkauft habe.

„Das ist ein unzeitiger Scherz. Er sieht, daß ich auf dem Sprunge stehe abzureisen. Ich habe nicht Zeit mit Ihm zu sprechen. Sag' Er mir kurz und ernsthaft die Wahrheit.“

Wie könnte ich mich unterstehen, mit Ew. Majestät scherzen zu wollen. Es ist rein lautere Wahrheit, was ich Ew. Majestät gesagt habe. Wenn das Getreide wohlfeil war, habe ich immer den Scheffel mit einem Groschen theurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeschüttet, und wenn es in Preis stieg, es wieder immer einen Gro-

schen wohlfeiler losgeschlagen, als Andere, dadurch habe ich mir einen hübschen Thaler ehrlich erworben.

„Er ist ein braver Mann," sagte Friedrich, ihn auf die Schulter klopfend; „ich will Ihm in den Adelstand erheben."

Der Amtmann lehnte dies bescheiden ab, aber dessen ungeachtet erhielt er bald darauf das Adelsdiplom.

Als im Anfange des siebenjährigen Krieges die sächsische Armee bei Königstein gefangen genommen war, bezog bekanntlich Friedrich der Unsterbliche zwischen Königstein und Sonnenstein das feste Lager der Sachsen, und nahm sein Hauptquartier in Struppen auf dem dasigen obern Rittergute, welches einer verwittweten Oberstin von Raisky gehörte, deren einziger Sohn sich unter den gefangenen sächsischen Offizieren befand. Die Oberstin war eben sehr krank, und da der König das untere und mittlere Stockwerk des Schlosses inne hatte, und seine Dienerschaft sich das ganze Obere zueignete, mußte sie sich in eine kleine Bedientenstube in dem obersten Winkel des Gebäudes mit ihrer weiblichen Dienerschaft zurückziehen und da ihr Krankenbett aufschlagen lassen. Als nach einigen Tagen Ordnung und Ruhe eingetreten war, ging der Prediger des Orts, Namens Götzinger, auf das Schloß, um die Oberstin zu besuchen. Als er an die Hauptthür des Schlosses kommt, weist ihn der Gardist mit aller Artigkeit und mit dem Zusatze zurück, daß er zu diesem Thor Niemand hereinlassen dürfe, weil der König nicht gern sähe, daß ihm Jemand auf der Treppe begegne, er müsse daher durch den Garten zur hintern Thür eingehen. Der Prediger kehrt um, und als er sich der hintern Thür nähert, sieht er den König auf der dicht an derselben befindlichen steinernen Bank in tiefen Gedanken sitzen, indem er sich bückt und das Kinn auf seinen Stockknopf stützt. Nach einigem Ueberlegen, ob er weiter gehen soll oder nicht, bestimmt

ihn der Gedanke, daß er in seinem Berufe sei, und er naht sich langsam und ehrerbietig dem Könige. Kaum bemerkt ihn dieser, so frägt er ihn: „Ist Er der Prediger des Orts?“ — Es wurde bejaht. — „Zu wem will Er?“ — Zur Frau Oberstin von Raisky, sie ist sehr krank und wünscht meinen Besuch. — „So? man hat mir nicht gesagt, daß meine Wirthin krank sei, geh Er und sag' Er ihr, daß ich sie auch besuchen werde.“

Der Prediger ging und ward von der Oberstin mit Freuden aufgenommen. Er machte ihr sein Gespräch mit dem Könige bekannt, und die Lage, in welcher sie sich von mehr als einer Seite neben ihrer Krankheit befand, gab Stoff zu einem langen meist religiösen Gespräch. Noch war dies nicht beendigt, als der König eintrat. Der Prediger stand auf und wollte auf die Seite treten. „Bleib' Er sitzen,“ rief ihm der König zu, „und fahr' Er fort, ich will sehen, ob Er etwas gelernt hat.“ Gewohnt, sich in seinem Berufe durch nichts irre machen zu lassen, befolgte der Prediger ohne Verlegenheit den Befehl, fuhr noch eine Weile fort und trat dann bescheiden auf die Seite. Jetzt näherte sich der König dem Bette der Oberstin, bedauerte, daß sie krank sei und er noch nichts davon erfahren habe. Auf die Frage, ob sie auch Kinder habe, erwiederte sie: einen Sohn, welcher Lieutenant bei der nämlichen Garde ist, wo mein Mann stand, jetzt aber Ew. Majestät Gefangener. — „Will er nicht Dienste bei mir nehmen?“ — Er ist mein einziges Kind und Erbe dieses Guts. — „Nun, so ist es billig, daß Sie ihn behalten. Aber was ist das für ein schlechtes Zimmer, das ist keine Krankenstube und kein Wohnzimmer für eine Dame, es scheint, als wenn Sie aus Furcht hierher geflohen wären; das haben Sie nicht nöthig, ich verdränge Sie nicht, suchen Sie sich ein bequemeres und gesünderes Zimmer aus.“ — Die Oberstin stockte und erwiederte verlegen, daß sie jetzt kein Besseres haben könne; der König merkt ihre Verlegenheit, und be-

fiehlt, ihm gerade herauszusagen, woran es liege, worauf sie ihm dann bekannt machte, daß seine eigenen Leute das ganze obere Stockwerk eingenommen und ihr nur dieses Stübchen gelassen hätten. „Das ist wider meinen Willen, meine Leute sollen Sie nicht verdrängen, und meine Wirthin muß den ganzen obern Stockwerk haben. Ich werde sogleich den Befehl geben, daß er geräumt werde und Jeder sich in sein angewiesenes Quartier im Dorfe begebe.“ Hierauf nahm er von der Oberstin Abschied, und versprach, ihr seinen Leibarzt zu schicken und sie wieder zu besuchen. Dann unterhielt er sich mit dem Prediger und sprach mit ihm von der Leibnitzschen und Wolfschen Philosophie, fragte ihn endlich, ob auch seine Soldaten sich gut gegen ihn betragen hätten. Hierauf verließ er das Zimmer, und zwar gerade in dem Augenblick, als seine Dienerschaft beschäftigt war, sich ihr Mittagsmahl anzurichten. „Was wollt Ihr? Döbels!“ rief er ihnen unmuthig entgegen; „schert Euch fort, und untersteht Euch nicht, wieder nach diesem Stockwerk zu kommen!“ Wie ein Blitz schwand Tafel und Gesellschaft, und die Oberstin kam augenblicklich in den ungestörten Besitz dieses Theils ihres Gebäudes.

Einige Schauspielerinnen, welche in der großen Oper in Berlin Nebenrollen spielten, und gewöhnlich Gesellschaftsdamen machten, übergaben dem großen König eine Bittschrift, worin sie um Zulage ihres Gehaltes baten. Friedrich der Unsterbliche schrieb als Antwort hinten an die Bittschrift:

„Meine Damen, Sie haben sich irrig an mich gewandt, diese Sache geht Ihren Fürstinnen und Prinzessinnen an, meine Gesinnungen gestatten mir nicht, mich in die Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen.“

Als Friedrich der Große sich in Breslau huldigen ließ, war der Text, worüber gepredigt werden sollte, aus

den ersten Brief an Timoth. Cap. 2, V. 1, 2 genommen. In der Breslauer Zeitung blieb durch einen Druckfehler das Komma nach 1 fort, so daß man nun statt 1, 2, die Zahl 12 las. Nun aber heißt es in diesem zwöften Vers: „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei.“ Viele deuteten dies, um nur irgend einen Sinn in diesem Text zur Huldigungspredigt zu legen, auf Maria Theresia, bis durch einen Nachtrag der Druckfehler verbessert wurde.

Friedrich war bekanntlich kein Freund der Vielschreiberei. Er hatte einem Deich-Inspektor befohlen, einen Oder-Damm zu bauen. Als er jedoch das nächste Jahr an Ort und Stelle kam, fand er den Oder-Damm nicht fertig, und gab dafür dem gegenwärtigen Inspektor derbe Verweise. Dieser, der das Gewitter schon in der Ferne hatte kommen sehen, hatte seine Schriften mitgenommen, woraus hervorging, daß nicht er, sondern die Kammer zu Küstrin an der Verspätung Schuld sei. — Der König, nachdem er sich hierüber bedachte, dictirte dem Inspektor folgenden Brief an die Kammer:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!
Allergnädigster König und Herr!

Der Damm zu — — den Ich Ew. Königl. Majestät im vergangenen Jahre zu bauen empfohlen, ist noch nicht gebaut. Wenn ich künftiges Jahr wieder komme, und der Damm ist nicht fertig, so soll Ew. papierne Majestät der Teufel auf den Kopf fahren.

Friedrich.“

Daß der Damm im folgenden Jahre wirklich fertig war, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Unter den vielen Anekdoten, welche als Beweise aufgestellt sind, daß Friedrich der Einzige bei seiner außerordentlichen Geistesgröße, bei seiner seltnen Gelehrsamkeit,

oft mitten unter der Last der Regierungsgeschäfte, und unter den Stürmen des Krieges, Ausbrüche der heitersten Laune an den Tag legte, mag wohl manche schwer zu verbürgen sein, auch ist manche beim öftern Erzählen durch Zusätze entstellt worden. Um so mehr freut sich der Verfasser, hier eine völlig wahre Erzählung dieser Art mittheilen zu können, welche als solche ihm zufällig zu Gesichte kam, und daher ganz unentstellt wiedergegeben wird.

Der Vater des Unterzeichneten hatte das Glück, sich als Leibpage der besondern Gnade des Königs rühmen zu können. Am 28. Juli 1746, dem Geburtstage des Pagen, rief ihn der König des Morgens in sein Kabinet, und befahl ihm: die daselbst auf einem Stuhl liegende Offiziers-Uniform anzuprobiren. Der Page mußte gehorchen, konnte sich aber der Bemerkung nicht enthalten, daß diese Uniform unmöglich für Sr. Majestät bestimmt sein könnte, wie der König bei seinem Befehle geäußert hatte, da sie ihm (dem Pagen) wie angemessen passe. Der König lächelte und befahl, in die linke Tasche zu greifen; der Page ergriff ein zusammengefaltetes Papier, und mußte folgende Worte laut vorlesen:

„Nachdem Se. Königl. Majestät in Preußen, Unser Allergnädigster König und Herr, in Gnaden resolvirt, den Pagen von Sydow, wegen seiner Ihro angerühmten, artigen und niedlichen Leichtfertigkeiten, wie auch die große Qualität einen guten Kaffee mit Ziegen-Milch zu trinken, wegen diesen Qualitäten zum Lieutenant und Flügel-Adjutant bei Höchst Deroselben Person allergnädigst zu declariren und zu bestellen; als thun Sie auch solches hiermit und in Kraft dieses Patents, also und dergestalt, daß Allerhöchst gedachte Se. Königl. Majestat und Dero Königl. Hause, derselbe bei allen durchtriebenen Leichtfertigkeiten mit der Aussprache eines deutlichen R. Dero Bestes vertreiben und zu Nichte machen; auch sich alle Mühe geben, niemalen was Gutes zu

thun, doch aber allen Schaden und Nachtheil, wo nicht ganz, doch etwas verhüten und abwenden, und was Ihm von Allerhöchst denenselben nach Gelegenheit committirt und aufgetragen wird, niemal ausrichten, sich davon Nichts, als durch lauter durchtriebene Leichtfertigkeiten sich abhalten lassen, sich aber bei allen vorfallenden Kriegs-Begebenheiten mittelst ungescheuter Darsetzung Leib und Lebens, Guts und Bluts, und bei gutem Essen und Trinken, sich dergestalt erhalten, wie es einem getreuen Diener, rechtschaffenen Diener, Offizier und Kriegs und Friedens erfahrenen Lieutenant und Flügel-Adjutant von Sydow, bei dieser Charge und Ihm daher zustehenden Rang und Prärogativen und Gerechtigkeiten, zu aller Zeit in Gnaden ferner schützen und manteniren. Das zu Urkunden haben Se. Königl. Majestät dieses Patent Eigenhändig unterschrieben und mit Dero Insiegel bedrucken lassen. So gegeben und geschehen Zu Potsdam den 28. Juli 1746.

(L. S.) (Namenszug des Königs.)

Patent
des Lieutenant und Flügel-Adjutant vor dem gewesenen Pagen
David von Sydow.

Als der beglückte Page seinen ehrfurchtsvollsten Dank stammelte, aber auch die Bedenklichkeiten äußerte, ob dies Patent seines scherzhaften Styles wegen ihn nicht in Verlegenheit setzen könne? versicherte der König, daß er hieran auch schon gedacht habe, er möge nur in die rechte Tasche greifen, und hier befand sich das in jeder Form richtige und gültige Patent. Bedeutende Geschenke zur Equipirung erhöhten das Glück des neuen Flügel-Adjutanten.

Beide Patente befinden sich im Originale in den Händen der noch lebenden Kinder, und sollen, wie man mir versicherte, als ein theures Andenken aufbewahrt werden.

Quanz stellte dem Könige Friedrich II. einen andern seiner Schüler auf der Flöte vor, der vortrefflich spielte. Der König erkannte es, lobte den jungen Künstler, doch etwas kalt, und wandte sich dann an den Meister lebhafter: „Er hat mich vernachlässigt! der junge Mensch beweist es, und der hat sich gewiß nicht so viel Mühe gegeben, wie ich!“ — Ich habe allerdings bei ihm noch ein wirksameres Hülfsmittel angewendet ... — „So? und welches denn?“ — Quanz stockte, und da der König in ihn drang, machte er eine Bewegung, wie mit einem Stocke. — „Aha,“ sagte Friedrich, „das ist was anders! Dann wollen wir doch lieber bei unserer alten Methode bleiben.“

Bei Vertheilen einiger Befehle zu einer eben beginnenden Schlacht, in dem ewig denkwürdigen siebenjährigen Kriege, hielt der König vor der Fronte der bereits aufmarschirten Kavallerie, als er einen feindlichen Reiter gewahr wurde, der als Vorposten sich ungewöhnlich genähert hatte, und aufmerksam auf die Bewegungen des Königs zu achten schien. Da ihm dies mißfiel, befahl er, den Posten fortzujagen. Indem hierzu einige Freiwillige ausgezogen wurden, näherte sich der als Page in der Suite des Königs befindliche 18jährige von S..., und bat um die Gnade, diesen Posten gefangen nehmen zu dürfen; allein er erhielt eine verneinende Antwort. Hierdurch nicht abgeschreckt, bat er um so dringender, so daß er die Erlaubniß hierzu erhielt. In demselben Augenblick flog er gerade auf den feindlichen Reiter zu, der ihn mit kalter Ruhe, das Pistol in der Hand, erwartete; auf Schußweite feuerte er ab, und von S. sank sogleich, unter allgemeinem stillen Bedauern, vom Pferde. Der feindliche Reiter näherte sich ihm, stieg vom Pferde, um sich der Beute zu bemächtigen; aber in demselben Augenblick sprang auch der durchaus unverletzte von S., den Säbel in der Hand,

von der Erde auf, streckte mit einigen kräftigen Hieben den Veteran nieder, schwang sich auf dessen Pferd, gewann mit diesem auch sein eigenes, und kehrte mit Sieg gekrönt zum Könige zurück. Da er sich meldete, fragte ihn dieser: „wo ist Er denn blessirt?“ und er erhielt zur Antwort: Ew. Majestät, ich bin gar nicht blessirt; allein, mit so viel Muth als ich auch abrittt, so muß ich doch bekennen, daß die Ruhe, mit der mein Gegner mich erwartete, mich für den guten Erfolg bange machte, und mir, da ich nicht mehr umzukehren im Stande war, der Kunstgriff heilsam schien, mich nach des Gegners Schuß für schwer blessirt oder gar todt zu stellen, und so meinen mich dann unfehlbar beraubenden Feind mit mehr Wahrscheinlichkeit zu Fuß zu besiegen, welches mir dann auch vollkommen geglückt ist. — „War Er denn seiner Sache vorher schon so gewiß?“ — Ach nein, Ew. Majestät, die Furcht allein hat mich hier zum Helden gemacht.

König Friedrich II. von Preußen erhielt einst einen Bericht von einem Minister, und der Sekretair, der ihn abgeschrieben, hatte vergessen, den darauf zum schnellen Trocknen der Dinte gestreuten Sand abzureiben. Als der König den Bericht entfaltete, fiel der nun abgetrocknete Sand auf den Schreibtisch desselben.

Friedrich fand diese Unachtsamkeit sehr unschicklich, und um den Minister dies versteckt erkennen zu geben, ließ er die ihm darauf zu ertheilende Kabinets-Resolution mit folgenden Worten anfangen:

„Euren Bericht vom 7. Mai d. J. mit dem vielen Sande habe ich den 9ten richtig erhalten, und gebe ich Euch, auf Eure Anfrage, zum Bescheid ꝛc.

„Oberst Billerbeck!“ so rief Friedrich der Große nach einer Parade in Potsdam. Der Gerufene kam, und der König sagte: „Warum heirathet Er nicht. Ich höre,

Er soll nichts übrig haben; nehme Er sich eine reiche Frau!“ — Ja, Ew. Majestät! es nimmt sich nur so, erwiederte Jener; eben, weil ich kein Vermögen habe, fehlt mir die Zuversicht, anzufragen. — „Weiß Er was, ich werd' ihm eine Frau schaffen, ganz wie Er sie braucht, die Uniform steht Ihm gut, mit Ihm wird's schon gehen! mach Er sich reisefertig und komm Er morgen früh zu mir!“ Damit wandte sich der König um und ging.

Oberst Billerbeck wußte nicht recht, wie ihm war, aber es ließ sich nur gehorchen, und so stand er mit klopfendem Herzen am nächsten Morgen vor dem König. „Seh Er einmal,“ so begann jetzt der Monarch, „unser Land hat die reichen Leute nicht überflüssig; da ist nun der Geheime-Rath von Stecher, der sich jetzt in Sachsen angekauft, und der doch sein großes Vermögen in meinem Staat geschafft hat, der will nun auch seine beiden Töchter außer Landes verheirathen, an zwei Brüder von Witzleben, in Sachsen. Das kann ich nicht zugeben, eine muß er wenigstens im Lande lassen; da hat Er einen Brief an den von Stecher, und nun reise Er hin, und heirath' Er eine von den Töchtern, die, wie ich höre, ganz charmant sein sollen!“ — Im Kopfe des armen Billerbeck trieben sich viele Gedanken umher, aber in Worte bringen konnte er nicht einen; ihm summte der Kopf, als wenn er Glokken darin hätte, und eine stumme Verbeugung war endlich Alles, wozu er seine Lebensgeister vermochte. — „Es freut mich, daß Er mit meinem Vorschlage zufrieden ist,“ sagte hierauf der König; „Er macht da eine sehr gute Parthie; sorg' Er nur, daß Er bald weg kommt.“

Der Oberst stand bald darauf im Garten von Sanssouci, ohne daß er so recht eigentlich wußte, wie er aus dem Schlosse gekommen war; das Schreiben an den Geheimen Rath hatte er aber richtig in der Hand. Er setzte sich auf eine Bank, legte den verhängnißvollen Brief neben sich, und sah ihn eine Weile starr an, endlich spricht

er vor sich hin: Ei, so wollt ich doch, daß ich lieber gegen ein feindliches Kreuzfeuer kommandirt wäre, als gegen die beiden Frauenzimmer.

Aber — gehorchen mußte er. Wohl mir, daß wenigstens mein Herz noch auf meiner Seite ist! mit diesem Rufe erhob er sich, allen Muth zusammenraffend, und am Mittag des nächsten Tages stand seine Extrapost vor dem Schlosse zu Beuchlitz, wo der Geheime-Rath wohnte. Dieser machte nicht kleine Augen, als er das Schreiben des Königs gelesen hatte. Ein schlimmer Handel, stotterte er endlich verlegen heraus, wie soll das werden, Herr Oberst? — Wie Gott will! sagte dieser, ich folge königl. Befehl! — Wenn nun aber keine von meinen Töchtern Sie mag? — Herr Geheimer Rath, ich verbitte mir alle Beleidigungen! erwiederte hierauf der Oberst, der natürlich seit dem Auftrage des Königs in stetem gereizten Zustande blieb.

Der Geheime-Rath bat den Angekommenen zum Mittagsessen, verhehlte ihm aber nicht, daß die beiden Herren von Witzleben, der Eine sächsischer Oberst-Lieutenant, der Andere Gutsbesitzer, oben in seinem Hause wohnten. Desto besser, meinte Billerbeck, denn so wird sich die ganze Sache bald abthun lassen. — Bei Tische ging es sehr still her, und der Bräutigam auf königl. Befehl mochte die Brust so hoch heben, als er wollte, der Athem war ihm immer zu kurz. — Endlich konnt er's nicht mehr aushalten, und da ihm die Töchter gefielen, besonders Henriette, die Jüngste, so begann er: Ich bin ein geborner Pommer, und hier nun obenein in einer Lage, wo ich nicht viel Umstände machen kann! — und in diesem Ton erzählte er ohne Weiteres seinen Auftrag, den alle mit verschiedenen Empfindungen vernahmen. Der Oberst-Lieutenant von Witzleben, Henriettens Bräutigam, sprang wüthend auf, und war nur schwer zu beruhigen, Billerbeck hatte indessen nur auf den Gesichtern des Hauses zu lesen gesucht, aber nichts heraus gebracht, als daß Caroline, die

älteste der Fräuleins, am ruhigsten blieb, was ihm noch mehr Unruhe machte, indem ihm bei Henrietten diese Wahrnehmung lieber gewesen wäre. So gerieth also unglücklicher Weise sein Herz auch etwas in das Spiel, als er aber nach einigen Tagen bemerken ließ, daß er Henriette wählen möchte, bot ihm der Oberst-Lieutenant sogleich einen Gang auf Tod und Leben an. Den müßt ich nun unter allen Umständen annehmen, entgegnete Billerbeck; aber unverkennbar war ihm Henriette abgeneigt, und liebte ihren Bräutigam mit ganzer Innigkeit der Seele. Völlig ohne Mittel, sich hier zu helfen, schrieb Billerbeck nach heftigem Kampfe an den König, und erhielt einige Tage darauf folgende Antwort:

„Auf Sein Schreiben vom 4. August kann Ich Ihm nur rathen: nehm Er die Andre, wenn die Henriette nicht zu kriegen ist. Das Geld des von Stecher darf mir nicht alles außer Landes, und hoffentlich sieht Er ein, daß Ich Ihn auch nicht wie einen Narren dahin schicken konnte; das würde Mich und Ihn compromittiren. Präsentir Er mir also recht bald Seine Braut. Uebrigens bin Ich Sein wohlaffectionirter König.

Potsdam den 4. August 174..

Friedrich."

Dies Antwortschreiben kam auch schon unter veränderten Umständen auf Beuchlitz an; bei Fräulein Caroline hatte der martialische Oberst lebhaften Eindruck gemacht, um so eher, da sie nur aus Zwang sich mit dem Herrn von Witzleben vermählen sollte. Kaum hatte Billerbeck darüber einige Gewißheit, so bot nun er dem Bräutigam Carolinens, mit eisernen Kugeln, ein Looſen um die Braut an, und endlich gab es zwei Hochzeiten ohne Duelle. — Als aber bald nachher der Oberst mit seiner jungen Gattin sich in Potsdam präsentirte, da sagte der König zu ihm: „Nun leb Er glücklich; damit es nicht

am Ende heißt: Wir hätten Beide einen dummen Streich gemacht!"

Alle Tage wartete ganz Schweidnitz, wo das Regiment Erlach in Quartier lag, auf die Ordre Friedrichs zur Spezialrevue. Aber immer kam sie noch nicht; denn Friedrich hatte mancherlei Böses von dem Regimente gehört, als sei es im Dienste nachlässig, und so wollte er es überraschen. Erst Abends um 6 Uhr traf der Befehl ein, künftigen Morgen um 6 Uhr am Fuße eines Berges, der zwei starke Meilen entfernt war, mit Sack und Pack seiner zu harren. Alles mußte nun eilig in der Nacht fort; pünktlich trafen die Krieger ein. Halb 8 Uhr trafen der König und sein Gefolge am bestimmten Platze zusammen, wo er erst die Compagnien aufs genaueste durchsah, dann aber den Berg, der hier mit Holz bewachsen, dort zum Acker zubereitet war, von allen Seiten im Sturm zu nehmen befahl. Das Manöver ging trefflich von Statten. Als alle Compagnien sich auf dem Plateau des Berges siegreich vereinten, ritt der König in ihre Mitte und sagte: „Dem Gemeinen bis zum Feldwebel 6 Groschen Gratial, den Offiziers meinen Dank. Man hat mich hintergangen gehabt." — Und damit hatte die Musterung ein Ende gehabt. Jubelnd kehrte das Regiment zurück, sich vom angestrengten Marsche zu erholen und Friedrichs Gesundheit in allen Häusern zu trinken.

Friedrich der Einzige hatte immer den Wunsch gehabt, Straßburg zu sehen, kurz nach seiner Thronbesteigung reisete er in Gesellschaft seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, des alten Fürsten von Dessau und Algarotti's, unter dem Namen eines Grafen von Pfuhl, nur von wenig Bedienten begleitet, dahin ab, und stieg als ein Reisender im Gasthof zum Raben ab. Bald nach seiner Ankunft ließ er durch den Wirth, in Begleitung seines Be-

dienten, die vornehmsten Offiziere einladen, mit einem reichen Cavalier die Abendmahlzeit im Wirthshause einzunehmen. Denen in großer Anzahl anwesenden Offiziers dünkte die Einladung ungewöhnlich, doch entschlossen sich drei vom Regimente Piemont der Einladung zu folgen. — Der vornehme Fremde empfing die Offiziers auf eine sehr einnehmende Art und sagte: „Meine Herren, ich habe Sie wider die Gewohnheit ersuchen lassen, ein Glas Wein mit mir zu trinken. Mein Verlangen, Bekanntschaft zu machen, hat mich über die gewöhnlichen Formalitäten hinweg setzen lassen. Deuten Sie es mir nicht übel. Ich mache mir aus dieser kleinen Unordnung eine Freude, weil ich dadurch brave Offiziers zu mir gebracht, die ich vor andern hochschätze.“ Man wechselte Höflichkeiten und setzte sich dann an eine reichversehene Tafel. Die Unterredung betraf nur militairische Gegenstände. Weil es aber nun spät war, und den folgenden Tag die beiden Bataillone, wobei die Offiziere standen, auf die Wache ziehen sollten, so beurlaubten sie sich.

Friedrich hatte den Wunsch geäußert, die beiden Bataillone zu sehen, weswegen am folgenden Morgen die Offiziere ihn abholten. Nach der Revue baten sie ihn zum Abendbrod, welches er ohne Umstände annahm. Die Offiziere führten ihren vornehmen Gast auf den Paradeplatz, um die Wache defiliren zu sehen. Er fragte die Offiziere um ihre Namen und schrieb sie in seine Schreibtafel, indem er sagte: „Er wäre ihnen allzu sehr verbunden, als daß er sich nicht ihrer erinnern sollte.“ An eben diesem Tage wurde der Prinz von Preußen und Algarotti, als zwei deutsche Kavaliere, dem Marschall von Broglio, als dasigem Gouverneur, vorgestellt, welcher sie zur Tafel behielt. Nach der Tafel wurde auch der Fürst von Dessau als ein schlesischer Edelmann dem Marschall präsentirt, und that, als wenn er die beiden Andern nicht kannte. Als der König des Abends in der italienischen Oper war, bot

ihm ein kleines Mädchen 2 Lotteriezettel zu 30 Sous an, er nahm und zerriß sie und gab dem Kinde 4 Dukaten. Tages darauf, als der Marschall mit mehr als 200 Offizieren auf der Terasse spazieren ging, kam ein Soldat vom Regiment Luxemburg, der vor etlichen Monaten von dem Regiment, welches der König als Kronprinz gehabt, desertirt war, und sagte dem Marschall, der Fremde sei der König von Preußen, den er sehr genau kenne und mehr als tausendmal in Berlin und Potsdam gesehen habe. Hierauf begab sich der Oberst de Loigle in das Wirthshaus, und fand Gelegenheit mit dem König zu sprechen. Der König äußerte, daß er gern die Festungswerke sehen möchte, es wurde sogleich insgeheim dem Marschall gemeldet, welcher seine Kutsche sandte, und den Maréchal de Camp, von Portail, die hohen Fremden abzuholen. Man setzte sich ein, und auf des Königs ausdrückliches Verlangen mußte dieser obenan sitzen. Der Oberst de Loigle und ein Adjutant saßen rückwärts. Ehe man nach der Festung kam, kehrte man bei der Frau von Fienne ein, welche den König ebenfalls kannte und ihn Sire nannte. Der König, obgleich er es ablehnte, war dadurch so betroffen, daß man leicht die Wahrheit einsah. Nach Besichtigung der Festungswerke fand sich der König beim Marschall ein, da aber die Sache schon bekannt war, und er sich von allen anwesenden Offizieren umringt sah, begab er sich, ehe man es gewahr wurde, in das Cabinet des Marschalls, mit dem er eine Stunde allein blieb. Der Marschall trat endlich heraus und begab sich in die Comödie, wohin ihm Jedermann folgte. Als nun der König vernommen, daß es leer war, verfügte er sich nach seinem Quartier, von wo er mit seiner Gesellschaft so schnell wie ein Blitz aus Straßburg verschwand. Herr Algarotti, der indessen auch in die Comödie gekommen, und mit dem Marschall in dessen Loge eine Viertelstunde heimlich gesprochen hatte, machte sich

nun

nun bald davon und folgte dem Könige mit Courier-Pferden nach.

Einst klagte man in Gegenwart des Königs über das schlechte Novemberwetter. — „Gott hat Alles weislich geordnet," sprach der König; „im schlechten Wetter sollen wir brav arbeiten, daß wir im schönen Wetter Muße haben, es zu genießen. Mir armen Mann wird's leider so gut nicht, denn welcher Tag bringt mir nicht eine Last mit! — Ueberhaupt kann wohl Niemand weniger vom Wetter profitiren, als Könige."

Der König unterhielt sich einmal mit einem Mann, der ihm sehr viel Activität zu haben schien. Die Rede kam auch auf ländliche Vergnügungen, unter andern auf den Vogelheerd. „Wozu ist der?" fragte der König. — O Sire, versetzte jener, man muß doch auch etwas für die lange Weile haben! — „So! hat er auch lange Weile?" Bei diesen Worten wandte sich der König finster um, und sprach mit dem Manne, der zuweilen lange Weile hatte, kein Wörtchen mehr.

Bekanntlich kam einer vom Hofstaat des Königs in seinen letzten Tagen in die höchste Ungnade. Sein eisgrauer Vater wollte sich zu den Füßen des Monarchen werfen, und um Gnade für seinen Sohn bitten, der König aber gestattete es nicht. „Ich sollte ihn noch mehr strafen," sprach der König, „weil er einen so alten braven Greis in die Nothwendigkeit setzt, einen so harten Schritt für den ungerathenen Sohn zu thun; man versichere den Alten meiner Gnade, für den Sohn aber hätte ich keine."

Zum Neujahr übergab ein gewisser junger Mensch dem Könige einen Glückwunsch in Versen. Der König ließ ihn vor sich, und fragte: ob er die Verse selbst gemacht hätte.

Der verlegene Gratulant sagte: Nein. — „Nun, das ist gut, hier will ich Ihm etwas schenken, weil Er die Verse nicht gemacht hat, denn wenn Er sie gemacht hätte, hätte ich ihn ins Tollhaus bringen lassen. Incommodir Er sich aber über's Jahr nicht wieder."

Man denke nicht, daß der König der deutschen Sprache nicht ganz mächtig gewesen sei; er wußte sie oft bis zur größten Delikatesse durch seinen immer gegenwärtigen Scharfsinn zu benutzen. Einst hörte er vor einem Schulhause das laute Gemurmel der Kinder. „Was ist das?" fragte der König. — Es sind Kinder, die lernen so laut. — „Nein, nein," sprach der König, „es sind Kinder, die lärmen so laut."

Friedrich der Große schätzte den General und Gouverneur der Festung Magdeburg — den ehrwürdigen Saldern, und ehrte ihn öffentlich. Allein einst verstimmt sagte Friedrich demselben etwas Unangenehmes. Saldern schwieg, aber die tief empfundene Kränkung drückte sich in seinen Gesichtszügen aus. Der König bemerkte solches, da sagte der einzige Mann mit bewegter Stimme: „Mit alten Leuten soll man Geduld haben, und Er, mein lieber Saldern! nimmt mir etwas übel?" Der Ton und Blick des Monarchen erschütterte den gedrückten Helden; seinen Augen entflossen Thränenperlen — und ewiger Frieden war geschlossen.

Es war in den achtziger Jahren, erzählte der Marchese Lucchesini, als die ausgetretenen Flüsse den größten Schaden angerichtet, und der König die unangenehmsten Berichte hierüber eines Tages erhalten hatte.

Als ich mich, nebst den andern Tischgenossen, zu Mittag einfand, bemerkte ich beim Eintritt in den Eßsaal an des Königs Gesicht, daß er im hohen Grade mißvergnügt

war; er äußerte sich auch sogleich gegen uns: „Da habe ich aus den Provinzen die allertraurigsten Nachrichten von dem Schaden erhalten, welchen die Ueberschwemmung verursacht, und was das größte Unglück ist, ich habe gerade kein Geld vorräthig, um zu helfen.“ In der übelsten Laune setzte er sich nachdenkend zu Tische, ohne ein Wort zu sprechen. Auf einmal erheiterten sich alle seine Gesichtszüge, und voll Freude rief er plötzlich aus: „so eben fällt mir ein, daß ich noch 95,000 Thlr. zu meiner Disposition habe, um den Unglücklichen zu helfen. Ruft mir gleich den Kabinetssecretair, er soll augenblicklich kommen.“ — Er kam, der König stand vom Tische auf, ging in ein Nebenzimmer, und ließ diesen Secretair mehrere Kabinetsbefehle ausfertigen, in welchen er gedachte Summe anwies. Stafetten gingen deshalb sogleich ab. In der frohesten Stimmung kehrte er zum unterbrochenen Mittagsmahle nach einer guten halben Stunde zurück, die größeste Heiterkeit war an die Stelle der größten Mißlaune getreten. Er ließ Champagner holen, und konnte gar nicht aufhören, seine Freude darüber zu bezeugen, Mittel gefunden zu haben, um den Verunglückten zu helfen.

Selten hat ein Fürst die Bewunderung und Achtung seiner Zeitgenossen in so hohem Grade und in solcher Ausdehnung erregt, wie Friedrich der Große. Einer der interessantesten Züge, die dies beweisen, ist wohl der folgende:

Im Jahre 1779 scheiterte der Kapitain Klock, der aus Embden mit preußischer Flagge abgesegelt war, an der marokkanischen Küste. Kümmerlich rettete er sich mit seiner Mannschaft ans Land. Alle aber wurden von den wilden Mauren sogleich aufgegriffen und in ein Gefängniß geworfen, wo sie bei Wasser und Maiskörnern in unaufhörlicher Angst ihr Schicksal erwarteten. — Die Anzeige von ihrer Gefangennehmung war, nebst der preußischen

Schiffsflagge, nach Marokko gesandt worden. Nach neun Tagen öffnete sich ihr Kerker und ihre Banden wurden gelöset. Man setzte Jeden auf einen Esel; wohin es ging, wußten sie nicht. Endlich sahen sie eine große Stadt vor sich liegen, Marokko. Ein deutscher Israelit gesellte sich zu ihnen als Dollmetscher, und führte sie vor den Sultan Muley Ismael. — Erst kamen einige gleichgültige Fragen, dann die: ob sie Unterthanen des preußischen Königs wären? — Auf die Bejahung erfolgte der merkwürdige Bescheid: „Von Eurem Monarchen, seiner Weisheit und seinen Kriegen, sind so viele Wunderdinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung für ihn erfüllt hat. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werden sollt, vielmehr habe ich beschlossen, Euch frei in Euer Vaterland zu schicken!“ — Und so geschah es. Am andern Morgen wurden sie gekleidet und in eine anständige Wohnung gebracht. Der Sultan ließ den Kapitain Klock fast täglich zu sich kommen, um ihn über Dinge, Friedrich II. betreffend, zu befragen. Er wollte wissen: wie lange er schlafe, wie viel Soldaten, wie viel Weiber er habe, wie groß er sei? ꝛc. Endlich, in der dritten Woche, brachte man sie Alle, auf Eseln, unter guter Bedeckung, nach dem Hafen St. Croix, wo der maurische Befehlshaber die Weisung hatte, sie für Rechnung Ismaels aufs erste europäische Schiff zu verdingen, und mit Lebensmitteln für einen Monat zu versorgen. Sie kamen glücklich in ihre Heimath, und priesen die Güte Ismaels, der sie aus Achtung und Bewunderung für jenen großen König so menschenfreundlich aufgenommen hatte.

Als der Staatsminister von Herzberg den Statistiker, damals hessischen Professor Dohm zu Kassel, in den preußischen Dienst nehmen wollte, und ihm die erste Audienz vor Friedrich den Großen verschaffte, warnte er

ihn, sich nicht durch die durchdringenden Blicke oder durch auffallende Fragen des Monarchen aus der Fassung bringen zu lassen. Die erste, die dieser that, lautete so: „Sag' Er mir einmal, wo fängt die Geschichte an?" Wie auf den Blitz der Donner erfolgte die Antwort des besonnenen Gelehrten: „Da, wo die Fabel aufhört!" Er hatte bei Friedrich sein Glück begründet, und trat als geheimer Finanzrath in nähere Berührung mit seinem Protektor.

Friedrich der Große hegte für die Frau von Camas eine große Freundschaft, welche sich besonders noch aus den sorglosen Jugendjahren des Königs herschrieb. Er wechselte Briefe mit ihr, welche meist in der heitersten Stimmung abgefaßt sind, und zeigen den Charakter des Königs von einer höchst liebenswürdigen Seite; hiervon nur einige zur Probe.

Neustadt, den 11. Nov. 1760.

Ich bin sehr pünktlich, Ihnen zu antworten, und eile, Sie zu befriedigen. Es ist doch sonderbar, wie das Alter übereinstimmt. Seit vier Jahren habe ich den Soupées entsagt, weil sie sich mit dem Gewerbe, das ich treiben muß, nicht reimen wollen, und an den Marschtagen besteht mein Mittagessen nur in einer Tasse Chocolade. Wir sind gelaufen wie die Narren, ganz aufgeblasen von unserm Siege, um zu versuchen, ob wir die Oesterreicher aus Dresden jagen könnten; sie haben uns von der Höhe ihrer Gebirge herab ausgelacht; ich bin stehenden Fußes wieder zurück gegangen, und habe mich, wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eins der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Nun muß man noch die Herren Kreistruppen aus Freiberg und Chemnitz vertreiben, damit wir zu leben und unser Unterkommen haben.

Ich versichere Ihnen, ich führe ein armseliges Leben, das, den Don Quichote ausgenommen, noch Nie-

mand als ich geführt hat. Diese ganze Lebensart, diese Unordnung, die gar kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu kennen. An der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist so runzlicht, wie das Falbala an meinem Rock, der Rücken gewölbt, wie ein Mönch de la Trappe. Ich sage Ihnen das Alles im voraus, damit, wenn wir uns etwa noch in Fleisch und Knochen wiedersehen sollten, Ihnen meine Figur nicht gar zu anstößig sein möge. Nur das Herz bleibt mir übrig, das ist so unverändert, und wird, so lange ich athmen werde, die Gesinnungen der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für meine gute Mama bewahren. Leben Sie wohl.

Den 27. Nov. 1760.

Sie sehen, liebe Mama, mit welchem thätigen Eifer Sie bedient werden. Hier ist der Tabak. — Wir bringen hier unsre Winterquartiere in Ordnung, ich habe nur noch eine kleine Reise vor, und dann will ich nach Leipzig, um auszuruhen, wenn die Ruhe dort zu finden ist; für mich aber ist das nur ein metaphysisches Wort, ohne Realität. Unter uns gesagt, liebe Mama, das ist ein wahres Hunde-Leben, das wir führen, aber man muß sich das nicht merken lassen. Leben Sie wohl, meine ganz Gute. Vergessen Sie mich nicht, Sie würden sehr Unrecht daran thun, denn Niemand liebt und schätzt Sie mehr als ich.

Den 3. Dezember.

Das muß man sagen, liebe Mama, Sie sind sehr erfahren, und ich gratulire Ihnen, daß Sie Sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Die vorgefallene Begebenheit ist ganz alltäglich, kein Hof, kein Kloster sogar, wo sich dergleichen nicht zutrüge. Ich, der gegen die Schwächen unserer Gattung sehr nachsichtsvoll bin,

ich steinige die Hofdamen nicht, die Kinder bekommen. Sie pflanzen ihre Art fort, statt daß jene finstre Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir diese gar zu zärtlichen Temperamente lieber sind, als jene Keuschheitsdrachen, die unbarmherzig über ihres Gleichen herfallen, oder zänkische Weiber, die gewiß wirklich boshaft und unhold sind. Man sorge dafür, daß das Kind gut erzogen werde, und beschimpfe die Familie nicht. Das arme Mädchen soll ohne Aufsehen vom Hofe kommen, und ihr guter Name so viel als möglich geschont werden.

Wir werden Friede bekommen, meine gute Mama, und ich nehme mir recht vor, mit Ihnen unter vier Augen zu lachen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen. Leben Sie wohl, liebe Mama, ich umarme Sie.

Meißen, den 20. Dez.

Hier schicke ich Ihnen, meine gute Mama, eine Kleinigkeit, daß Sie Sich meiner erinnern können. Sie können Sich dieser Tabatiere entweder zu Schminke, oder Schönpflästerchen, oder Tabak, oder Zuckerwerk, oder zu Pillen bedienen, zu welchem Gebrauch sie dieselbe auch nur immer bestimmen mögen, denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund, das Sinnbild der Treue, sehen, daß derjenige, der Sie Ihnen schickt, an Treue und Anhänglichkeit gegen Sie, alle Hunde der ganzen Welt übertrifft, und daß seine Ergebenheit für Ihre Person nichts Aehnliches mit der zerbrechlichen Materie hat, die hier fabricirt wird. Ich habe hier für die ganze Welt Porzellan bestellt; für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; kurz, ich bin jetzt nur an dieser zerbrechlichen Materie reich, ich hoffe, daß diejenigen, die sie erhalten, solche für baar Geld annehmen werden. Denn wir sind arme Teufel, liebe Mama, uns bleibt nichts als die Ehre, der Degen und Porzellan.

Leben Sie wohl, meine liebe und gute Mama. Gefällt es den Himmel, daß ich sie noch von Angesicht zu Angesicht wieder sehe, so werde ich mündlich wiederholen, was ich gesagt habe; wie ich es aber auch immer anstellen möge, werde ich das nur sehr unvollkommen ausdrücken, was mein Herz für Sie empfindet.

Dahlen, den 6. März 1763.

Ich werde Sie also wieder sehen, meine gute Mama, und ich hoffe, daß es zu Ende dieses Monats, oder zu Anfang des Aprils geschehen wird. Ich hoffe, Sie so munter wieder zu finden, als ich Sie verlassen habe. Mich aber werden Sie sehr gealtert und beinahe in der Kindheit finden, grau wie ein Esel; ich verliere fast täglich einen Zahn, und bin halb lahm vom Podagra, aber Sie werden Nachsicht mit den Gebrechen des Alters haben, und wir wollen von den vorigen Zeiten sprechen.

Da ist nun auch unser gute Markgraf von Baireuth gestorben. Das thut mir aufrichtig leid. Wir büßen Freunde ein, und die Feinde scheinen in Ewigkeit bleiben zu wollen. Ach, meine gute Mama, wie fürchte ich mich vor Berlin und den Lücken, die ich finden werde! Aber ich will nur an Sie denken, und mich über das Uebrige täuschen. Sein Sie überzeugt, daß es mir viel Vergnügen machen wird, Ihnen mündlich die Achtung und Freundschaft zu versichern, die ich bis ins Grab für Sie haben werde.

Als der König im ersten schlesischen Kriege im Lager gegen die kaiserliche Armee stand, brachte man ihm einen verkleideten Spion, der ohne Weitläuftigkeiten gestand, daß ihn die Feinde mit dem Auftrage in das preußische Lager geschickt hätten, er solle die Stärke und Anzahl der Regimenter erforschen. Auf Befehl des Königs mußte der Mensch sich auf ein Pferd setzen, zwei Husaren mußten ihn in die Mitte nehmen, und so das Lager an den beiden Treffen

hinauf und herunter durchreiten. Bei einem jeden Regimente mußte ihm dessen Name deutlich gesagt werden. Nachdem dies Alles geschehen war, und der Spion nun glaubte, man würde ihn zum Lohne seiner bösen That an dem ersten besten Baume aufknüpfen, schickte ihn der großmüthige Friedrich aus dem Lager mit den Worten: „Du kannst nun hingehen und erzählen, was Du gesehen hast.“

Der König war eines Tages zu Potsdam ausgeritten, und begegnete den Waisenkindern unter Anführung ihrer Lehrer, die aber so unhöflich waren, weder den Hut abzunehmen, noch irgend das geringste Zeichen der schuldigen Achtung gegen den Monarchen zu äußern. Dies verdroß den König, und er ließ, sobald er auf das Schloß zurückgekehrt war, den General von Retzow, der die Ober-Aufsicht über das Waisenhaus führte, zu sich bescheiden, erzählte ihm, was vorgefallen war, und äußerte sein Mißfallen darüber sehr ernstlich. Retzow sagte: er wolle die Lehrer des Waisenhauses sogleich zusammenkommen lassen, und ihnen ihr Betragen auf das Nachdrücklichste verweisen. „Nun, das ist schon gut, aber nicht genug, versetzte der König, ich will, daß diese Kerle künftig, zum Gedächtniß ihrer Unhöflichkeit, ganz ausgezeichnet gekleidet werden sollen; sie sollen von nun an weiter nichts tragen, als eine schwarze Weste mit Aermeln, sechs Knöpfe in der Größe eines Hühnereies daran, einen großen weißen herunterhängenden Kragen und einen spitzen Hut, in der Gestalt eines Kegels.“ Retzow wagte es nicht, dem Könige Einwendungen dagegen zu machen, und ließ, sobald er nach Hause gekommen war, die sämmtlichen Lehrer vor sich rufen, verwies ihnen mit Nachdruck den begangenen Fehler, und machte ihnen zugleich den Willen des Königs in Absicht ihrer künftigen Kleidung bekannt. Alle wurden darüber so bestürzt und suchten sich zu entschuldigen; besonders

schoben sie die Schuld auf einen ihrer Collegen, welcher kurzsichtig war, behaupteten, daß dieser dem Könige in die Augen gefallen sein müsse, und baten, daß dieses dem Könige vorgestellt werden möchte. Retzow sagte dem Könige wirklich: Se. Majestät hätten vielleicht den kurzsichtigen Präceptor gesehen, welchen aber der Fehler seines Gesichts entschuldige, und Sie möchten deshalb den übrigen Gnade widerfahren lassen. — „Nein, nein!“ erwiederte der König; „den kenne ich recht gut, das ist ein guter Kerl, der nimmt vor einem Laternenpfahle den Hut ab. Es sind nur kahle Ausflüchte, die die Herren machen, und ich will, daß meine Befehle vollzogen werden!“ Man kann sich leicht vorstellen, in welche nicht kleine Verlegenheit die Lehrer geriethen. Einige von ihnen wollten ihre Stellen sogleich verlassen, andere legten sich aufs Bitten. Abermals wagte Retzow dem Könige noch triftige Vorstellungen zu machen, und er hob den Befehl auf, den er ohnehin wohl nur scherzweise gegeben hatte, um den Lehrern ihre Unhöflichkeit durch einige Angst zu strafen.

Zu der Zeit, als der Landgraf von Hessen-Kassel sich bei der Armee des Königs, im siebenjährigen Kriege, befand, hatte derselbe den äußerst scharfen Befehl ergehen lassen, daß Niemand, er sei wer er wolle, bei Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt nehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten entweder dieses Verbot nicht, oder glaubten, daß es sie nichts anginge, und waren daher in ein Dorf eingefallen, um den Bauern einige Stück Rindvieh wegzunehmen. Damit nun aber ihr Raub nicht so leicht entdeckt werden könne, oder in die Augen fallen möchte, so hatten sie die Pferdedecken über die Ochsen gelegt, auf welchen das landgräfliche Wappen mit dem blauen Hosenbande umgeben, nebst der Devise: **Hony soit qui mal y pense.**“ (Trotz sei dem geboten, der etwas dawider hat) gestickt war. Der König, welcher dieser Pro-

zession begegnete, bemerkte sogleich diese Decken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: „Dazu kann ich nun nichts sagen, denn es steht ja darauf geschrieben: „**Hony soit qui mal y pense.**“

Als der König im Jahre 1757 auf dem Marsche nach Kollin begriffen war, bemerkte er einen alten grauköpfigen Unteroffizier vom Regimente Bevern, welcher in einiger Entfernung langsam folgte und ermüdet zu sein schien. „Was fehlt ihm?“ rief ihm der König zu. Ich bin alt und schwach, das Marschiren fängt an mir sauer zu werden, antwortete der Unteroffizier. „Wie lange hat Er gedient?“ — Fünf und vierzig Jahre, und noch unter dem hochseligen Könige, Ihren Herrn Vater. Ich habe auch unter Ihro Majestät alle schlesischen Kriege mitgemacht. — „So! ich will Ihn, wenn wir in die Winterquartiere kommen, als Invaliden mit einem guten Dienst versorgen!“ — Nein! Ihro Majestät, dafür danke ich, da thäten Sie mir ja den größten Schimpf von der Welt an; ich will als Soldat leben und sterben. Der König lächelte vergnügt bei der Aeußerung des Greises und sagte: „Er ist wunderlich, Alter, Er kann ja alsdann ruhig leben, und sich im Alter pflegen.“ — Das bin ich nicht gewohnt, und dann kann ich ja auch nicht schreiben. — Der König brach das Gespräch ab, ritt weiter, und gab Befehle an die einzelnen Truppentheile, so daß der Unteroffizier gewiß glauben mußte, der König werde sich seiner nicht mehr erinnern. Allein gegen Abend schickte der König ihm ein eigenes Reitpferd, welches er auf den Märschen reiten sollte, die Packknechte mußten es füttern, und im folgenden Winter ernannte er diesen Unteroffizier zum ältesten Lieutenant bei einem Garnisonregiment.

Eines Tages befahl der König, daß der Baron von Pöllnitz in sein Zimmer kommen solle, um ihm etwas vor-

zulesen. Er erschien, man gab ihm auf Befehl des Königs einen mit Pech bestrichenen Stuhl, auf welchem er sich niedersetzen mußte. Nachdem Pöllnitz eine gute Viertelstunde gesessen und gelesen hatte, winkte der König und Pöllnitz konnte aufstehen, allein sein Erstaunen war groß, als er nicht vom Sessel loskommen konnte, sondern vielmehr denselben mit in die Höhe hob. Der König lachte herzlich, aber Pöllnitz war schnell entschlossen; er zog ein Messer aus der Tasche und schnitt soviel aus dem Gesäße des Stuhles ab, als an seinen Beinkleidern festsaß. So erschien er, als wenn nichts vorgefallen wäre, bei Hofe, und stellte sich mitten unter die Hofleute, welche von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatten. Als der König den Baron in diesem Aufzuge sah, konnte er sich des Lachens unmöglich länger enthalten.

Einst wettete der König mit demselben Baron von Pöllnitz um eine ansehnliche Summe Geldes, daß er ihn auf der Redoute in jeder Verkleidung erkennen werde. Pöllnitz nahm hierauf einen Menschen, der seine ganze Figur hatte, kleidete ihn in einen Anzug, in welchem ihn der König schon zuvor gesehen hatte, er selbst aber borgte sich viele Juwelen zusammen und erschien auf der Redoute in einem so prachtvollen türkischen Anzuge, daß der König eher einen andern, als den Baron von Pöllnitz darunter vermuthete. Geflissentlich drängte sich Pöllnitz an den König, und ließ sich mit verstellter Stimme mit ihm in ein Gespräch ein, und äußerte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als den König zu sprechen; denn er habe ihm wichtige Dinge zu entdecken. Hierauf wurde Friedrich der Große aufmerksam, und nach einigen gleichgültigen Gesprächen nahm der König seine Maske ab und sagte: „Ich bin der König.“ Und ich, erwiederte schnell Pöllnitz, indem er auch seine Maske abnahm, bin Pöllnitz!

Als nach der rühmlichen Schlacht bei Sorr dem Könige gemeldet wurde, daß die Oesterreicher sich seiner Equipage bemeistert hätten, sagte er lächelnd: „Da sollen sie keine große Meinung von meinem Staate und meiner Pracht bekommen.“

Während des siebenjährigen Krieges pflegte der König zum öftern des Abends gesottene Brezeln mit feinem französischen weichen Käse zu essen und dazu ein Glas Tyroler Wein zu trinken. Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Kantonnirungs-Quartiere nach Meissen zog, hatten seine Lakaien diesen Käse vergessen. Da der König nun nach seiner Gewohnheit davon zu essen verlangte, berichtete man ihm, daß derselbe zwar vergessen sei, allein bereits eine Estafettte abgeschickt wäre, denselben herbeizuholen. Hierüber war der König sehr ungehalten, und als am folgenden Morgen die Kammerbedienten im Zimmer gegenwärtig waren, fragte er einen derselben: „Wie viel Esel habe ich bei mir?“ Der Kammerdiener, der wohl merkte, was der König damit sagen wollte, gab ihm sogleich folgende Antwort: Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bei sich. Der König, der diese Antwort nur hören wollte, sagte zu ihm: „Es hätte also wohl einer davon so klug sein und meinen Käse mitnehmen können.“ Nun war alles wieder gut.

Der König, welcher einst einen Besuch bei seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, machen wollte, sagte zum Lakaien, als er in den Wagen stieg: „Zu meinem Bruder Heinrich!“ Der Bediente, erst neu in den Dienst des Königs getreten, rief mit lauter Stimme dem Kutscher zu: Zu meinem Bruder Heinrich! Der König wandte sich hierauf um, und sagte: „Du Schlingel! — ich will Dir die Brüderschaft anstreichen!“ — und lachte darauf herzlich.

Als der König bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph diesen die Treppe hinauf führte, weigerte sich der Kaiser voranzugehen. Indem sich Beide herumdrehten, und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich der Kaiser: „O Sire! wenn Sie anfangen mit mir zu manövriren, so ziehe ich den Kürzeren, und ich muß gehen, wohin Sie mich haben wollen," und damit ging er voran. —

Als einst der Abt Bastiani beim Könige speiste, wurde unter andern auch ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser auf die Tafel gesetzt, aber trotz der Mühe des Hofkonditors wollte derselbe nicht springen. Als der König dies bemerkte, sagte er zum Konditor: „Laß er's nur sein," und damit ward der Sache nicht weiter gedacht. Aber auf einmal sprang der Brunnen unvermuthet von selbst. Der König lächelte und sagte zum Abt Bastiani: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es für ein Mirakel erklärt haben?" — Bastiani zuckte die Achseln und erwiederte: In Ew. Majestät Gegenwart schwerlich.

Durch die Besitznehmung eines Theils Polen verlor der Bischof von Ermeland einen bedeutenden Theil seiner Revenüen; als im Jahre 1773 dieser Prälat dem Könige zu Potsdam seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser: „Sie können mich wohl unmöglich lieb haben?" — Ich werde nie die Pflichten des Unterthanen gegen seinen Monarchen vergessen, antwortete der Bischof. — „Ich," erwiederte der König, „ich bin Ihr sehr guter Freund, und mache starke Rechnung auf Ihre Freundschaft. Sollte mir Petrus einst den Eingang ins Paradies versagen, so werden Sie, hoffe ich, die Güte haben, mich unter Ihrem Mantel unbemerkt hinein tragen." — Das wird schwerlich angehen, bemerkte der Bischof, Ew. Majestät haben ihn

zu sehr beschnitten, als daß man noch Kontrebande darunter verstecken könnte.

In den vierziger Jahren, wo der König noch am lebhaftesten war, und viel Flöte blies, hatte er von Quanz eine neue Flöte erhalten. Sie schien ihm nicht recht zu gefallen, und als er einige Mal auf derselben geblasen hatte, sagte er zu Quanz, daß die Flöte unrein sei. Dies war nun die empfindlichste Stelle, an welcher Quanz anzugreifen war. Quanz ärgerte sich und vertheidigte seine Flöte. Der König schien zufrieden zu sein, aber am folgenden Tage erneuerte er seine alte Klage. Hierauf nahm Quanz dem Könige die Flöte aus der Hand, blies selbst darauf, und versicherte, daß die Flöte alle Töne vollkommen rein angebe; doch der König blieb bei seiner Behauptung, daß die Flöte dennoch unrein sei. Jetzt konnte sich Quanz nicht länger mehr halten, er verlor seine Fassung, es entstand ein kleiner Wortwechsel und sprach endlich mit Heftigkeit: Wenn ein großer Herr es ertragen könnte, die Wahrheit zu hören, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß es nicht an der Flöte liegt, und woran es liegt. Der König trat einige Schritte zurück und sagte etwas heftig: „Wie? Was? Ich sollte die Wahrheit nicht vertragen können? Sage Er, was wahr ist.“ Ganz trocken und verdrüßlich sagte Quanz: Ich habe Ew. Majestät mehrmals gebeten, Sie möchten die Flöte, nachdem sie gespielt haben, nicht in die Hand oder unter den Arm nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie thun dies aber doch, und die Flöte klingt unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht weil sie an sich unrein ist. — Der König, sehr ernst, antwortete: „Es ist nicht wahr!“ und kehrte sich um.

Nachstehendes Gespräch führte der König im Jahre 1784, also einige Jahre vor seinem Tode, und mag einen Beweis geben, wie es derselbe nicht für unwichtig hielt,

sich von einer jeden Sache, wenn sie auch noch so gering schien, unterrichten zu lassen. Der König befand sich auf dem Behmschen Gesundbrunnen, welchem der Eigenthümer folgte.

Der König. Wem gehört dieses Werk jetzt?

Antwort. Den Erben des verstorbenen Doktor Behm.

K. Wer sind die?

A. Der — und der — ꝛc.

K. Warum nimmt das nicht Einer?

A. Es ist noch eins und das andere in Richtigkeit zu bringen gewesen; aber nächstens soll zum Verkauf geschritten werden, um aus der Kommunion zu kommen.

K. Das ist auch besser. — Was ist dies für Kraut?

A. Von jungen, etwas spät gesäeten Mohrrüben.

K. Und dies ist Kohl?

A. Ja, Ew. Majestät, man nennt ihn braunen Kohl.

K. Wozu braucht Ihr ihn?

A. Er wird im Winter zum Theil nach der Stadt verkauft, zum Theil aber dem Vieh gegeben.

K. Was habt Ihr für Vieh?

A. Kühe.

K. Wo habt Ihr die?

A. Drüben auf der Meierei.

K. Dazu habt Ihr ja kein Futter!

A. Wir haben Wiesen.

K. Hier Wiesen (mit der Krücke im Sande scharrend)?

A. Sie liegen an der Panke.

K. Wo ist die Panke?

A. Dort in der Niederung.

K. Die können nichts taugen, da ist keine Ueberschwemmung.

A. Wir lassen Asche vom Seifensieder aus der Stadt darauf fahren, die frißt das Moos weg und verursacht, daß Klee wächst.

K. Da habt Ihr Recht. Wo habt Ihr das gelernt?

A. Von meinem Vater.

K. Wer war Euer Vater?

A. Ein Prediger auf dem Lande, in Pommern.

K. In welcher Gegend?

A. Unweit Bahn.

K. Wie heißt der Ort?

A. Linow.

K. Wem gehört er?

A. Einem gewissen von Steinäcker, dessen Sohn jetzt Landrath im Greifenhagenschen Kreise.

K. Also seid Ihr kein Berliner?

A. Nein, Ew. Majestät!

K. Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?

A. Nein, Ew. Majestät! Kaum ein Drittel gegen sonst.

K. Warum das?

A. Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung.

K. Wann baden die Leute? Im Juli, August und September?

A. Nein, Ew. Majestät! Im Juni, Juli und August.

K. Warum nicht im September?

A. Es pflegt dann schon kühle Abende zu geben, wo man sich leicht erkälten kann.

K. Warum nicht gar! es ist ja das schönste Wetter. — (Es war gerade ein sehr schöner Septembertag.) Sind Merian und Sack hier gewesen?

A. Nein, Ew. Majestät! Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack aber ist schon zu alt, und die Füße wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte aber sind noch die nämlichen.

K. Wie alt ist er?

A. Ein und achtzig Jahre.

K. Nun, man kann auch nicht ewig leben. — Wer besorgt Euch dies hier?

A. Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspector aber das Uebrige besorgen.

K. Kann er davon leben?

A. Er ist Traiteur mit dabei; kann auch barbiren nnd Ader lassen.

K. So, so (lachend). — Wozu ist das Brunnenwasser nütze?

A. Insonderheit für die Gicht.

K. Wovon wißt Ihr das?

A. Es sind Beispiele davon vorhanden.

K. Und welche?

A. Es war nur noch im vorigen Jahre eine Frau hier, die so mit der Gicht behaftet war, daß sie ihre Hände nicht gebrauchen konnte, nach Verlauf einiger Wochen aber besser wurde.

K. Was war das für eine Frau? eine gewöhnliche Frau? —

A. Ja, in gewissem Betracht wohl, denn sie ist nur eine Bürgerfrau aus der Stadt; sie ist aber reich.

K. Ich hätte mir diesen Garten größer vorgestellt.

A. Er ist auch nicht klein. Wenn Ew. Majestät die Gnade haben und diesen Gang etwas weiter hinauf gehen wollten, so würden Sie ihn besser übersehen können.

Der König ging weiter, und bis ans Ende, und fragte dann wieder:

K. Was ist das für eine Hecke?

A. Eine Buchenhecke.

K. Die sieht gut aus.

A. Sie hat doppelten Nutzen, denn sie sieht nicht allein gut aus, sondern sie macht auch hier den Zaun, weil es an der Straße ist.

K. Da habt Ihr Recht. — Was habt Ihr für Bäume im Garten?

A. Mehrentheils Kirschen und Pflaumen, die Aepfel- und Birnbäume wollen nicht recht fort. Ich vermuthe,

der Boden ist zu schwach, denn sie sterben hernach am Brande.

K. Was habt Ihr für Kirschen?

A. Vielerlei Sorten, die nach und nach reif werden, so daß man an sechs Wochen lang immer welche hat. Es sind viel gute Sorten dabei. Selbst Ihro Majestät die Königin haben einige Male welche davon holen lassen.

K. Was ist dies für Zeug?

A. Erbsenstroh; man hat die grünen Erbsen zum Kochen, und die reifen zur Saat bereits abgenommen. Das Stroh aber wird dem Viehe gegeben.

K. Was sind das für Häuser hier herum.

A. Die gehören alle zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht.

K. Aber die in der Entfernung?

A. Das sind Kolonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, und es sind Gärten darin angesetzt.

K. Ja, das weiß ich.

A. Es sind aber zu der Zeit bei Lichtenberg und Friedrichsfelde noch mehr erbauet worden.

K. Auch das erinnere ich mich. Aber woher wißt Ihr das?

A. Ich habe mich genau darnach erkundigt, um auf den gegenwärtigen Fall vorbereitet zu sein.

K. Wo ist Euer Haus?

A. Ich habe keins, sondern wohne in der Stadt.

K. Wovon lebt Ihr?

A. Ich habe die Gnade, Ew. Majestät zu dienen.

K. Also kommt Ihr nur selten heraus, wenn Ihr Zeit habt?

A. Ja, Ew. Majestät, die Woche ein Mal.

K. Da wohnen wohl die Brunnengäste?

A. Ja, Ew. Majestät!

K. Und hier ist vermuthlich die Küche?

A. Ja, Ew. Majestät!

K. Gott behüt' Euch. Und somit entfernte sich der König, zufrieden über das Gespräch.

Des großen Königs Heiterkeit des Geistes verließ ihn auch in den schmerzhaften Krankheiten nicht. Als er in der letzten Zeit sehr krank war, hatte er den berühmten hannöverschen Leibarzt Zimmermann bei sich, welcher ihn bediente. Eines Tages fragte ihn der König: „Hat Er schon viele Menschen in die andere Welt befördert?" — Nicht so viel, als Ew. Majestät, und nicht mit so vielem Ruhm, lautete die Antwort. Der König lächelte, denn der Scherz gefiel ihm.

Im Monat August des Jahres 1761, als der König mit der Armee in der Gegend bei Schweidnitz stand, sollte in dem Dorfe Jauernik auf dem Kirchhofe eine Schanze aufgeworfen werden; man beorderte von vielen Regimentern Mannschaften dazu und übertrug die Aufsicht einem Offizier. Als die Arbeiter mit dem Auswerfen der Erde beschäftigt sind, stoßen sie von ungefähr auf einen alten Topf, der, da sie nicht die gehörige Vorsicht anwendeten, oben zerbrach, wodurch sie gewahr wurden, daß Geld darin sei. Sogleich wollten sie darüber herfallen und das Geld theilen, allein der Offizier bedeutete ihnen, daß er das Geld so lange in Verwahrung nehmen wolle, bis sie abgelöst würden, und alsdann das Geld ihnen aushändigen. Die Soldaten waren es zufrieden und stellten den Topf an die Kirchthür. Bald darauf entfernte sich der Offizier, zog seine Strümpfe aus, stieg mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttete heimlich das Geld aus dem Topfe heraus, legte die Strümpfe unten in denselben, und schüttete dann das noch übrige Geld wieder hinein. Als bald darauf die Soldaten abgelöst wurden, forderten die Soldaten ihren Geldtopf vom Offizier, der ihn auch sogleich hergab, das

Geld vor ihren Augen ausschüttete, und ihnen zeigte, daß nicht Alles lauter Geld, sondern auch Lumpen im Topfe seien. Die Soldaten bezeigten ihren Unwillen, und meinten, daß es nicht richtig zugegangen sei, wobei der Offizier genöthigt war, von seinem Stocke Gebrauch zu machen. Bald darauf kam der König, um die Schanze in Augenschein zu nehmen, und fragte nach dem Vorfall. Die Arbeiter erzählten dem Monarchen die ganze Begebenheit, und er ließ sich den Topf, das Geld und die vermeintlichen Lumpen zeigen. Ein alter Grenadier hielt letztere in seiner Hand und sagte: Ihro Majestät, es sind keine alten Lumpen, sondern ein Paar Zwirnstrümpfe, in die ein Name gezeichnet ist, und somit reichte er sie dem Könige hin, so daß er deutlich oben am Strumpfe v. *** ansichtig wurde. Der König ließ sogleich den Offizier rufen, und fragte nach seinem Namen. Der Offizier antwortete: v. ***. — „Nun," sagte der König, „weiß Er nicht, daß das Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpf, der noch so gut ist, als wär' er jetzt erst hineingethan!"

„Burschen, wißt Ihr was? laßt dem Offizier sein Geld, ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücke anfüllen, und dann sollen sie in so viele Theile, als Ihr hier seid, vertheilt werden. Seid Ihr damit zufrieden?"

O ja, Ihro Majestät! riefen Alle. Sie konnten dies um so lieber thun, da in dem Topfe nur kleine alte Münze und auch Kupfergeld enthalten war.

Bei der reitenden Artillerie, welche der König erst errichtet hatte, befand sich eine Kanone, welche beständig auf dem rechten Flügel war, und da sie von lauter Schimmel gezogen wurde, gemeiniglich den Namen Schimmel führte. Diese Kanone war, wegen der Geschicklichkeit des Artilleristen, der sie bediente, zu einer Berühmtheit gelangt, und auch selbst die Soldaten hatten ein solches Zutrauen zu ihr

gefaßt, daß sie öfters bei günstiger Gelegenheit sagten: Hier fehlt nur der Schimmel.

So ereignete es sich einst auf dem Marsche, daß die österreichische Armee dem Könige zur Rechten so nahe marschirte, und dieserhalb die Seitenpatrouillen öfters nahe beisammen waren, weshalb von beiden Seiten Halt gemacht werden mußte, weil man glaubte, daß es zum Angriff kommen würde. Eben zog ein feindlicher Offizier auf den rechten Flügel seine Patrouillen ein, als der Artillerist des Schimmels schon auf denselben Feuer geben wollte, und sein Offizier ihm zurief: Halt! der König kommt! Sogleich fragte der Monarch: „Warum ist die Kanone abgeprotzt?“ Der Artillerist antwortete: Ihro Majestät, ich will dem österreichischen Windbeutel eins versetzen. Der König lächelte und sagte: „Mein Sohn, laß Du ihn nur leben!“ — So? erwiederte der Artillerist; aber wenn sie uns eins versetzen, so ist es wohl Recht? — „Nun, wenn Du es meinst, so gieb ihm was,“ lautete des Königs Antwort. Hierauf richtete der Artillerist sein Geschütz, und kaum hielt der feindliche Offizier vor der Fronte seines Regiments, als der Artillerist Feuer gab und so glücklich war, den Offizier gleich vom Pferde zu schießen. Der Artillerist fragte den König, welcher durch das Fernrohr diesen Moment betrachtete: Gelt! Ihro Majestät! den habe ich gefaßt? — „Ja!“ war des Königs Antwort, „aber Du hast den armen Teufel zu früh in die andere Welt geschickt.“ — Ei was, zu früh hin, zu früh her, deshalb bin ich da, antwortete der Artillerist.

Als hierauf der König wegritt, sagte er: „Adieu, Herr Lieutenant!“ Tages darauf erhielt er ein Geschenk zu seiner völligen Equipage.

Der König pflegte gemeiniglich sehr gütig und herablassend gegen seine Krieger zu sein, und erwarb sich da-

durch ihre ganze Liebe. Ein Beispiel dieser Art mag auch hier seinen Platz finden.

Als die Preußen bei Liegnitz von zwei starken österreichischen Armeen fast gänzlich umringt waren, so daß fast alle Zufuhr mangelte, pflegte der König Morgens und Abends recognosciren zu reiten. Eines Abends, als er auch von seiner Recognoscirung zurückkam, ritt er durch die Escadronsgasse der Garde dü Corps, wo viele derselben standen, und sagte zu ihnen:

„Gute Nacht! Garde dü Corps!"

Ein alter Krieger desselben Regiments antwortete: Gute Nacht, Ihro Majestät! wann werden Sie mal von Ihrem Patrouillen-Reiten abgelöst werden?

„Sobald wir geschlagen haben!" erwiederte der König.

Nun, so machen Sie, Ihro Majestät! sagte der Garde dü Corps; daß wir bald wieder, statt des Zwiebacks, Brod erhalten. Ich stehe, meiner Seele, meinen Mann.

Folgenden Tages griff der König den Feind an, und schlug ihn. Am dritten Tage kam der König die Fronte der Garde dü Corps heraufgeritten, und der alte Krieger hatte einen leichten Hieb über die Backe bekommen, auf welchem noch das Pflaster lag. Als der Monarch nahe bei ihm war, sagte er zu ihm: Sehen Sie, Ihro Majestät! Nun haben wir wieder Brod statt Zwiebak.

„Und Du auch eine Blessur dazu!" antwortete der König, nahm seinen Hut ab und sagte: „ich bedanke mich, daß Du Deinen Mann so gut gestanden hast!"

In der denkwürdigen Schlacht von Lowositz, wo der rechte Flügel der preußischen Kavallerie schon einige Male zurückgetrieben wurde, kam gleich nach dem ersten Angriffe ein Garde dü Corps über und über mit Blut bedeckt und ohne Kopfbedeckung gerade auf den König losgesprengt, welcher mit seiner Suite auf einer leichten Anhöhe hielt. Unaufhörlich bemühete er sich, wieder umzukehren, aber sein

Pferd stürzte immer vorwärts; mehrere Adjutanten kamen herbei gesprengt, verritten ihm den Weg, worauf das Pferd stehen mußte. Der Garde dü Corps, hierüber erbittert, sagte: Ich werde mein Pferd wohl allein zu wenden wissen, lenkte es, um wieder von neuem in den Feind einzuhauen. Der König rief ihm aber zu: „Mein lieber Garde dü Corps, bleibe Er hier und lasse Er sich verbinden; Sein Pferd ist ja auch am Kopfe verwundet.“ — Ei! Ihro Majestät! Mich wird der Teufel nicht holen, und die Schindmähre hat noch vier gesunde Beine, sagte der Garde dü Corps und wollte wieder fort. „Wart Er nur noch einen Augenblick,“ sagte der König, zog sein Taschentuch und gab es dem Adjutanten, welcher den Garde dü Corps verbinden mußte. Ich bedanke mich, lautete die Antwort, das Taschentuch bekommen Sie nicht wieder, ich will es aber bezahlt machen und mich rächen, und sofort sprengte er in das Schlachtgetümmel. Als aber die Schlacht gewonnen und der Garde dü Corps nicht in Reihe und Glied zu finden war, wünschte der König gern zu wissen, was aus ihm geworden sei. Nach vielem Suchen fand man ihn endlich auf dem Schlachtfelde von Hieben und Schüssen todt und in der rechten Hand sein abgeschossenes Pistol. Das Tuch des Königs war noch um seinen Kopf gebunden und neben ihm lagen zwei österreichische Reiter, von denen der eine todt und der andere schwer verwundet war. Der Kerl, sagte der Verwundete, indem er auf den Garde dü Corps zeigte, hatte den lebendigen Teufel im Leibe. Hat er nicht mit seinem türkischen Bunde immer blind hineingehauen, daß sich Keiner an ihn wagte, als durch Schießen? Aber ein Schuß brachte ihn zum Fallen, worauf er noch diesen meinen Kamerad erschossen. Der König betrachtete ihn gerührt und brach endlich in die Worte aus: „Der hätte eine Eskadron verdient.“

Während der Schlacht bei Zorndorf wurde der König gewahr, der in einer kleinen Entfernung davon hielt, daß ein Kosack aus dem Walde auf einen preußischen Flankeur herangesprengt kam, und diesem die Lanze von hinten in den Rücken stieß, so daß sie sogleich zersplitterte.

„Das ist zwar ein gewandter Soldat," sagte der König, „aber ein Schurke, weil er von hinten kommt."

Ihro Majestät, sagte ein Offizier aus dem Gefolge des Generals von Seydlitz, der gerade beim König sich aufhielt, ist es erlaubt, so hole ich den Kosacken.

„Meinetwegen," versetzte der König.

Sogleich sprengte der Offizier von der Seite des Königs fort, und tummelte sich mit dem Kosacken herum. Der Kosack, der kein anderes Mittel, als die Flucht zu ergreifen, sahe, kam der Gegend, wo der König hielt, immer näher. Jetzt hatte ihn der Offizier schußrecht; er drückte sein Pistol ab und traf den Kosacken zwischen die Schultern, daß er sogleich entseelt vom Pferde stürzte. Der Offizier ließ nun sein Pferd laufen, nahm jenes des Kosacken und ritt langsam zum Könige zurück. Die erste Frage, die der König that, war: „warum hat Er getauscht?" Ihro Majestät, meines taugt den Teufel nichts.

„Und dieses noch weniger," war des Königs Antwort. „Hier nehm' Er sich von meinen Handpferden den Braunen."

Es war ein herrliches Thier, ein Engländer mit Sattel und Zeug, welches ihm der General von Seydlitz abkaufte und sehr gut bezahlte.

Am andern Tage erhielt der Offizier den Orden pour le mérite vom Könige.

Der König hatte einen englischen Reitschmidt, mit welchem er, weil er ganz besondere Eigenschaften hatte, die der Monarch liebte, zuweilen scherzte. Es war im siebenjährigen Kriege, der König bewohnte ein Bauerhaus und

stand gerade am Fenster, als dieser Schmidt vorüberging. Sogleich öffnete der König das Fenster und rief ihm zu: „Du!“ Der Schmidt wandte sich um, und sagte: Nun was giebts denn schon wieder?

„Ich wollte nur wissen, wo der König von England in der Schlacht bei *** war?“ fragte der König.

Sei nur ruhig, antwortete der Schmidt, in der Schlacht bei Kollin konnte der lange Schimmel auch gut laufen.

Diesen Scherz, obwohl er etwas plump erscheint, nahm der König gut auf, indem er lächelte.

Als der König einst zu Potsdam ein Herbstmanöver abhielt, hatte ein Kavallerie-Offizier das Unglück, mit seinem Pferde zu stürzen, und dabei den Arm zu brechen. Aus Furcht, dem Könige mißfällig zu werden, verbiß er seinen heftigen Schmerz, ließ sich auf das Pferd helfen und seinen Degen in die Scheide stecken; auf diese Weise hoffte er beim Könige vorbei reiten zu können, ohne von ihm bemerkt zu werden. Als das Regiment beim Könige vorbeidefiliren mußte, wurde derselbe sogleich den Offizier gewahr, jagte sogleich zu ihm heran und fragte heftig: „Herr, warum hat Er den Degen nicht heraus?“

Ihro Majestät, ich kann nicht, antwortete der Offizier ganz gelassen.

„Und warum nicht?“

Ich bin bei der Attaque gestürzt, und habe den Arm gebrochen.

„Das ist etwas Anderes.“

Folgenden Tages schickte der König seinen Adjutanten und ließ diesem Offizier sagen, er möchte für seine Genesung sorgen, und wenn er wieder hergestellt wäre, so sollte er sich nach Breslau begeben, wo er seine Eskadron als Rittmeister antreten würde. Der geheime Kämmerer überbrachte ihm auch den Orden pour le mérite.

Ein überaus geschickter Candidatus theologiae, der sich viele Jahre mit Privatunterricht ernährt hatte, meldete sich bei den vorkommenden Pfarrstellen, allein immer vergeblich, denn stets ward ihm ein Vetter oder anderer Verwandter der angesehenen Männer der Stadt vorgezogen. Endlich wurde er der Sache überdrüssig, und beschloß nach Potsdam zu reisen um dem Könige seine Noth zu klagen. Daselbst angekommen, stellte er sich auf dem Paradeplatz auf, wo der König eben die Wachtparade in Augenschein nahm. Um nun ganz besonders die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu lenken, sah er fast jeden Offizier mit forschendem Blicke an. Der König, dem selten etwas entging, wurde aufmerksam und schickte einen seiner Adjutanten ab, um den jungen Mann zu fragen, wen er suche. Einen Vetter, lautete die Antwort. Als der König dies hörte, schickte er noch einmal hin, und ließ fragen, wie der Vetter hieße. Ich weiß es selbst nicht, lautete wieder die Antwort. Hierdurch wurde die Neugierde des Königs rege, er ließ diesen jungen Mann zu sich kommen, und dieser erzählte ihm ohne Weiteres, wie es ihm jederzeit ergangen sei, und er glaube schwerlich, ohne einen ansehnlichen Vetter eine Pfarre zu erhalten, daher sei er bemüht, einen solchen Vetter sich zu suchen. Der König lachte, und befahl ihm, um 3 Uhr sich auf dem Schlosse einzufinden; mittlerweile hatte er einen gelehrten Prediger zu sich beschieden, welcher um dieselbe Zeit eintrat. „Examinire Er mir doch einmal hier meinen Vetter, ich will hören, ob er Prediger werden kann," sagte der König. Es geschah sogleich und nachdem es vorbei war, fragte der König: „Nun, mein lieber *** wie findet Er diesen Kandidaten?" Sehr gut, Ihro Majestät. — „Nun so will ich, daß man diesem meinem Vetter, der die Fähigkeit hat, ein Predigtamt zu bekleiden, die erste konvenable Vakanz ertheile." — Sogleich ward dieser Befehl dem Konsistorio bekannt ge-

macht, und der Kandidat erhielt sehr bald eine einträgliche Pfarrstelle.

Als einst der große Friedrich im siebenjährigen Kriege beim Recognosciren den österreichischen Vorposten zu nahe kam, legte ein Pandur in einem Gebüsch das Gewehr auf ihn an. Friedrich erhebt drohend seinen Krückstock und ruft ihm zu: „Du, du!“ worauf der erschrockene Pandur das Gewehr fallen ließ.

Diese Anekdote erzählte ein Weinschenker zu Hohenelbe in Böhmen, welcher ein wohlhabender Mann war, seinen Gästen auf folgende drollige Weise:

Schaun's meine Herren, daß ich so a reicher Kampel bin, das hab' ich dem großen Fritz zu verdanken; denn schaun's: gleich als die Preußen im siebenjährigen Kriege eing'ruckt sein, da steht mein Vater mutterselig allein auf dem Vorposten Schildwacht. Nu kommt der Fritz ang'ritten grad' auf mein'n Vater zu, und der, nit faul, nimmt'n auf's Korn. Na, sagt der König, was wär' denn das? Du wirst doch kein Talk sein und den siebenjährigen Krieg schon in den ersten vier Wochen ein End' machen? Gleich thu' Deine Schuldigkeit! Wie er das g'sagt hat, präsentirt mein Vater vor dem Fritz das G'wehr. So ist's recht, hat er da g'sagt; nu will ich Dir aber auch a Biergeld geben, und greift in d' Hosentaschen und giebt meinem Vater dreißigtausend Thaler in lauter preußischen Sechsern, und der fangt mit dem Geld den Weinhandel an, den i heut noch hab.

Während seiner letzten Krankheit, wo er seiner Auflösung entgegen ging, hatte der König viele unruhige Nächte, und dann pflegte er sich gewöhnlich mit dem Bedienten zu unterhalten, welcher die Wache bei ihm hatte. In einer solchen schlaflosen Nacht fragte der König, wie hoch es an der Uhr sei? Der Bediente, ein guter ehrlicher Pommer,

antwortete: Zwölf Uhr, Ihro Majestät. „Ach, sprach der Monarch, ich kann gar nicht schlafen, erzähle mir doch was! — Das war nun freilich eine schwere Aufgabe für den Bedienten, doch der König gab ihm sogleich Stoff dazu; indem er fragte:

„Wo bist Du her?"

Aus einem Dorfe in Hinterpommern.

„Hast Du noch Eltern?"

Noch eine alte Mutter.

„Wovon ernährt sie sich?"

Vom Spinnen.

„Wieviel verdient sie täglich damit?"

Alle Tage ihre sechs Dreier.

„Davon kann sie sich wohl nicht viel zu Gute thun?"

Hm! in Pommern ist's wohlfeil leben.

„Hast Du ihr denn noch nichts geschickt?"

O ja, ich habe ihr schon einige Male ein paar Thaler geschickt.

„Da hast Du brav daran gethan," fuhr der König fort, „Du bist ein guter Junge. Mit mir hast Du auch so viel Mühe, aber gedulde Dich nur. Ich werde Dir auch was sammeln, wenn Du hübsch artig bist." Und so entließ er diesen jungen, ehrlichen Pommer.

Nach Verlauf von einigen Tagen, als die Wache wieder diesen Pommer traf, ließ ihn der König zu sich herantreten, und sagte zu ihm: „Geh mal nach dem Fenster hin, da liegt etwas, das habe ich für Dich gesammelt." Hier lagen wirklich mehrere Goldstücke, und der Bediente, gänzlich verlegen, ob er sie alle nehmen sollte, nahm nur einige und sagte: ich soll doch nur diese haben (indem er die Hand öffnete und zeigte). „Nein, antwortete der Monarch, Du sollst sie alle haben und Deiner Mutter habe ich auch etwas geschickt." Der erfreute Bediente bedankte sich für diese königliche Gnade, und als er später sich bei dem Kabinetsrathe erkundigte, erfuhr er zu seinem Erstau-

nen, daß der König seiner Mutter auf Lebenszeit jährlich 100 Thaler ausgesetzt habe.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges hielt der König in Schlesien eine große Revue ab, und bei dieser Gelegenheit sollte ein neues, wichtiges Kavallerie-Manöver ausgeführt werden, welches er selbst erfunden hatte. Zu diesem Ende wurden acht Regimenter, theils leichte, theils schwere Kavallerie aufgestellt, und den linken Flügel bildete das brave Husarenregiment von W., welches in dem siebenjährigen Kriege so berühmt geworden war.

Des Königs Entwurf war nämlich der, daß alle Regimenter in einer schiefen Richtung in Zügen dicht bei ihm vorbei, in scharfem Trabe, aber in genauester Distanz, ein gegebenes Ziel erreichen und sich daselbst in möglichster Geschwindigkeit zum Angriff formiren sollten. Das Manöver begann. Aber unglücklicher Weise gerieth eins der ersten Regimenter in Unordnung, die Züge verwirrten sich, man verlor die Distanzen, und trotz aller Bemühungen der Offiziere, die verlorene Ordnung wieder herzustellen, war es während des raschen Reitens dennoch unmöglich. Was eine natürliche Folge davon sein mußte, entstand auch hier; die nächstfolgenden Regimenter wurden in die Unordnung mehr oder weniger mit fortgerissen, und besonders sprengte das Husarenregiment von W., welches zuletzt kam, beim Könige auf eine Art vorbei, daß es unmöglich den Beifall desselben erhalten konnte. Den letzten Zug dieses braven Regiments führte ein Lieutenant M., einer der tapfersten Offiziere, der sich durch sein Benehmen und durch seine lobenswerthe Tapferkeit in kurzer Zeit vom gemeinen Husaren bis zum Premier-Lieutenant hinauf geschwungen hatte.

Mit dem größten Unwillen sah der König diese Unordnung, und nachdem er laut seinen Verdruß geäußert hatte, fiel sein ganzer Zorn auf jenen unglücklichen Offizier, der den letzten Zug führte. Sogleich sprengte der

König in seiner Aufwallung und mit aufgehobenem Krückstock hinter diesen Offizier her, welcher um dem königlichen Zorn zu entgehen, sein Pferd herumwarf, und, verfolgt von dem immer heftiger werdenden Friedrich, an der Linie hinaufjagte, ohne von diesem eingeholt worden zu sein.

Auf Befehl des Königs, der indessen wieder ruhiger geworden war, mußten die Regimenter sich sammeln, dann links schwenken und das ganze Manöver noch einmal beginnen. Bei dieser Bewegung traf es sich, daß das Husaren-Regiment von W. das erste wurde. In musterhafter Ordnung wurde das Manöver ausgeführt, und der König äußerte laut seine Zufriedenheit.

Kaum waren aber die Husaren wieder in ihr Quartier eingerückt, als der Lieutenant M . . sich bei seinem Chef, dem braven General von W. melden ließ. — Nun mein lieber M . ., sagte der General, was bringen Sie? — Nichts, als die Bitte um meinen Abschied. — Verwundert sah ihn der General an; Sie suchen ihre Entlassung? Die Bitte kann ich Ihnen um so weniger gewähren, da ich Sie schon zu meinem Regiments-Adjutanten bestimmt habe, Sie wissen, dieser Posten ist vakant. — Ich danke für das Zutrauen; bestehe aber doch auf meine Entlassung, und bitte Sie, Herr General, mein Gesuch bei Sr. Majestät zu unterstützen. — Bedenken Sie, mein Sohn, Sie haben kein Vermögen; ein guter Civilposten findet sich auch nicht leicht; wovon wollen Sie leben? — Das ist mein geringster Kummer. Ich bitte um meiue Entlassung. — M . ., besinnen Sie sich. — Ich habe meine guten Gründe, die mich zu einer Bitte bewegen, die ich sonst nie gethan haben würde. — Gründe haben Sie? — Es ist schon an dem einen genug, daß der König mir heute mit seinem Krückstocke gedrohet hat. Ich konnte kaum einer Behandlung entgehen, die mich auf ewig entehrt hätte. Das Regiment hat diesen Auftritt gesehen, ich kann es keinen Offizier verdenken, wenn er mit uir nicht länger dienen will,

ich würde alle Tage Händel haben, und das will ich nicht. Nun denn eine Bitte von meiner Seite, sagte der General, und reichte dem Lieutenant die Hand, übereilen Sie nichts. Dem Könige geht mehr durch den Kopf, als uns, warten Sie mit Ihrer Bitte bis morgen! — M . . versprach es, bat aber nochmals den General, daß er zur Erreichung seines Wunsches beitragen möge; hierauf verließ er den General.

Mittags war beim Könige große Tafel, wozu auch der General von W..., einer der Lieblinge des Königs, geladen war; gewöhnlich saß er dem Monarchen gegenüber. Der König sprach viel von dem schönen Manöver, welches das erste Mal mißglückte, aber zum zweiten Mal, durch die schöne Haltung des Husaren-Regiments, überaus glücklich ausgeführt worden war. Der General von W... dankte für diese Lobeserhebung, entgegnete aber auch sogleich mit der ihm eigenen Unerschrockenheit: Ew. Majestät, dies schöne Manöver bringt mein Regiment um einen seiner bravsten Offiziere! — „Wie so?" fragte der König gespannt. — Der Lieutenant M..., den Eure Majestät nach der Affaire bei Burkersdorf noch auf dem Schlachtfelde vom gemeinen Husaren zum Offizier machten, bittet um seine Entlassung. — Der General schwieg, auch der König einige Augenblicke, dann fragte er aber: „Ist der Lieutenant wirklich ein so braver Offizier?" — Ich kenne keinen, der ihn übertrifft. — „Weshalb will er seine Entlassung?" — Und nun erzählte der General mit der ihm eigenthümlichen Unbefangenheit den ganzen Vorfall mit M.... Friedrich war still und lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

Am andern Morgen sollte wieder manövrirt werden, die Regimenter stellten sich auf, jeder Offizier hielt vor seinem Zuge, auch der Lieutenant M...; als sich ihm der König näherte, fragte er ihn: „Heißt Er nicht M...?" — Ja, Ew. Majestät! — „Hör Er, mein Sohn!" fuhr

der

der König mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit fort; „Er ist Rittmeister. Ich habe es Ihm schon gestern sagen wollen, aber ich konnte Ihn nicht einholen. Er reitet ja wie der Teufel.“ Mit diesen Worten ritt der König weiter; der Lieutenant, dessen Ehre auf eine so seltene Weise gerettet war, dachte nun an keine Bitte um seine Entlassung mehr.

Zu den Männern, welche der König wegen ihrer Verdienste und ihres Charakters schätzte und sich gern mit ihnen unterhielt, gehört auch der Großkanzler Jariges. Eines Tages wurde dieser nach Potsdam zum Könige eingeladen. Nachdem die eigentlichen Geschäftssachen abgemacht und besprochen waren, ging der große König, mit Jariges über andere Dinge sprechend, das Zimmer auf und ab, und diese Stunden waren es, in denen der des Königs Vertrauen Gewürdigte sich am meisten in Acht nehmen mußte; der Monarch bemerkte den geringsten Verstoß gegen Schicklichkeit und ahnete dann ein solches Vergehen oft sehr empfindlich.

Während des Auf- und Abgehens öffnete der König die in der Hand habende Dose, um eine Prise zu nehmen; der Großkanzler vergißt sich und nimmt ebenfalls auch eine Prise aus des Königs Dose. Friedrich, ohne sein Mißfallen darüber zu äußern, öffnet bei der Rückkehr zum Fenster dasselbe, und läßt die Dose in den Garten fallen, wobei er nicht im Geringsten die Unterredung abbrach. Als der Großkanzler wieder in Berlin angekommen war, findet er denselben Abend eine goldene, emaillirte und mit schönen Steinen besetzte Tabaksdose, welche zugleich mit dem schönsten Rapé angefüllt war, auf dem Tische liegend, unter welcher sich ein Papier mit folgenden Worten befand: „Da man weiß, daß Ihre Excellenz guten rapirten Tabak lieben, so schlägt man Ihnen vor, aus dieser Dose welchen zu nehmen, die Ihnen von guter Hand kommt.“ — Sogleich

schrieb Jariges am folgenden Morgen dem Könige folgendes Dankschreiben: „Ungeachtet der äußersten Ueberraschung, die mir gestern Abend der Anblick einer prächtigen Dose auf meinem Tische verursacht hat, wurde ich bald überzeugt, daß sie nur vom Könige, meinem Herrn kommen konnte. Es ist unmöglich, das auszudrücken, was ein Herz, das so viele Jahre für Ew. Majestät schwärmerisch eingenommen war, bei dieser Gelegenheit empfunden hat.“ — Friedrich beantwortete dies Schreiben sogleich: „Ich bin über die Dankbarkeit gerührt, die Ihr mir wegen der Dose versichert. Sie kam von mir.“

Ein tüchtiger Hauptmann eines Infanterie-Regiments, der schon oft im Kriege Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte, besaß aber den Fehler, bei einer unerwarteten Anrede in Verlegenheit zu gerathen, und dann gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was er bei ruhiger Ueberlegung gesagt haben würde. Der König hatte ihn gern, denn seine Compagnie war die schönste im Regiment, weil er stets auf einen netten Anzug und auf gute Haltung bei den Soldaten hielt.

Einst, es war gerade zur Spezialrevüe, stand seine Compagnie aufmarschirt und er war eben im Begriff eine kurze Anrede über den Anzug an seine Soldaten zu halten, als er folgendermaßen anfing: Und nun muß ich Euch noch Eins sagen: — „und das wäre?“ fragte Friedrich, der leise herangetreten war. Ganz verlegen und mit blutrothem Gesichte antwortete der Hauptmann: Ich habe meinen Leuten nur sagen wollen, daß sie ja die Westen recht herauf und die Hosen herunter ziehen sollten. — „Das wollen wir uns übrigens verbitten, Herr Hauptmann,“ erwiederte der König lachend, „ich habe ja keine Bergschotten in meiner Armee.“

Als der König fortgegangen war, fragte der Kapitain, was er denn eigentlich gesagt habe; aber wie groß

war seine Verlegenheit, als ihm der Lieutenant das eben Erzählte mittheilte.

Zwei Tage vor der Schlacht bei Zorndorf schrieb ein Offizier aus Frankfurt an der Oder Folgendes an einen seiner Freunde:

Gestern rückte der König mit uns hier ein, er ritt durch die Stadt voran, und die Kavallerie folgte mit entblößten Säbel. Niemand wußte, ob man sich hier aufhalten oder nur durchmarschiren würde. Plötzlich rief der König „Halt!" als er vor das Haus einer Predigerwittwe kam, schickte einen Adjutanten hinein und ließ sagen: er wolle da logiren. Die Wittwe erschien sogleich selbst, entschuldigte sich demüthig, daß ihre Wohnung zu unwürdig sei, einen so großen Monarchen aufzunehmen, indem sie nur ganz kleine schlechte Zimmer habe. Der König hob sie mit eigenen Händen von der Erde auf, sagte ihr ganz freundlich, sie solle nur das erste beste Zimmer hergeben. Sie that's, und der König ging hinein. Bald aber kam er wieder vor die Hausthür, lehnte sich an den Thürpfosten, und commandirte „Marsch!" In der Zeit, da die Truppen vor dem Könige vorbeidefilirten, hörte man ganz deutlich jeden feindlichen Schuß auf Küstrin. Ich bemerkte, daß der König bei jedem Schusse eine Prise Tabak nahm, und man sah selbst durch die seltene Standhaftigkeit, welche den Charakter dieses unbegreiflichen Helden auszeichnet, die Empfindung des Mitleidens über das Schicksal der unglücklichen Stadt und bange Ungeduld, ihr zu helfen, hervorschimmern. Als die Truppen ihre Quartiere bezogen hatten, aß der König mit dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau und dem General Seydlitz eine Kalteschale. Dann wurden die Ordres wegen des Aufbruchs am folgenden Morgen ertheilt. Zwei Stunden nachher liefen durch einen Spion andere Nachrichten ein, und wir brachen

schon früh um zwei Uhr auf. Bis zu dieser Zeit saß der König mit vorgedachten beiden Herren in seinem Zimmer an einem kleinen runden Tisch und schrieb. Um zwei Uhr stieg er wieder zu Pferde. So wenig rastete der Schutzengel und Rächer der Seinen, und so marschirten wir in einem Zuge auf Küstrin los.

So eben fällt mir ein Brief des Königs, als er noch Kronprinz war, in die Hände, welchen er aus Rheinsberg an Suhm geschrieben hatte; ich theile ihn hiermit wörtlich mit:

Rheinsberg, den 27. Dezember 1738.

Aus Cleve bin ich zurück, und jetzt ein stiller Einsiedler in Rheinsberg, wo ich vom Morgen bis Abend studire. Die Welthändel werden sie wohl eher vom Zeitungsschreiber, als von mir erfahren. Es ist doch nur die Geschichte von den Thorheiten der Großen; hier Krieg dort Streitigkeiten, überall kindische Belustigungen. Solche Neuigkeiten sind der Blicke eines vernünftigen Menschen so wenig werth, als die Kriege der Ratten und Mäuse es sein können.

Künftige Woche geht die Exerzierzeit an. Den 27. Mai werden wir in Berlin sein, von da gehts im Juli nach Wesel, und alsdann wird Ihr Freund wieder nach seinem Tusculum eilen, um da in gemächlicher Ruhe zu philosophiren. So ist mein Leben: man kann es mit ein Paar Worten beschreiben, und mein künftiger Geschichtschreiber wird viel Mühe und Papier ersparen. Seine Leser werden nur drei Epochen zu merken nöthig haben: Musterungen, Reisen und Rheinsberg. Schon sehe ich mich wieder hier, und freue mich darüber. Sie sollen gewiß nicht vergessen werden und haben in dieser Rücksicht nichts zu befürchten. Unvertilglich werden in meinem Herzen jene Empfindungen bleiben, welche sie kennen. Meinen Geist baue ich so viel als

möglich an. Ich wünschte damals ein fruchtbares, mit allen Arten von gutem Saamen besäetes Erdreich zu machen, wo er zeitig keimen und gute Früchte bringen könne.

Der König, welcher neue Stiefeln, sobald sie vom Schuhmacher kamen, nicht an seinen Füßen tragen konnte, übergab solche gewöhnlich einem Kammerlakai Namens Lehmann zum Austreten, weil derselbe einen gleichen Fuß mit dem Monarchen hatte.

Während des siebenjährigen Krieges hatte sich der König in Breslau ein Paar neue Stiefeln machen lassen, und sie seinem Lakaien gegeben, aber vergessen, solche wieder zurück zu fordern. Der Lakai trug innerhalb zweier Monate, Tag für Tag, des Königs Stiefeln. Als der König von Breslau aufbrach, und seine Stiefeln zerrissen waren, erinnerte er sich der neuen, und verlangte sie vom Lakaien. Dieser brachte sie sogleich in einem noch schlechteren Zustande als die alten, denn nicht allein waren die Sohlen getrennt, sondern auch gänzlich zerrissen. „Sind das meine neuen Stiefeln?“ fragte der König.

Lakai. Ja, Ihro Majestät!

König. Sie sind ja zerrissen! Und Du solltest sie nur austreten.

Lakai. Das habe ich auch gethan, Ihro Majestät.

Der König lächelte und sagte mit der größten Gelassenheit: „Das sehe ich! Gieb mir nur meine alten wieder her, und schaffe mir in vierzehn Tagen ein Paar andere; diese kannst Du behalten. Aber tritt mir die neuen nur nicht wieder so aus, wie diese, sonst mußt Du sie bezahlen.“

Gewöhnlich wählte Friedrich der Große seine meisten Leib-Lakaien aus dem Regiment Garde, und bestimmte dabei seine Wahl nach einem schönen Wuchs, Größe, schöner Gesichtsbildung und Jugend. Nie erlaubte er ihnen sich zu verheirathen, daher schafften sich dann diese jungen Leute

weil sie ein besseres Einkommen hatten, heimlich Mädchen an, welches ihnen um so leichter wurde, da bereits viele Bürgermädchen auf diese Weise ihr Glück gemacht hatten. Einer von den vier Kammerhusaren des Königs, Namens Deesen, hatte die kleine Kasse und mußte daher jede Minute des Tages gegenwärtig sein. Schickte der König diesen Deesen nun nach der Stadt Potsdam, so blieb er mehrere Stunden lang weg, und dies erregte die Neugierde des Königs, denn er glaubte, daß auch er sich ein Mädchen angeschafft hätte. Endlich entdeckte es der König, dem überhaupt selten etwas entging, und befahl dem Deesen eines Tages, daß er sich an das Schreibpult setzen solle, denn er habe ihm einen Brief zu diktiren. Während dessen ging der König im Zimmer auf und ab und diktirte Folgendes: „Mein Schatz" —

Deesen stutzte, und glaubte Unrecht gehört zu haben: doch der König sah ihn starr an und wiederholte;

„Mein Schatz! Der alte Brummbart, der König, zählt mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so reizend zubringe. Damit nun meine künftige Abwesenheit desto kürzer und von dem alten Zänker desto weniger bemerkt und beneidet wird, so miethe Dir hier in der Brandenburger Vorstadt, nahe bei uns, ein Stübchen, wo wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen und herzen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein herzlich getreuer

Deesen."

Damit nun aber der Kammerhusar auch sähe, daß der König alles wisse, so mußte er den Brief in seiner Gegenwart versiegeln, worauf der König ihm die richtige Aufschrift diktirte, und dann einem Läufer zur Besorgung übertrug.

Der große Monarch hatte einen sehr ungebildeten Lakaien, welcher aber grundehrlich war. Diesem hielt er

einen Lehrer, damit er doch etwas mehr gebildet würde, und etwas lernte. Nach einiger Zeit fragte er diesen Bedienten, was er denn schon alles gelernt hätte? Ganz treuherzig antwortete dieser, daß er französisch lerne und schon wisse, wie in dieser Sprache der Ochse, der Esel und das Schwein ꝛc. hieße. Der König lachte über diese Einfalt, und sagte: „Nun brav! Daß Du Dich vor allen Dingen nach Deinen Freunden erkundigt hast.“

Als der König einst zur schlesischen Revüe fuhr, saß er an einem sehr heißen Tage ganz allein in seinem Wagen, nur von einem Diener, Namens Schlauch, begleitet, welcher hinten auf der Kutsche saß, und ihn gewöhnlich zu barbiren pflegte. Auf einmal hörte dieser ein Gepolter im Wagen, ließ halten, sprang hinunter, und fand den König ganz ohnmächtig. Ohne sich weiter zu besinnen, zerschnitt er mit einem Messer den Rockärmel des Königs, und öffnete ihm eine Ader. Sobald nur etwas Blut gelassen war, erholte sich der Monarch und fragte Schlauch, was er mit ihm mache? Schlauch stattete getreulichen Bericht von dem Zustande ab, worin er Se. Majestät gefunden habe, und daß er glaubte, der König würde nicht mehr zu sich kommen, weshalb er sogleich zum Aderlassen geschritten sei.

„Bravo! Bravo!“ sagte der König, und nachdem alles in Ordnung gebracht war, wurde weiter gefahren.

Eines Tages, es war nach der Rückkehr aus Schlesien, als Schlauch den König so eben barbirt hatte, sagte er zu ihm:

„Höre mein lieber Schlauch, ich werde Dich in Ruhe setzen, Du sollst jährlich siebenhundert Thaler nebst freier Wohnung, Holz, Essen und Trinken haben, ich will Dir auch einen Menschen zur Aufwartung halten, der soll monatlich sieben Thaler bekommen, aber Du mußt mich nach wie vor barbiren, und wenn ich krank bin, die Medizin nach Verordnung der Aerzte reichen. Bist Du damit zufrieden?“

Schlauch bedankte sich für diese höchste Gnade, und erhielt von dem Tage an sein Gehalt, welches er auch bis an seinen Tod genossen, der einige Monete nach des Königs Ableben erfolgte.

Bekanntlich konnte der König das Tabakrauchen nicht gut leiden, war aber bei solchen Gelegenheiten entweder sehr nachsichtig oder gar sehr scherzhaft. Als der König die Winterquartiere in Breslau bezogen hatte, bekam ein Garde dü Corps, der ein leidenschaftlicher Raucher war, die Wache beim Könige. Er stand gerade von neun bis elf Uhr vor dem Zimmer des Königs, und gewöhnlich war um diese Zeit das Concert schon beendet. Wie gern wünschte der Garde dü Corps ein Pfeifchen zu rauchen, deshalb fragte er einen durchgehenden Pagen: ob der König schon schliefe? und als dieser mit Ja antwortete, kannte seine Glückseligkeit keine Grenzen. Sogleich nahm er seine lange irdene Pfeife heraus, stopfte sie, und saß nun ganz behaglich vor dem Kamin auf einem der Polsterstühle; als mit einem Mal sich die Flügelthüren öffnen und der König erscheint, um durch den Saal zu gehen. Der erschrockene Garde dü Corps sprang sogleich auf, stellte seine Pfeife an die marmorne Einfassung des Kamins, und machte seine Honneurs, allein unglücklicher Weise stieß er mit dem Degen an die Pfeife, daß sie umfiel und zerbrach. — Der König, der beim Durchgehen sogleich den Tabaksrauch empfand, und das Klimpern gehört hatte, trat lächelnd zu dem Garde dü Corps und sagte:

„Das ist Recht, nun kann er aus dem H..... rauchen!" und ging weiter.

Zu Neiße in Schlesien stand in der Kreuzkirche das reich mit Diamanten geschmückte Bildniß der Mutter Maria auf dem Altar. Seit einiger Zeit bemerkte man mit Erstaunen, daß mehrere Diamanten von sehr bedeutendem

Werthe verschwunden waren, ohne den Thäter entdecken zu können. Man verdoppelte die Wachsamkeit, und war endlich so glücklich, einen Soldat auf der That zu ertappen, ihn festzuhalten und nach der Hauptwache in Arrest zu bringen, wo er in Ketten gelegt ward. Der Delinquent behauptete dabei zum Erstaunen Aller die größte Ruhe, und verweigerte standhaft die Herausgabe der gestohlenen Kostbarkeiten. Nur beim ersten Verhör konnte man sie ihm abnehmen. Der Gefangene hatte übrigens während einer zehnjährigen Dienstzeit nie einen Verweis, noch eine andere Strafe erhalten. Im Verhöre behauptete er nun standhaft, daß er durchaus nicht durch ein Verbrechen zu dem Besitz dieser Kostbarkeiten gekommen sei, sondern rechtfertigte zu nicht geringer Verwunderung der Anwesenden diese Behauptung durch folgende Erzählung, welche in der Wahrheit begründet sei: Diese Kostbarkeiten sind freiwillige Geschenke der Mutter Gottes, und da in den Kriegsartikeln nicht verboten ist, Geschenke anzunehmen, so kann ich auch nicht bestraft werden, daß ich es gethan. Die Sache aber verhält sich so: Ich werde nach gerade alt, die Kräfte schwinden und der Dienst wird mir schwer. Ich bedarf hin und wieder Stärkung. Aber bei dem außerordentlich geringen Traktament kann ich mir nicht solche Gegenstände kaufen, die mir jene gewähren. In dieser Noth beschloß ich, mich an die heilige Maria zu wenden. In eifrigem Gebet warf ich mich vor ihr nieder und flehte um Hülfe. Da lächelte sie freundlich und sprach: Ich werde deine Noth enden. Dann nahm sie mit eigener Hand diese Kostbarkeiten ihres Schmuckes und schenkte sie mir. Ich nahm sie, denn sie drückte sie mir in die Hand, und dankte im innigen Gebet mit heißen Thränen. Sie sehen, ich bin ganz unschuldig, es ist kein Verbrechen von mir begangen worden. — Possen! Mährchen! rief der Auditeur. — Das Kriegsgericht trat zusammen, und der Soldat wurde zum Tode verurtheilt. Der General Schwarz,

welcher damals in Neiße commandirte, schickte das Todesurtheil zur Bestätigung an den König nach Potsdam, und gab in dem dabei erstatteten Bericht dem Delinquenten, der Wahrheit gemäß, das beste Zeugniß seines früheren Wohlverhaltens, und stellte, in der Absicht, den Soldaten zu retten, die Vermuthung auf, daß derselbe wohl an Geistesschwäche litte, und diese ihm zu dem Wunderglauben verleitet haben könnte. Der König ging auf diese Vermuthung ein, doch mußten die Gesetze und der Glaube der Katholiken in Neiße, die über den Vorfall sehr erbittert waren, bei der Rettung des Soldaten berücksichtigt werden. — Zufällig kam gerade der Bischof von Ermeland zum Könige nach Potsdam. Diesen fragte der König, ob in der katholischen Religion Wunder angenommen würden, die die Heiligen noch jetzt thäten? — Der Bischof entgegnete, daß sie jetzt selten wären, aber dennoch geschehen könnten. — Nun erzählte der König den Fall mit dem Soldaten in Neiße, und wünschte die Ansicht des Bischofs darüber zu vernehmen. Dieser erklärte, daß freilich der Fall nicht ganz wahrscheinlich wäre, da der Soldat ein Lutheraner sei, indessen für ganz unmöglich könne er ihn doch nicht halten. Kurz, der Prälat war der Meinung, daß der Fall möglich sein könne.

Dies wollte blos der König, und er schrieb sogleich unter das Erkenntniß folgendes:

„Der Bischof von Ermeland behauptet selbst, daß die heilige Jungfrau Maria jetzt noch Wunder thun kann. Ich sehe daher nicht ab, warum man Mißtrauen in die Aussage eines Soldaten setzen sollte, der sich sonst ehrlich betragen hat. Der Soldat ist deshalb aus seinem Gefängniß sofort zu entlassen. Jedem Mißbrauche übrigens vorzubeugen, verbiete ich strenge, eine Bitte dieser Art an irgend einen Heiligen zu richten. Sollte ein Soldat überwiesen werden, ein Geschenk von der Mutter Maria oder von irgend einem andern Heiligen

angenommen zu haben, so soll er mit sechs und dreißig Mal Gassenlaufen durch 200 Mann bestraft werden.

Friedrich."

Der große König war ein Freund der Gelehrten, und unterstützte sie auf jede nur mögliche Weise. Auch Bloch suchte im Jahre 1781 um eine Unterstützung beim Könige für sein großes Fischwerk nach, erhielt aber folgenden Bescheid:

„Es ist nicht nöthig, von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern, denn das wissen sie schon allerwegs, was es hier zu Lande für Fische giebt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen, ausgenommen im Glatzischen; da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen, die hat man weiter nicht; sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt. Und darum ein Buch davon zu machen, würde unnöthig sein, denn kein Mensch wird solches kaufen. Die zugleich mit eingereichten Kupfer-Abdrücke von einigen Fischen erfolgen hierbei wieder zurück."

Als die katholische Kirche zu Berlin eingeweiht werden sollte, bat der Bischof von Ermeland den König, eine Prozession durch die Hauptstraßen der Stadt zu erlauben. „O," antwortete dieser, „daß erlaube ich sehr gern, aber Sie müssen sich vorher mit den Berliner Straßenjungens abfinden."

Die Schlacht bei Collin war geschlagen, und für Preußen die erste verlorene. Die Nachhut stellte sich von Neuem in Schlachtordnung, um dem Feinde muthig entgegen treten zu können, wenn er es wagen würde, seinen errungenen Vortheil noch weiter zu verfolgen. Das Geschütz fing wieder an zu spielen, allein die Oesterreicher verließen

ihre eingenommene Stellung nicht. So nahte die Nacht, und der König erschien vor der Front der Kavallerie, um dem Chef der 2ten Schwadron Garde dü Corps einige Befehle zu ertheilen. Sodann sagte er: „Der Feldmarschall Daun ist kein guter Spieler; er ist ein Sicherheits-Commissarius. Wenn er auch das heutige Spiel gewonnen hat, so scheint er doch nicht es wagen zu wollen, das Gewonnene wieder aufs Spiel zu setzen, obgleich mir heute das Glück nicht günstig ist!“ — Da sollte er auch schön ankommen! rief laut einer der Garde dü Corps. Dem Könige, dem diese Antwort gefiel, wandte sich nach dem Reiter um, und sagte: „So ist's recht, was wir heute verloren haben, wollen wir schon wieder einbringen.“

Ein sehr tüchtiger General liebte leidenschaftlich das Kartenspiel, wovon Friedrich gerade ein großer Feind war, und ihm deshalb schon oft Vorwürfe gemacht hatte, aber alle erfolglos geblieben waren. Einst nahm das Regiment dieses Generals, von ihm selbst geführt, Theil an einer Revüe, die der König abhielt. Friedrich that sehr unzufrieden, tadelte oft und laut, und bisweilen ganz ohne Grund. Als endlich die Truppen vorbeidefilirt waren, rief der König dem an der Spitze seines Regiments reitenden General zu:

„Sein Regiment marschirt schlecht! Es ist gar keine Richtung! Allein so gehts, wenn der Commandeur hinter dem Spieltische seine Zeit hinbringt; Jeder thut dann, was er will!“

Halt! commandirte der General, und das Regiment stand. Sodann sprach er mit vor Zorn glühendem Gesicht zum Könige: Hier ist nicht die Rede von Karten und Spiel! — Sehen Ew. Majestät hin nach meinem Regimente! Steht es nicht da in der schönsten Ordnung?

Der König blickte hin, fand, daß es wirklich der Fall war, und ritt dann schweigend weiter.

Der Hauptmann von L..., ein kriegserfahrener und umsichtiger Offizier, machte einst beim Exerciren so viele und bedeutende Fehler, daß der König im Unwillen ausrief: „Aber in des Teufels Namen, Hauptmann! was macht Er denn heute? Er steht ja da, wie der Hauptmann von Capernaum, und seine Soldaten marschiren wie die Mühlhäuser Stadtsoldaten!" Der General des Regiments, der die zornigen Worte des Königs gehört hatte, ritt zu ihm heran und erzählte ihm, daß der Hauptmann kurz vor dem Ausrücken die betrübende Nachricht erhalten hätte, daß sein einziger Sohn vor einigen Tagen beim Baden ertrunken sei. — „Allmächtiger Gott!" rief Friedrich; „das ist was Anderes!" — Nachdem die Truppen Halt gemacht hatten, ritt der König sogleich zum Hauptmann und sprach mit seiner ihm eigenen Herzensgüte: „Lieber Hauptmann! Ich erfahre so eben, welcher herbe Verlust Ihn getroffen. Ich nehme daran den innigsten Antheil. Heute kann Er nicht exerciren; der älteste Lieutenant soll eintreten. Sollte es zu Seiner und Seiner Frau Beruhigung gereichen, so reise Er nach Seinem Gute und bleibe Er dort einige Zeit."

Als im Jahre 1757 der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, in Breslau an einem Entzündungsfieber krank darnieder lag, behandelte ihn der berühmte Arzt Doktor Tralles. Der König, der seinen erlauchten Bruder besuchte, fand den Arzt daselbst und sprach mit ihm von dem Uebel, wobei er denselben wie ein Gelehrter vom Fache examinirte. Der König war bei dieser Prüfung sehr mit den Antworten des Arztes zufrieden, setzte aber dennoch hinzu:

„Er wird indessen nicht läugnen können, daß jeder Doktor einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke curiren kann. Sage Er mir doch: war Sein Kirchhof groß, und ist Er mit dem Füllen bereits fertig?"

Ew. Majestät! Mein Kirchhof war sehr klein; ich bin schon längst damit fertig.

„Wie hat Er das angefangen?"

Ich habe bedacht, daß das Leben das höchste Gut ist, was ein Mensch hat, und das Jeder nur einmal verlieren kann. War es mir also anvertraut, und ich merkte, daß es verloren werden könne, so zog ich ältere und erfahrenere Aerzte, als ich war, zu Rathe. Starb dennoch der Kranke, so kam er nicht auf meinen Kirchhof.

„Das hat Er klug gemacht; aber glaube Er mir, welches Metier wir auch treiben, wir machen Anfangs immer Fehler. Doch der Mann ist weise, der einen Fehler von einer Art nur einmal macht und dabei so viel profitirt, daß er zehn andere vermeidet. Mehr kann man nicht verlangen."

Ich wäre der unwürdigste Unterthan von Ew. Majestät, wenn mir nicht bekannt wäre, daß Sie in allen Fächern die größten Einsichten besitzen; aber ich erstaune, da ich deutlich erfahre, daß sich Ew. Majestät auch mit der schweren und mühseligen Medicin beschäftigen und dieselbe studirt haben.

„Wundert Er sich darüber? Meinet Er nicht, daß ich viel mehr Patienten gehabt habe und noch habe, als Er?"

Wenn Ew. Majestät Ihre kranken und blessirten Soldaten darunter verstehen, so werde ich, so wie viele meiner Collegen, es nie so weit in der Anzahl bringen.

Ueberhaupt glaubte der große König viele medicinische Kenntnisse zu besitzen, und war daher mit seinen Rathschlägen sehr freigebig. So schrieb er unter anderm an seinen Geheim-Kämmerer Fredersdorf: „Glaube mihr, ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin, wie Du alter, Deine krankheit laeßet sich nicht zwingen, sie ist Complicirt, und gehöret ein Habiler Doctor dartzu, die Mit-

tels so einzurichten, das was das eine helffen soll, das andere nicht Schadet."

Den tapferen Ziethen behandelte der König nach dem siebenjährigen Kriege stets als Freund, ja, seine Zuneigung steigerte sich oft zur innigsten, rührendsten Fürsorge für das Wohl seines braven Veteranen. Kam Friedrich nach Berlin, oder war Ziethen krank, so besuchte er ihn. Einst war Ziethen an der Tafel des Königs eingeschlafen, da sagte der große Monarch: „Laßt ihn schlafen, er hat lange genug für uns gewacht." — Als er den 25. Dezember 1785 im Parolesaal des Schlosses erschien, empfing der König den 85jährigen Greis mit einer Umarmung, ließ einen Stuhl herbeibringen, und sagte, während er ihm sorgsam behülflich war: „Setze Er sich doch, mein lieber alter Ziethen!"

Als dieser General im Jahre 1756 um einen Consens zu einer neuen ehelichen Verbindung nachsuchte, schrieb ihm der König:

„Ich accordire Euch hierdurch mit vielem Vergnügen den von Euch in Eurem Schreiben vom 4ten d. gebetenen Consens zu Eurer vorhabenden Heirath mit einem Fräulein von Platen, und wünsche Euch zu Eurer Verbindung alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur dazu wünschen und verlangen möget: wie Ich denn, wenn Ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitsfest celebriren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen."

Den 17. Mai 1780 schrieb der König an Ziethen:

„Mein lieber General von der Kavallerie von Ziethen. Mir wird es zwar alle Zeit Vergnügen machen, einen sich in meinen Dienst so sehr hervorgethanen General noch in seinem hohen Alter bei der bevorstehenden Revüe an der Spitze seines Regiments zu sehen, und Ich bin es daher sehr wohl zufrieden, daß Ihr

ohne Tigerdecke und Adlerflügel, bloß in Eurem Pelze erscheinet. Sollte es aber ja zu kalt sein, so beschwöre ich Euch, Eure Gesundheit ja zu schonen und lieber gar nicht auf den Revüeplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnöthiger Weise eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man so lange als Ihr mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man in dergleichen Vorfällen sich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Römern bedienen."

Als Ziethen starb, sagte der General-Lieutenant von Lentulus, welcher im Berner Lande auf seinem Gute Monrépos lebte: Ziethen ist zu dem großen Marsche als Avantgarde aufgebrochen, und ich werde mich fertig machen, um als Arriergarde des Königs zu folgen. So kam es auch. Ziethen starb den 26. Januar 1786, der große König den 17. August, und Lentulus den 26. Dezember desselben Jahres.

Ein Soldat vom ersten Bataillon Garde hatte ein Geschwür auf der linken Schulter, und war deshalb verhindert, das Gewehr so zu tragen, als es sein sollte. Der König bemerkte dies beim Exerciren, und erinnerte ihn, das Gewehr besser zu halten. Allein so viele Mühe sich auch der arme Soldat gab, so war es ihm nicht möglich. Der Monarch, welcher glaubte, daß es Eigensinn sei, ging zu ihm hinan, gab ihm einige Stockschläge und sagte: „Will Er das Gewehr gerade tragen?" — Der Soldat antwortete: Ihro Majestät, ich bin nicht gewohnt, Stockschläge zu bekommen, und Sie handeln selbst gegen Ihre Befehle, da wir nur mit dem Degen bestraft werden sollen. Hierdurch wurde der König noch mehr aufgebracht, und befahl, ihn sofort zu arretiren.

Am folgenden Morgen fragte man den König, wohin der Gefangene gebracht werden solle. „Er soll so lange in

der

der Wache sitzen, bis ich befehlen werde, wohin er gebrach werden soll," erwiederte der König. Es vergingen drei Wochen; während dieser Zeit erfuhr der König, daß es nicht böser Wille, sondern lediglich der Schmerz des Geschwüres Schuld sei, daß der Gefangene das Gewehr nicht habe regelmäßig tragen können. Auf diese Nachricht befahl der König, daß der Gefangene, von einem Unteroffizier und zwei Mann begleitet, von Garnison zu Garnison, bis Colberg gebracht werden sollte. Als er dort ankam, und dem dortigen Commandanten von Heyden vorgeführt wurde, zeigte ihm dieser die Ordre des Königs, daß er Lieutenant sei, und daß ihm der König zu seiner Equipage 200 Thaler geschenkt habe. Dieser neue Offizier that sich bei der Belagerung dieser Festung besonders hervor, und suchte dadurch seine Dankbarkeit gegen des Königs Gnade zu zeigen.

„Schicke Er mir sogleich," sagte der König zu dem General Werner, „einen seiner umsichtigsten und kühnsten Offiziere!"

Werner, der commandirende General des braunen Husaren-Regiments, fragte den König:

Erlauben Ew. Majestät mir die Frage: wozu Sie diesen Offizier gebrauchen wollen. Dies würde meine Wahl bestimmen.

„Er ist bestimmt, eine Patrouille bis hinter das feindliche Lager zu machen, um die Stellung eines zweiten feindlichen Corps, von welchem ich keine bestimmten Nachrichten erlangen kann, möglichst genau zu erforschen. Doch," fügte der König noch hinzu, „er soll sich heute Abend um 7 Uhr bei mir melden."

Als dieser Offizier um die anberaumte Stunde erschien und sich meldete, mußte er eintreten. Der König musterte ihn mit seinem Flammenauge, betrachtete ihn von unten bis oben, und schien über die Wahl seines Generals et-

was erstaunt, da das Aeußere des Offiziers nichts Einnehmendes und Entsprechendes hatte, denn er war klein und von schwächlicher Statur, auch die Worte der Meldung geschahen in gebrochenem Deutsch und verriethen einen Ungar, was auch wirklich der Fall war. Hierauf unterrichtete ihn der König, und zeigte ihm den Weg, so wie die Oerter, die er besuchen sollte, auf der Karte. Der Offizier hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, merkte sich alles genau, und ging dann weg, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Der König glaubte jedoch, daß er ihm nicht richtig verstanden haben könne, und äußerte am folgenden Morgen dem General Werner seine Unzufriedenheit mit der Wahl, indem er meinte, daß der Offizier den Auftrag unmöglich zur Zufriedenheit ausführen werde. Werner entgegnete aber mit vieler Zuversicht:

Ich bürge für Ihn, Ew. Majestät! Keiner meiner Offiziere ist dazu besser geeignet, wie dieser.

„Na, wir wollen sehen," sagte der König.

Es vergingen unterdessen zwei lange Tage, und der Offizier war noch nicht zurück; endlich am dritten Tage, als die Zeit der Parole gekommen war, und der König gerade in der Mitte seiner Generale stand, kam dieser mit verhängtem Zügel angesprengt. Sogleich brach der König ab, und ging, dem Angekommenen, so wie mehreren Generalen, auch Werner winkend, in sein Zelt. Sie traten an den Kartentisch, und nun fing der Offizier an, in seinem gebrochenen Deutsch den Weg zu bezeichnen, den er genommen hatte. Dabei gerieth der Offizier immer tiefer in die Stellung des Feindes, und bezeichnete auch den Ort, in welchem das Hauptquaetier des Generals Daun war; endlich unterbrach ihn der König plötzlich:

„Höre Er! Mit Ihm ist es nicht richtig im Kopfe! da ist ja das Hauptquartier des Generals Daun!"

Freilich, freilich! aber ick bin dort gewest! sagte der Offizier etwas empfindlich über des Königs Unglauben, und

nannte die Stärke des Feindes in jener Gegend. Dann entfernte er sich auf den Wink des Königs, sagte aber in seinem Aerger zum General Werner:

Heute nicht ricktick bei dem Alten!

Der König lächelte und sagte: „Bei mir ist wohl Alles richtig, aber bei Ihm nicht.“

Aber bald nachher erschienen einige Ueberläufer, die dem Könige sehr willkommen waren; man führte sie vor den König, welcher sie sogleich ausforschte, um sich von dem Grunde oder Ungrunde des Rapports seines Offiziers zu überzeugen. Aber wie erstaunte er, als er fand, daß alles Gemeldete genau mit dem übereinstimmte, was die Ueberläufer aussagten. Sogleich mußte der Offizier wieder vor ihm erscheinen und ihm dasselbe noch einmal melden, was er gesehen und beobachtet hatte, wodurch Friedrich in den Stand gesetzt ward, die versteckten Pläne des Feindes zu durchschauen und zu vereiteln. Von der Zeit an stand der Offizier sehr in des Königs Gunst, obwohl sich dieser sehr derb über den Monarchen geäußert hatte.

Als im siebenjährigen Kriege die Zierhenschen Husaren sich einst mit der schweren feindlichen Kavallerie herumtummelten, und dieselbe auseinander sprengten, ritt der König an die Sieger hinan und sagte: „Das habt Ihr brav gemacht, Husaren! Ihr müßt den rechten Fleck getroffen haben, wo es den Kerls weh thut!“

Das haben wir auch, antwortete einer der Husaren, wir hauen sie in die Flabbe.

„Recht so! bleibt nur dabei; da haben sie kein Eisen!“ versetzte der König.

Als wegen der, bei der Regie angestellten Franzosen häufig Klagen an den König gelangten, schrieb er unter dem 1. Dezember 1784 an den Minister von Werder:

„Ich habe Euren Bericht vom gestrigen Datum we-

gen der untersuchten Beschwerden des gewesenen General-Inspektors Pagen wider die General-Accise-Administration erhalten, und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurkenzeug ist, die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will, und wenn man das thut, verliert man nichts an sie. Was diesen Pagen betrifft, so kann der nur gleich abgeschafft werden, wobei ich Euch noch sage, daß ich überhaupt darauf denke, und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen, und sie los zu werden, welches Ich Euch zur Antwort melden wollen, als Euer wohlaffectionirter König

Friedrich."

Der König, welcher sich um Alles kümmerte, war auch sehr um die Verbesserung des Schulwesens bedacht, und ergriff daher jede sich ihm darbietende Gelegenheit. So fand sich im Jahre 1771 bei den kurmärkischen Städte-Kassen ein Capital von 100,000 Thalern vor, welches eine Ersparniß war, und deshalb zu einem Fond gebildet wurde, woraus die Schullehrer neue Besoldungen, jede von 120 Thlr., erhalten konnten. Dem Könige wurde dieserhalb ein Verzeichniß jener Oerter eingereicht, deren Lehrer jene Besoldung erhalten sollten. Hierunter schrieb der König eigenhändig:

„Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schulmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man Sehen, ob man Sie nicht in kleinen Stetten könte Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten Unterbringet, damit die Schuhlen desto ehr im guhten Stande komen können, was eine Interressante Sache ist."

Als einst der Prediger Petit-Pierre zu Neufchatel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen predigte, beschwerten

sich die Neufchateller bei dem Könige, und sagten in ihrer Eingabe: daß es ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, den ketzerischen Petit-Pierre unter sich zu dulden. Friedrich der Große antwortete unter dieser Supplik:

„Weil es den Einwohnern von Neufchatel denn so sehr am Herzen liegt, ewig verdammt zu sein, so biete ich sehr gern die Hände dazu, und finde es sehr gut, daß dem Teufel nichts entgehe."

„Mein Gott," sprach der König eines Tages, da er außerordentlich überlaufen ward, „Alles zupft mich und will von mir haben! und ist doch Niemand ärmer als die Könige! Da denken die unverständigen Leute, das sey alle mein Geld, was sie an Abgaben entrichten, und ich muß selber Accise bezahlen, und dann denken sie Wunder was sie geben, wenn sie mir einige Groschen bringen, die ich ihnen doch über kurz oder lang zu Thalern machen muß."

Unweit des Schlosses in Potsdam spielte eine ganze Menge Kinder Soldaten. Der König sah aus dem Fenster zu, und bemerkte, daß die Schildwacht sie aus einander jagen wollte. „Thue das nicht," rief er, „der Anfang zum Dienst muß doch einmal gemacht werden." Zugleich schickte er den Knaben einige Thaler zur Recreation.

Einst schenkte der König seinem Oberstallmeister, Grafen von Schwerin, zu Potsdam eine goldene Tabaksdose, auf welcher ein Affe gemalt war. Kaum war der Graf nach Berlin zurückgekehrt, als er auch sogleich einem Goldschmidt den Auftrag gab, den Affen herauszunehmen und statt seiner das Bildniß des Königs hineinzusetzen, mit der Bedingung: diese Dose noch bis zum Abend fertig zu haben. Es geschah. Am folgenden Tage befand sich der Graf wieder beim Könige, und verfehlte bei der Tafel nicht, die Anwesenden auf die goldene Dose aufmerksam zu

machen, welche er gestern zum Geschenk vom Könige erhalten hatte.

„Was hat Er denn da?“ fragte der König mit einiger Satyre.

Die Dose, welche Ew. Majestät gestern so gnädig waren, mir zu verehren.

„Also gefällt sie Ihm?“

Sehr! Das Gemälde wird mich immer an Ew. Majestät erinnern.

Sichtbar betroffen, winkte er, ihm die Dose zu reichen, denn er ahnete, daß sein Oberstallmeister ihn überlistet habe. Aufmerksam besah er die Dose, dann sagte er, ohne sich zu verrathen:

„Mein lieber Schwerin! Ich bemerke jetzt erst, daß das Gemälde nicht gut getroffen ist; doch werde ich Ihm eine Dose mit einem besser getroffenen Bildnisse geben.“

Der König steckte sie ein, und gab dem Grafen hernach eine weit kostbarere Dose.

Viele angesehene Personen, welche die Ehre hatten, bei dem Könige Zutritt zu haben, sprachen sehr verschieden über seinen Charakter; einige äußern sich lobend, andere wieder tadelnd. Was er seinem Volke gewesen, darf nicht mehr erinnert werden, denn noch heute sieht man sein Bildniß in der niedrigsten Hütte, und noch heute erzählen die Leute, die ihn gesehen haben, mit vielem Enthusiasmus von ihm.

Hier nur zwei Beispiele von Schilderungen kurz vor seinem Tode.

Der Marquis von Bouillé, welcher im Jahre 1784 in Berlin war, sagt von ihm:

Ich ward von Friedrich besser, als ich hoffen durfte, aufgenommen; ich konnte mich ihm nahen, ihn in seinem Innern sehen in Augenblicken, wo der Held seines Jahrhunderts seine Größe und Majestät ablegte und als Mensch

erschien, der eben so erhaben durch das Licht seines Geistes und die Stärke seines Charakters, als durch seinen Rang und seine Größe war.

Die außerordentlichen Tugenden dieses Fürsten waren von den liebenswürdigsten Eigenschaften begleitet. Kein Mensch aus den ersten Zirkeln Europas konnte im Privatleben mehr Freiheit, Umgänglichkeit und einnehmendere Sitten entwickeln. Sehr wenige Philosophen und Gelehrte hatten mehr Bildung und ausgebreitetere Kenntnisse. Seine anziehende Unterhaltung war durch lebhaften und pikanten Scherz erheitert; Freundlichkeit, Duldsamkeit und Freiheit erhöheten den Reiz derselben. Jedem war es vergönnt, frei mitzusprechen, und wer einige Stunden mit Friedrich sich unterhalten, der fühlte seinen Geist gewachsen, seine geistigen Kräfte mehr entwickelt; er fühlte sich gewissermaßen elektrisirt.

Der Graf Ludwig Philipp von Ségur sah den König im Jahre 1785, und entwirft folgende Schilderung von ihm:

Ich betrachtete diesen Mann mit besonderer Neugier. Groß an Genie, sah ich ihn klein von Statur, gekrümmt und gleichsam unter der Last seines Ruhmes und seiner langen Mühe gebeugt. Ein wunderliches und doch imponirendes Ganze bildeten sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper; seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, und seine mit Schnupftabak bedeckte Weste. Das Feuer seiner Blicke verkündete, daß sein Geist nicht gealtert habe. Denn obgleich er sich wie ein Invalide hielt, ahnte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen könne. Ungeachtet seines kleinen Wuchses zeigte er sich der Vorstellung des sich ihm Nahenden größer, als andere lebende Menschen.

Als einst der König unweit Potsdam eine Revüe abhielt, wurde ein Bataillon des rechten Flügels gegen ein

Erbsenfeld gedrängt, und war eben im Begriff dasselbe zu betreten, als ein Mann vor der Fronte mit drohender Geberde erschien, und schrie:

Hier darf Keiner hinüber! Das ist ein Erbsenfeld!

Indessen kamen die Soldaten immer näher, und der Mann schrie immer ärger. Hierdurch aufmerksam gemacht, kam der König herangeritten, und fragte:

„Was giebts denn hier?"

Ich gebe durchaus nicht zu, daß man über mein Erbsenfeld marschirt!

„Nu, nu, das wird doch so viel nicht schaden?"

Das wird mir wohl schaden, und das recht viel; ich leide es schlechterdings nicht.

„So? — Und wer ist Er denn?"

Ich bin der Amtsschreiber aus Bornstedt.

„Sehr wohl, Herr Amtsschreiber," sagte der König, befahl dem Bataillon eine andere Richtung zu nehmen, und ritt lächelnd weiter.

Die große Vorliebe, die der König für Hunde hatte, ist allgemein bekannt. So schrieb er einstmals an seinen Geheimen Kämmerer Fredersdorf, als er den Tod seines Lieblingshundes Biche erfuhr:

„Die arme Bische mus schon thot bleiben. Weil sie 10 Docters hin curiret haben, Mene Soll nichts einnehmen, als wie petitlät, und kein hunde Doctor sol sie nicht angreifen."

„Ist mein Pferd da?" fragte einstmals der eilende König. Ein ganz neuer Page sprach in seiner Unschuld: Ich glaube, es frißt noch! — „Das wäre nicht gut, mein Sohn! mache das nicht so; wenn Du bei mir sein sollst, mußt Du Dich ja nicht hinsetzen und essen; aber siehst Du, da stehts ja schon."

Wenige Tage vor der Schlacht von Kunersdorf schrieb der König an seinen Minister, Grafen von Finkenstein, nachstehendes Billet:

„Ich habe Vieles anzuordnen, große Schwierigkeiten muß ich überwinden, ich muß das Vaterland retten, nicht verderben. Daher muß ich klüger und unternehmender handeln, als je. Ich werde wagen und thun, was ich nur für möglich halte. Auch muß ich mich beeilen, des Feindes Absicht auf Berlin zu vereiteln. Adieu, mein Theurer, entweder singt Ihr bald: Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir! oder ein **Te Deum.**"

Als die Preußen in Böhmen standen, waren die Husaren eines Tages auf Fouragirung ausgeschickt. Einer derselben nahm aber außer der Fourage, noch dem Bauer ein Schaaf mit, schlachtete es und band es unter sein Fouragebund. Der Bauer, welcher ungern sein Schaaf missen wollte, erhebt einen fürchterlichen Lärmen und schilt hinter dem Husaren her, so daß der König es hört, und nach der Ursache frägt. Der Bauer erzählt den ganzen Vorfall. Unterdessen hatte sich der Husar schnell entfernt; doch fragte der König den Bauer, ob er sich wohl getraue, den Husaren wieder zu erkennen. Dieser versicherte es, und beschrieb die Richtung, in welcher der Husar verschwunden. Der König nahm den Bauer mit sich, und bald darauf traf man einen Husaren an, welcher unter der Last seines Fouragebundes keuchte, und für den rechten Mann erkannt wurde. Sogleich mußte der Husar sein Bund abwerfen, es öffnen, und siehe, da kollerte das todte Schaaf heraus. „Schlingel," sagte der König, „warum hast Da das Schaaf genommen, da Du doch nur Befehl hattest, Fourage zu holen?" Mit der größten Dreistigkeit anwortete der Husar: Nun, die Pferde wollen doch nicht allein fressen; wir doch auch, und wir haben nichts. „Na! na!" sagte der König, und indem er sich zum Bauern wendet, fragt er

nach dem Preise des Schaafes. Dieser fordert 3 Gulden, welche einer aus dem Gefolge des Königs sogleich dem Bauer auszahlen muß. Dem Husaren dünkt dieses jedoch zu viel und er rief daher: Ew. Majestät, das ist zu viel! ich verstehe das besser, da ich ein Fleischer bin. Der Bauer muß die Haut zurücknehmen, und dann sind 2 Gulden genug. — „Na, laß es nur gut sein," sagte der König lächelnd, „aber höre! laß in der Folge das Schaafstehlen bleiben, sonst kostet es Dir noch einen tüchtigen Buckel voll Hiebe. Diesmal mag es so hingehen." — Danke, Ew. Majestät, schmunzelte der Husar, während er das Schaaf wieder in sein Fouragebund einpackte, in Zukunft werde ich es so einrichten, daß es uns Beiden nichts kostet.

Bald nach dem siebenjährigen Kriege nahm ein Offizier seinen Abschied, um sein ererbtes Gut selbst verwalten zu können. Unter vielen Verbesserungen, die er vornahm, legte er auch eine Kolonie in einem bis dahin unbebaueten Strich Landes an, sie wurde bald blühend, und die Kunde davon gelangte bis zum Könige.

Einst kam der König in diese Gegend, und da er Alles über seine Erwartung vortrefflich fand, so ließ er den Besitzer zu sich rufen.

„Ich höre," sagte der Monarch, „Er ist ein guter Wirth. Er hat hier diese Kolonie angelegt."

Ja, Ew. Majestät! Ich fand bei der Uebernahme meines Gutes diese Strecke Landes unbebaut. Da machte ich den Versuch, eine Kolonie hier anzulegen, und er glückte.

„Wie viel Häuser hat Er gebaut?"

Ew. Majestät, auf meine eigenen Kosten vierzig. Doch haben sich auch mehrere Kolonisten auf ihre Kosten angebaut, so daß jetzt im Ganzen 59 Wohnungen aufgebauet sind.

„Wo habt Ihr denn das Holz hergenommen."

Aus meinen Holzrevieren, Ew. Majestät.

„Ist die Waldung dadurch auch nicht zu sehr gelichtet worden?“

Nein, Ew. Majestät, meine Forsten sind noch immer gut im Stande.

„Woher sind die Kolonisten gekommen?“

Größtentheils aus Sachsen, doch sind auch andere Ausländer darunter.

„Na, das ist gut, warum hat Er sich aber nicht an Mich um einen Zuschuß gewandt. Die Anlage muß Ihm viel gekostet haben!“

Ew. Majestät, nur einige tausend Thaler, weil ich die Materialien zu den Häusern auf meinem Besitzthum fand.

„Na, höre Er, die Anlage gefällt mir. Ich werde Ihm etwas zu Hülfe geben.“

Der König hielt Wort, denn einige Zeit nachher erhielt der Gutsbesitzer ein Geschenk von 10,000 Thalern.

Oftmals spaßte der König über seine Körperleiden, welche seinen Gleichmuth nicht zu erschüttern vermochten. So schrieb er unter anderm am 30. Dezember 1782 an d'Alembert:

„Ich werde wohl nächstens ein Geschenk der Madame Gicht erhalten, sie ist keinesweges eine liebenswürdige Frau Gevatterin. Ach, mein theurer d'Alembert, sonst war in unsern Briefen nicht von Gebrechlichkeit und auch nicht von den Fortschritten der Hinfälligkeit die Rede; jeder Tag raubt uns jetzt ein Stück unserer Existenz.“

Am 17. Februar 1761 wurde der General-Major von Saldern schleunigst zum Könige gerufen. Ernstlich spricht der König zu ihm:

„Morgen früh geht er mit einem Detaschement Infanterie und Kavallerie nach dem Schlosse Hubertsburg, besetzt dasselbe und läßt alle Meubles, die Geldeswerth ha-

ben, aufschreiben und einpacken. Das Geld, welches daraus gelöset wird, soll dem Lazareth assignirt werden; auch Ihn werde ich nicht vergessen."

Halten zu Gnaden, Ew. Majestät, erwiederte der General, das ist gegen meine Ehre und meinen Eid.

Der König spricht gelassen:

„Er würde ganz Recht haben, wenn ich dieses desperate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber, höre Er, der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Unterthanen die Haare ausgerauft werden, man muß sie da anpacken, wo es ihnen selbst wehe thut. Aus diesem Grunde befehle ich Ihm, meine Anordnungen auszuführen."

Nochmals entgegnete der unbeugsame Saldern:

Ew. Majestät können mich stehenden Fußes abschicken, den Feind und dessen kartätschenspeiende Batterien anzugreifen; ich werde herzhaft und ohne zu zaudern gehorchen. Aber wider Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht.

„Nu, nu, was ich befehle, kann Ihn nicht entehren. Geh Er und vollführe Er meinen Auftrag."

Ew. Majestät werden leicht zu dieser Commission einen Andern finden können; mir verbietet, ich wiederhole es, Ehre, Eid und Pflicht, sie zu übernehmen.

Da wandte sich der König mit einem finstern Gesicht von ihm ab, und sagte: „Saldern, Er will nicht reich werden!"

Quintus Icilius, damals Major, erhielt mit seinem Freicorps den strengen Befehl, und führte ihn aus, allein der König war ihm gerade dafür nicht erkenntlich, denn als nach dem Kriege derselbe für seine Offiziere, um Erstattung der baaren Auslagen bat, schrieb der König eigenhändig unter die Eingabe:

„Seine Offiziers haben wie die Raben gestohlen. Sie kriegen nichts."

Einst hatte der General Fouquét im siebenjährigen Kriege einen Theil der Bauern in der Grafschaft Glatz bewaffnet, um bei den gezogenen Grenzcordon als Benachrichtigungsposten verwandt zu werden. Der König, welcher von der Anordnung seines Generals nichts wußte, umritt in Begleitung des Generals Seydlitz die Grenzen, und entdeckte in der Entfernung einen Haufen dieser Leute, welche er für Oesterreicher hielt. Da Seydlitz anderer Meinung war, so ritt man näher, und fand mit einigem Erstaunen jene Bauern. Der König fragte sie: „Seid Ihr preußisch?" — Nein! — „Seid Ihr denn österreichisch?" — Auch nicht! — „Na! was seid Ihr denn?" — Wir sind Fouqué'sch. — „Na, da hört Er ja," sagte der König lachend zu Seydlitz, „wer in diesem Lande Herr ist."

Einer von den Leuten des Königs ward schnell vorgerufen, und bat demüthigst um Vergebung, weil er noch so verworren um den Kopf erscheine. Wenn Er nur im Kopfe nicht verworren ist, versetzte der König, so hat's weiter nichts zu sagen."

Am 23. July 1779 stieg der König mit dem General, Grafen von Görz um 5 Uhr Morgens zu Potsdam in den Wagen, um die neuen Kolonien zu bereisen, die auf seine Kosten im Rhyn-Luch bei Neustadt an der Dosse angelegt waren. Der Weg ging über Fehrbellin, wo der Oberamtmann Fromme die Königl. Domaine in Pacht hatte. Dieser mußte von der Grenze seines Wohnortes an, nebst einem Forstbedienten den Wagen des Königs begleiten; Beide zu Pferde, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Förster! warum sind die Sandschollen nicht besäet?" fragte der König.

Ew. Majestät, sie gehören nicht zu den Forsten, sondern mit zu dem Acker. Die Leute besäen sie zum Theil mit Getreide. Hier rechter Hand haben sie Kienäpfel gesäet.

„Wer hat sie gesäet?“

Hier der Oberamtmann.

Der König (zum Oberamtmann): „Na, sagt es meinem Geheimen-Rathe Michaelis, daß die Sandschollen besäet werden sollen.“ (Dann zum Förster): „Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen?“

O ja, Ew. Majestät!

„Na, wie werden sie gesäet? Von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?“

Von Abend gegen Morgen.

„Richtig, aber warum?“

Weil aus Abend die meisten Winde kommen.

„Das ist recht.“

Unterdessen war der König nach Fehrbellin gekommen, wo umgespannt wurde. Er fuhr gleich weiter, und da er eben an dem Graben im fehrbellinischen Bruch vorbeifuhr, ritt der Oberamtmann Fromme an den Wagen und sagte zum Könige:

Ew. Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ew. Majestät Gnade hier erhalten haben, und die das Luch trocken erhalten.

„So, so; das ist mir lieb! Wer seid Ihr?“

Ew. Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

„Wie heißt Ihr?“

Fromme.

„Ha, ha! Ihr seid ein Sohn vom Landrath Fromme?“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, mein Vater war Amtsrath im Amte Lähme.

„Amtsrath, was Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir mal, hat Euch die Ausgrabung des Luchs hier viel geholfen?“

O ja, Ew. Majestät!

„Haltet Ihr mehr Vieh, als Euer Vorfahr?“

Ja, Ew. Majestät! Auf diesem Vorwerke halte ich 40, und überhaupt 70 Kühe mehr.

„Das ist gut! Die Viehseuche ist doch nicht in dieser Gegend?“

Nein, Ew. Majestät!

„Habt Ihr die Viehseuche gehabt?“

Ja!

„Braucht nur fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen!“

Ja, Ew. Majestät, das brauche ich auch; aber Küchensalz thut beinahe eben die Dienste.

„Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt nur das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hinhängen, daß es daran lecken kann.“

Ja, es soll geschehen.

„Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?“

O ja, Ew. Majestät! hier liegt die Kremmensee. Wenn die abgegraben würde, so bekämen Ew. Majestät an 1800 Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten angesetzt werden könnten, und die ganze Gegend hier würde schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aufhelfen würde; auch könnte Vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen.

„Das glaube ich! Euch würde wohl bei der Sache sehr geholfen; aber Viele dabei ruinirt, wenigstens die Gutsherren des Terrains. Nicht wahr?“

Ew. Majestät halten zu Gnaden! Das Terrain gehört zu den Königl. Forsten, und es stehen nur Birken darauf.

„O, wenn es weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kann es geschehen! Aber Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen.“

Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen. Denn erstlich können Ew. Majestät sicher darauf

rechnen, daß von der See 1800 Morgen gewonnen werden; das wären 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Capital sich gut verzinsen.

„Na, sagt es meinem Geheimen-Rath Michaelis! Der Mann verstehts, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien, sondern wenn nur erst zwei oder 3 Familien sind, so könnt Ihrs immer mit dem Manne abmachen."

Es soll geschehen, Ew. Majestät!

„Kann ich hier Wustrau (Ziethens Gut) liegen sehen?"

Ja, Ew. Majestät, hier rechts, das ists.

„Ist der General zu Hause?"

Ja!

„Woher wißt Ihr das?"

Ew. Majestät, der Rittmeister von Lestoque liegt in meinem Dorfe auf Grasung, und da schickte der General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn, da erfuhr ich's.

„Hat der General von Ziethen auch durch die Abgrabung des Luchs gewonnen?"

O ja, er hat die Meierei hier rechts gebauet und eine Melkerei angelegt, welches er sonst nicht gekonnt hätte.

„Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?"

Honig.

„Wie lange ist er da?"

Seit Trinitatis.

„Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?"

Kanonikus.

„Ka-

„Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Kanonikus?“

Ew. Majestät, es ist ein junger Mann, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter Ew. Majestät zu sein.

„Warum ist aber der alte nicht geblieben?“

Ist gestorben.

„So hätte doch die Wittwe das Amt behalten können?“

Sie ist in Armuth gerathen.

„Durch Frauenwirthschaft.“

Ew. Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selber habe vor 2 Jahren das Viehsterben gehabt und keine Remission erhalten; ich kann auch nicht vorwärts kommen.

„Mein Sohn, heute habe ich Schaden am linken Ohr; ich kann nicht gut hören!“

Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat!

Nach dieser Antwort blieb der Oberamtmann Fromme ein wenig vom Wagen zurück; denn er glaubte, der König werde sie ungnädig aufnehmen; aber bald nachher rief ihm dieser zu:

„Na, Amtmann, vorwärts! Bleibt beim Wagen! Aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht Schaden nehmt! Sprecht nur laut, ich verstehe recht gut. Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da rechts?“

Langen.

„Wem gehörts?“

Ein Drittheil Ew. Majestät; ein Drittheil dem Herrn von Hagen; auch hat der Dom zu Berlin Unterthanen darin.

„Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin.

„Es ist aber nicht wahr; der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen.“

Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karvesen drei Unterthanen.

„Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.“

Ew. Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.

„Ja, dann habt Ihr Recht! Sagt mir einmal, hier rechts muß ein Gut liegen.“

Burchow, Bretz, Karbe.

„Recht, Karbe! — Wem gehört das Gut?“

Dem Herrn von Knesebeck.

„Ist er in Diensten gewesen?“

Ja, Lieutenant unter der Garde.

„Unter der Garde? (An den Fingern zählend) Ihr habt Recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen. Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Knesebeckschen Händen ist. Na, sagt mir einmal, der Weg der hier den Berg hinangeht, geht nach Ruppin, und hier links die große Straße nach Hamburg?“

Ja, Ew. Majestät.

„Wißt Ihr, wie lange es ist, daß ich nicht hier gewesen bin?“

Nein.

„Das sind 43 Jahre! Kann ich Ruppin liegen sehen?“

Ja, Ew. Majestät. Der Thurm rechts über der Tanne ist Ruppin.

(Der König lehnte sich mit dem Perspective aus dem Wagen.) „Ja ja, das ist er, ich kenne ihn noch. Kann ich Pechlin liegen sehen?“

Jetzt nicht, Ew. Majestät, es liegt zu sehr im Grunde.

„Na, gebt Achtung, und wenn Ihr's seht, so sagts. Wem gehört es jetzt?“

Einem gewissen Schönermark.

„Ist er von Adel?"

Nein.

„Wer hat es vor ihm gehabt?"

Der Feldjäger Ahrens; der hat's von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen.

„Das weiß ich. Wie heißt das Dorf vor uns?"

Protzen.

„Wem gehörts!"

Dem Herrn von Kleist.

„Was ist das für ein Kleist?"

Ein Sohn vom General Kleist.

„Von was für einen General Kleist?"

Der Bruder von ihm ist Flügel-Adjutant gewesen, und steht jetzt zu Magdeburg beim Kalksteinschen Regimente als Oberst-Lieutenant.

„Aha! von dem? Die Kleist kenne ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?"

Ja Ew. Majestät! Er ist Fähnrich im Prinz Ferdinandschen Regimente gewesen.

„Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?"

Das weiß ich nicht.

„Ihr könnt mirs sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?"

Ew. Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen.

Indessen war der König an Protzen herangekommen. Der Oberamtmann sah den alten Ziethen vor dem Edelhofe stehen, ritt deshalb an den Wagen heran und sagte:

Ew. Majestät, der General von Ziethen sind auch hier.

„Wo, wo? D reitet vor und sagt's den Leuten, sie sollen still halten, ich will aussteigen."

Der König stieg aus und freute sich ungemein über die Gegenwart seines lieben alten Ziethen, mit welchem er dann viel sprach, ob ihm die Ausgrabung des Luchs was geholfen? ob er die Viehseuche gehabt habe, und em-

pfahl ihm bestens das Steinsalz. Plötzlich ging der König beiseits und rief: „Amtmann!“ dann fragt er diesen leise:

„Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rocke?“

Ebenfalls leise flüsterte der Amtmann: Ew. Majestät, es ist der Landrath von Quast, vom Ruppinschen Kreise.

„Schon gut.“

Darauf unterhielt sich der König wieder mit seinem alten Ziethen.

Herr von Kleist präsentirte dem Könige einige sehr schöne Früchte, welche derselbe jedoch gnädigst ablehnte. Plötzlich dreht er sich um und sagt: „Serviteur, Herr Landrath!“

Als aber hierauf der Landrath auf den König zueilte, winkte dieser mit der Hand: „Bleibe Er nur da, ich kenne Ihn; Er ist der Landrath von Quast.“

Unterdessen war wieder angespannt worden. Friedrich der Große nahm zärtlich von seinem alten Ziethen Abschied, empfahl sich den übrigen Anwesenden, stieg ein und fuhr weiter. Dann nahm er ein Butterbrod für sich und dem Grafen von Görz aus der Wagentasche und aß während des Fahrens immer Pfirsiche. Beim Abfahren glaubte aber der König, der Amtmann werde zurückbleiben, daher rief er aus dem Wagen: „Amtmann, kommt mit! Wo ist der Beamte von Alt-Ruppin?“

Er wird vermuthlich krank geworden sein, sonst wäre er in Protzen beim Vorspann gewesen.

„Na, sagt mir mal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen?“

Nein, Ew. Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.

„Hört einmal, wie seid Ihr mit der Erndte zufrieden?“

Sehr gut, Ew. Majestät.

„Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht.“

Ew. Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren, aber das Sommerkorn steht dafür so schön, daß es den Schaden reichlich ersetzt.

„Es ist eine gute Erndte, Ihr habt Recht; es steht ja hier Mandel bei Mandel.“

Ja, Ew. Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.

„Was ist das, Stiege?“

Das sind 20 Garben zusammengesetzt.

„O, es ist unstreitig eine gute Erndte. Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?“

Ew. Majestät, ich weiß es nicht! Mir deucht, er hat vom Vater die Güter annehmen müssen. Eine andere Ursache weiß ich nicht.

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?“

Garz.

„Wem gehörts?“

Dem Kriegsrath von Quast.

„Wem gehörts?“

Dem Kriegsrath von Quast.

„Ei was! Ich will von keinem Kriegsrath was wissen. Wem gehört das Gut?“

Dem Herrn von Quast.

„Na, das ist recht geantwortet.“

In Garz ward wieder umgespannt, welches der Herr von Lüderitz aus Nakeln besorgte, der einen Hut mit weißer Feder trug. Die Reise ging sogleich weiter.

„Wem gehört das Gut links?“ fragte der König.

Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nakeln.

„Was ist das für ein Lüderitz?“

Ew. Majestät, der in Garz beim Vorspann war.

„Aha, der Herr mit der weißen Feder! — Säet Ihr auch Weizen?“

Ja, Ew. Majestät.

„Wie viel habt Ihr ausgesäet?“

Drei Wispel, zwölf Scheffel.

„Wieviel hat Euer Vorfahr ausgesäet?“

Vier Scheffel.

„Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet, als Euer Vorfahr?“

Ew. Majestät, wie ich schon bemerkt habe, halte ich 70 Stück Kühe mehr als mein Vorfahr; ich kann daher meinen Acker besser in Stand durch Dünger setzen und Weitzen säen.

„Aber warum bauet Ihr keinen Hanf?“

Er geräth hier nicht; in kaltem Klima geräth er besser. Auch können unsere Seiler den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler und besser kaufen, als ich ihn bauen kann.

„Warum bauet Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“

Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.

„Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen.“

Das habe ich gethan, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viel Proben machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt werden.

„Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Krapp hinbringen?“

Weizen.

„Na, so bleibt beim Weizen! Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein?“

Ja Ew. Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an 50,000 Thlr. Capital haben.

„Das ist gut.“

Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte 11,000 Thlr. in der Bank.

„Wieviel?“

Eilftausend Thaler.

„So müßt Ihr sie auch immer erhalten.“

Ja, es ist wohl gut, Ew. Majestät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch übermüthig, wie die

hiesigen Unterthanen, welche mich schon siebenmal bei Ew. Majestät angeklagt haben, um vom Hofedienste frei zu sein.

„Sie werden auch wohl Ursache dazu gehabt haben?"

Ew. Majestät verzeihen gnädigst; es ist eine Untersuchung gewesen, welche ergeben, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt, sondern sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe. Dennoch bleibt die Sache, wie sie ist. Ew. Majestät geben den Unterthanen immer Recht und der Beamte muß Unrecht haben.

„Ja, daß Ihr Recht bekommt, das glaub ich wohl. Ihr werdet Eurem Departementsrath recht viel Butter, Kapaunen und Puter schicken."

Nein, Ew. Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andere Sachen nicht einen Groschen Geld einnähme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?

„Wohin verkauft Ihr Eure Butter, Kapaunen und Puter?"

Nach Berlin.

„Warum nicht näher nach Ruppin?"

Die meisten Bauern halten Kühe, so viel sie zu ihrem Aufwande gebrauchen; der Soldat ißt alte Butter, der kann die frische nicht bezahlen.

„Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?"

Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinische Soldat aber kauft die alte Butter für 2 Groschen das Pfund.

„Aber Eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?"

Beim ganzen Regiment sind nur 4 Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel, und die Bürger danken Gott, wenn sie nur Schweinefleisch haben.

„Ja, da habt Ihr Recht! Die Berliner essen gern was Delicates. Na, macht mit den Unterthanen, was Ihr wollt, nur drückt sie nicht."

Ew. Majestät, das wird keinem rechtschaffenen Mann einfallen.

„Sagt mir mal, wo liegt Stollen?“

Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stollen, auf welchen Ew. Majestät alle Kolonisten übersehen können.

„So, das ist gut! Dann reitet mit bis dahin.“

Der König kam jetzt an eine Menge Bauern, die Roggen mäheten; sie stellten sich in zwei Reihen, durch welche sie den König durchfahren ließen, während sie die Sensen strichen.

„Was Teufel, wollen die Leute? Die wollen wohl gar Geld von mir haben?“

O nein, Ew. Majestät! Sie freuen sich nur, daß Sie so gnädig sind, und die hiesige Gegend bereisen.

„Ich werde ihnen auch nichts geben. Wie heißt das Dorf hier?“

Barsekow.

„Hört, ist das der Edelhof?“

Ja!

„Das sieht ja elend aus!“

In diesem Augenblicke kam die Besitzerin des Edelhofes, welche vom Könige eine Kolonie von 200 Morgen geschenkt erhalten hatte, an den Wagen, und überreichte dem Monarchen etliche Früchte. Der König dankte dafür und fragte nach ihrem Vater, wann er gestorben ꝛc. Plötzlich präsentirte sie ihren Mann und bedankte sich für die 200 Morgen, indem sie auf den Wagentritt stieg, um dem Könige, wenn nicht die Hand, doch den Rock zu küssen. Friedrich der Große rückte aber ganz auf die andere Seite und rief:

„Laß Sie sein, laß Sie sein, mein Tochter! Es ist schon gut! Amtmann, macht, daß wir fortkommen. Hört mal, den Leuten gehts hier wohl nicht gut?“

Recht schlecht, Ew. Majestät! Es ist die größte Armuth! —

„Das thut mir leid! Sagt mir doch, es wohnte hier vor diesem ein Landrath. Er hatte viele Kinder. Könnt Ihr Euch nicht auf ihn besinnen?“

Es wird der Landrath von Gorgas zu Ganser gewesen sein.

„Ja, ja; der ist's gewesen! Ist er schon todt?“

Ja, Ew. Majestät! Er ist gestorben 1771, und es war besonders, in 14 Tagen starb er, seine Frau, die Fräuleins und 4 Söhne. Die andern 4 Söhne, obgleich sie im Dienst in verschiedenen Garnisonen standen, und kein Bruder zum andern kam, mußten doch aber die Krankheit ausstehen, die wie ein hitziges Fieber war, sie kamen nur so eben mit dem Leben davon.

„Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen. Wo sind die noch lebenden 4 Söhne?“

Einer unter Ziethens Husaren, einer unter den Gensd'armen, einer wohnt auf dem Gute Dersau, der vierte ist Schwiegersohn des Herrn Generals von Ziethen; er war Lieutenant bei dessen Regimente. Ew. Majestät haben ihm aber im letzten Kriege den Abschied gegeben, wegen seiner Kränklichkeit.

„So? Ist das schon einer von den Gorgassen? Sagt einmal, macht Ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?“

O ja. Dies Jahr habe ich spanische Gerste gesäet, allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den Holsteinschen Staudenroggen finde ich gut.

„Was ist das für Roggen?“

Er wächst im Holsteinschen in der Niederung. Unterm zehnten Korn habe ich ihn noch nicht gehabt.

„Nu, nu, nur nicht gleich das zehnte Korn.“

Das ist nicht viel! Belieben Ew. Majestät den Herrn

General von Görz zu fragen; der wird Ihnen sagen, daß dies im Holsteinschen nicht viel ist.

„Na, so bleibt bei dem Holsteinschen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen. Aber macht mir mal eine Idee: wie hat das Luch ausgesehen, ehe es abgegraben war?“

Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Auch in den trockensten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern mußten es in große Miethen setzen; nur wenn's im Winter stark gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, das Luch ist trocken, wie Ew. Majestät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wenn wir wollen.

„Das ist gut, halten auch Eure Unterthanen mehr Vieh, wie sonst?“

Ja, mancher eine Kuh mehr, mancher zwei, je nachdem er Vermögen hat.

„Aber wie viel halten sie wohl sämmtlich mehr? Ungefähr nur?“

Bis 120 Stück mehr.

Nun sprach der König mit dem Grafen Görz im Wagen, und dieser mochte ihm erzählen, wie er den Oberamtmann Fromme auf dem Pferdemarkt kennen gelernt, wo derselbe Pferde gekauft, und mit demselben auch in Potsdam gewesen sei.

„Hört,“ begann der König wieder, „ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber davon ab, und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.“

Ew. Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahr.

„Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!“

Ew. Majestät, wenn man sich Mühe dabei giebt, ist kein Schaden bei der Pferdezucht. Ich kenne Jemand, der

vor zwei Jahren für einen Hengst von seinem Zuwachs tausend Thaler bekam.

„Das ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat."

Ew. Majestät, es war ein meklenburgischer Edelmann.

„Er ist aber doch ein Narr gewesen."

Der Monarch war während dessen auf das Gebiet des Amts Neustadt gekommen. Der Amtsrath Klausius hielt auf der Grenze und ließ den König vorbeifahren. Weil aber dem Oberamtmann durch das schnelle Reiten das viele Sprechen sehr sauer wurde, so holte er den Amtsrath Klausius an den Wagen, um ihn dem Könige vorzustellen, indem er sagte:

Ew. Majestät, hier ist der Amtsrath Klausius, unter dessen Jurisdiction die Kolonien stehen.

„So, so, das ist mir lieb, laßt Ihn herkommen! — Wie heißt Ihr?"

Klausius.

„Klau—si—us. Na, habt Ihr viel Vieh auf den Kolonien?"

1887 Stück Kühe, Ew. Majestät! Es würden weit über 3000 sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

„Vermehren sich auch die Menschen gut? Giebts brav Kinder?"

O ja, Ew. Majestät! Es sind jetzt 1576 Seelen auf den Kolonien.

„Seid Ihr auch verheirathet?"

Ja, Ew. Majestät!

„Habt Ihr auch Kinder?"

Stiefkinder, Ew. Majestät!

„Warum nicht eigene?"

Ew. Majestät, das weiß ich nicht, wie das zugeht.

„Was ist Euer Vater gewesen?"

Prediger.

„Sind's auch gute Leute, die Kolonisten; die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen?"

Es geht noch an.

„Wirthschaften sie gut?“

O ja, Ew. Majestät! Der Minister von Derschau haben mir auch eine Kolonie von 77 Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.

„Ha, ha,“ sagte der König lächelnd, „mit gutem Exempel! — Aber sagt mir, ich sehe ja hier kein Holz; wo holen die Kolonisten ihr Holz her?“

Aus dem Ruppinschen.

„Wie weit ist das?“

Drei Meilen.

„Das ist auch sehr weit. Da hätte müssen gesorgt werden, daß sie's näher hätten. — Was ist das für ein Mensch, der da rechts?“

Der Bau-Inspektor Menzelius.

„Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?“

Es ist das Maulthier-Gestüte.

„Wie heißt die Kolonie?“

Klausiushof. Sie kann auch Klaushof heißen.

„Sie heißt Klausiushof. Wie heißt da die andere Kolonie?“

Brenkenhof.

„So heißt sie nicht.“

Ja, Ew. Majestät! ich weiß es nicht anders.

„Sie heißt Brenkenhofiushof. — Sind das da vor uns die Stöllenschen Berge?“

Ja, Ew. Majestät!

„Muß ich durch's Dorf fahren?“

Es ist eben nicht nöthig, aber der Vorspann steht darin. Wenn Ew. Majestät befehlen, so will ich vorausreiten, und den Vorspann aus dem Dorfe hinter die Berge legen.

„O ja, thut das! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.“

Der Oberamtmann übernahm es, den Vorspann zu besorgen, wußte es aber so einzurichten, daß er mit dem Könige zugleich auf den Bergen war, wo dieser ausstieg und mit dem Fernrohr die ganze Gegend besah. Dann sagte er:

„Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! Das ist schön. Ich muß Euch sagen: Alle, die Ihr daran gearbeitet habt, Ihr seid ehrliche Leute gewesen. Na, kommt Alle her! Hört einmal! Der Fleck Bruch hier links soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls. Was steht für Holz darauf?"

Elsen und Eichen, Ew. Majestät!

„Na, die Elsen können gerodet werden, und die Eichen, die können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen. Wenn's urbar ist, dann rechne ich so 300 Familien und 500 Stück Kühe; nicht wahr?"

Da Niemand antwortete, so nahm der Oberamtmann Fromme das Wort, und sagte: Ja, Ew. Majestät! vielleicht!

„Hört einmal, Ihr könnt mir sicher antworten: es werden mehr oder weniger Familien. Das weiß ich wohl, daß man das so genau nicht sogleich sagen kann. Ich bin nicht dabei gewesen, sonst verstehe ich das eben so gut, wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können."

Ew. Majestät! das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.

„Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Aequivalent dafür geben, wie sichs thun läßt am besten. Umsonst verlang' ich's nicht. Na, hört einmal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben. Das Geld dazu gebe ich, und Ihr (zum Oberamtmann) geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen-Rath Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben."

Hierauf stieg der Monarch wieder in den Wagen,

der indeß umgespannt war. Der Oberamtmann trat darauf hinzu, und fragte: Befehlen Ew. Majestät, daß ich noch weiter reiten soll?

„Nein, mein Sohn! reitet nur in Gottes Namen nach Hause.“

Der König, ungemein heiter und vergnügt, langte Nachmittags 3 Uhr in Rathenow an, wo er im Posthause abstieg. Er hatte den Oberst-Lieutenant von Backhof mit zur Tafel gezogen, und viel und lebhaft mit ihm gesprochen. Unter andern sagte der König:

„Höre Er einmal, mein lieber Backhof, wie ist es Ihm gegangen im letzten Kriege? Vermuthlich schlecht! Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten. Ich hätte können was ausrichten, allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wäre ich werth gewesen, daß man mich vor die Fähndel-Wache gelegt, und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte.“

Da der König nun einmal bei froher Laune war, so fiel ihm ein Schwank ein, den er als Kronprinz erlebt hatte, da er in Ruppin stand, und welchen er seinen Tischgenossen zum Besten gab.

„Als ich noch Kronprinz war, und in Ruppin stand, so war da ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt, der wußte die ganze Bataille bei Fehrbellin zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut. Einmal setzte ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher mir dann Alles zeigte, so genau, daß ich mit ihm zufrieden war. Als ich nun wieder nach Hause fuhr, dachte ich: du mußt doch deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragte ich ihn: Vater, wißt Ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich mit einander gestritten haben? — O ja, königliche Hoheiten, dat will eck Se wohl seggen. As unse Korförste is jung gewest, hät he in Utrecht studeert,

un da is de König von Schweden ohk geweſt, as Prinz. Da hebben de beeden Herren ſick vertörnt, hebben ſick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Pike davon!“

Dieſes vorſtehende Geſpräch ward ſelbſt von dem Oberamtmann Fromme niedergeſchrieben, und dann ſeinem Oheime Gleim zugeſandt, welcher es dann auf ſeine Koſten drucken ließ, und den Ertrag dafür den armen Soldatenkindern beſtimmte.

Eine alte Bauersfrau umſchlich ſeit einigen Tagen das Schloß des Königs und ſchaute ängſtlich und ſehnſuchtsvoll nach den Zimmern deſſelben. Endlich bemerkte ſie der König, und gut gelaunt, wie er war, befahl er einem Pagen, hinunter zu gehen, und die alte Frau zu ihm hinauf zu führen, weil ſie wahrſcheinlich ein Anliegen an ihn hätte. Es geſchah.

„Na, Mütterchen!“ redete ſie der König an, „was habt Ihr mir zu ſagen?“

Ach! Allergnädigſter König! Ich bin eine Wittwe und habe zwei Söhne, die Beide unter das Volk genommen ſind. Erſt vor Kurzem haben ſie mir den jüngſten weggenommen. Nun habe ich Keinen, der mir die Wirthſchaft verſteht. Ich dächte, es wäre doch ſchon genug, wenn Einer darunter wäre. Wenn ich nicht Einen wiederkriege, kann ich nicht wirthſchaften.

„Was habt Ihr denn für einen Hof?“

Einen Ackerhof.

„Na, Mütterchen, ich will die Sache unterſuchen laſſen, und verhält es ſich ſo, wie Ihr ſagt, ſo ſoll einer losgegeben werden, auf den Herbſt.“

Ne, das glaube ich noch nicht.

„Na, na! warum denn nicht?“

Majeſtät haben ja noch nicht 'mal gefragt, wie meine Söhne heißen und unter welchem Regiment ſie ſtehen.

Die alte Bauersfrau mußte es angeben, und der König ließ es notiren.

„Na, Mütterchen! Nun geh Sie in Gottes Namen!“

Ne, ne, Majestät müssen mir das schriftlich geben, anders nicht. Unser Amtmann fragt immer: Habt Ihr's schriftlich?

Auch dies bewilligte der gütige Monarch; die Frau kehrte nach Hause zurück, und zum Herbst fand sich auch ihr jüngster Sohn daselbst ein.

Einst hatte der König einem seiner Generale ein Landgut geschenkt, welches aber größtentheils nur Sandboden hatte, und daher wenig oder gar nichts eintrug. Der Zufall wollte aber, daß dieser General in kurzer Zeit sehr stark wurde, dergestalt, daß es selbst dem Könige bei der nächsten Revüe aufhielt: „Mein Gott,“ rief der König erstaunt aus, als er den General sah; „General! wie ist Er so corpulent geworden!“

Das macht, Ew. Majestät! versetzte dieser ganz ruhig, das fette Landgut, welches sie die Gnade hatten, mir zu schenken.

Am 30. April 1783 schrieb Friedrich an de Launay, als sich dieser über die Personals-Verminderung bei der Regie und über mehrere herabgesetzte Besoldungen beschwerte:

„Man findet ehrliche Leute für 50 Thlr. Einkünfte, und große Schelme mit 1000 Thlr. und mehr Gehalt; also die Summe hindert nicht zu stehlen, sondern wohl die Ehrlichkeit und die Sitten der Person; aber wenn man Kanaillenzeug zusammenrafft und mit dem Titel von Employé's und Beamten ehrt, dann wird man sie nur am Stehlen hindern, wenn man über sie wacht oder die Schuldigen schwer bestraft.“

„Laß

„Laß Er mir doch einmal die besten deutschen Poeten einbinden," befahl der König einem Gelehrten; „es werden nicht über vier Bände sein!" — Halten Ew. Majestät zu Gnaden, wenn ich auch nur die allervorzüglichsten Dichter nehme, so werden doch bald 30 Bände heraustommen. „Er erschreckt mich," sprach der König. — Lassen Sie mich sie zählen, Sire, wie sie mir einfallen, und ich werde die Wahrheit gesagt haben. Und er fing an zu nennen: Opitz, Göthe ꝛc. „Genug, genug, unterbrach der König, „und das wären Alles große Dichter — da kenne ich die Wenigsten davon, so viele kann ja Frankreich und England nicht aufweisen, kurz, ich will die Besten eingebunden haben." Nach einigem Schweigen sprach der König: „Ich ärgere mich doch, daß es zu spät ist, recht gut Deutsch zu lernen und gewisse Vorurtheile gegen meine gelehrten braven deutschen Landsleute abzulgen! Sie werden mir aber verzeihen, ich kann sie jetzt nicht mehr genug prüfen."

Als einst der berühmte Professor der hallischen Universität, Reinhard Forster, dem Könige vorgestellt wurde und dieser sich mit ihm unterhielt, war Forster so von des Monarchen Huld und Güte bezaubert, daß er beim Abschiede dem Könige folgende Schmeichelei sagte:

Nun habe ich fünf Könige gesehen, drei wilde und zwei zahme, aber darunter Keinen, der Ew. Majestät an Größe und Weisheit gleichkommt. Der König lächelte, sagte aber nichts, jedoch äußerte er später: „Professor Forster ist grundgelehrt, aber ein erzgrober Kerl."

Ein Musikus, der sehr arm war, hatte ein Concert angekündigt, wozu sich viele Personen als Theilnehmer unterzeichnet hatten, so daß er die Hoffnung hatte, seiner Noth auf lange Zeit abgeholfen zu sehen; als plötzlich eines Trauerfalls bei Hofe wegen, ihm die Aufführung untersagt wurde. Der Musikus war der Verzweiflung nahe,

wo sollte er für den nahen Winter seine Subsistenzmittel hernehmen? Wie sollte er die Kosten, welche schon aufgewandt waren, decken? In seiner Verlegenheit wandte er sich an den König selbst und bat unter Auseinandersetzung der Verhältnisse, ihm die Aufführung zu gestatten. Darauf erfolgte folgende Resolution:

„Meines Wissens ist der Musikus *** mit Meinem Hause durchaus nicht verwandt. Man kann daher nicht verlangen, daß er Noth leide, um seine Trauer zu bezeigen. Man lasse ihn musiciren."

Als der König aus dem zweiten schlesischen Kriege zurückkehrte und in Berlin einzog, sah er jenes alte Mütterchen, welches er noch aus der Zeit her kannte, als er Kronprinz war. Damals saß sie oft auf einem Eckſteine des Schlosses, eine milde Gabe von den Vorübergehenden erbittend. Der König redete sie an, und sie erkannte ihn, indem sie fragte: wo er so lange gewesen sei, da sie ihn seit Jahr und Tag nicht gesehen habe?

„Es ist Krieg gewesen; Mütterchen, da mußte ich auch mit!" erwiderte der froh gelaunte Monarch.

Krieg? So, so! Na, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich! erhielt er zur Antwort. Der König lächelte und ritt weiter; doch ließ er die alte Frau reichlich beschenken.

Als im Jahre 1718 der Graf von Finkenstein zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt wurde, ertheilte der König Friedrich Wilhelm I. ihm folgende Instruktion:

„Insonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitigen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber alle schädlichen, und zum argen Verderben abziehenden Irrungen und Secten, als Atheist-, Arrian-, Socianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüther

leicht bethören, beflecken und einnehmen kann, aufs Aeußerste gemieden und in seiner Gegenwart davon nicht gesprochen werden; wie denn imgleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denenselben gerechnet werden kann, so viel, als möglich, ein Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren, hingegen aber ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht, daß Christus vor alle Menschen gestorben, als den einzigen Trost in unserem Leben zu leiten und zu führen, und muß er vor der Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß ihm allezeit eine heilige Furcht und Veneration vor Gott beiwohne, denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten."

Einige Jahre später, 1721, als Dühan de Jandün zum Lehrer des Prinzen berufen wurde, schrieb der König eigenhändig folgendes Reglement für den Kronprinzen, welches seiner Merkwürdigkeit wegen wir hier aufführen:

„wie mein ältester Sohn Friedrich seine Stunden zu Wusterhausen halten soll.

„Am Sonntage soll er des Morgens um 7 Uhr aufstehen. Sobald er die Pantoffeln anhat, soll Er vor dem Bette auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten, und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können. Das Gebet soll dieses sein, so er auswendig lernen muß: Herr Gott, heiliger Vater! ich danke Dir von Herzen, daß Du mich diese Nacht so gnädiglich bewahrt hast; mache mich geschickt zu Deinem heiligen Willen, daß ich nichts möge heute, und alle mein Lebtag thun, was mich von Dich scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers Willen, Amen! Und hierauf das Vater Unser. Sobald dies geschehen, soll Er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich

propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertelstunde fir und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf acht Uhr ist. Wenn das geschehen ist, dann sollen alle Seine Domestiken und Dühan herein kommen, das große Gebet zu halten, auf die Knie, darauf Dühan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ein ander gutes Lied singen, da es drei Viertel auf Acht sein wird. Alsdann alle Domestiken wieder herausgehen sollen; Dühan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Catechismo Noltenii repetiren und soll dies geschehen bis neun Uhr, alsdann mit Meinem Sohn zu Mir herunter kommen soll und mit Mir in die Kirche gehen soll und essen; der Rest des Tages aber ist vor Ihn. Des Abends soll Er um halb zehn Uhr von Mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen und sobald solches geschehen ist, soll Dühan ein Gebet auf den Knieen halten, ein Lied singen, dabei alle Seine Domestiken mit zugegen sein sollen, alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß Er halb eilf Uhr gleich zu Bette ist."

„Des Montags um 6 Uhr wird er gewecket, und sollen sie Ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht, und muß Er alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll Er so geschwinde als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll Er das Casaquin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indeß daß Er sich pudern und einschwänzen läßt, soll Er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß es zugleich eine Arbeit ist. Als-

dann Dühan und alle Seine Domestiken hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches alles bis sieben Uhr dauert, da die Domestiken auch wieder weggehen sollen. Von 7 bis 9 Uhr soll Dühan mit Ihm die Historie tractiren, um 9 Uhr kommt Noltenius, der soll Ihn bis drei Viertel auf 11 Uhr im Christenthum informiren. Um drei Viertel auf 11 Uhr soll er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis 2 Uhr, alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Dühan soll alsdann auch gleich da sein, Ihm von 2 bis 3 Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie ihm sollen aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von 3 bis 4 Uhr soll Er die Moral tractiren, von 4 bis 5 Uhr soll Dühan teutsche Briefe mit Ihm schreiben, und dahin sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um 5 Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittags der Fechtmeister Pautzendorf statt Noltenius von 9 bis halb 11 Uhr kommt, und Nachmittags Arithmetik statt Briefschreiben."

„Mittwoch wie Montag, ausgenommen von 7 bis halb 10 Uhr soll mit Ihm Dühan nichts als die Historie tractiren und Ihm was auswendig lernen lassen, damit die Memoire verstärkt werde. Halb 10 Uhr soll Er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen."

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch; Nach-

mittag wie am Montag Nachmittag, statt des deutschen Briefschreibens aber soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben und die Rechenkunst."

„Freitag Vormittag wie Mittwoch, im deutschen Schreiben und Arithmetica."

„Am Sonnabend soll des Morgens bis halb 11 Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen, Alles repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitirt hat und soll der General Graf von Finkenstein und der Oberst von Kalkstein mit dabei sein; hat Er profitirt, so ist der Nachmittag vor Fritzen, hat Er aber nicht profitirt, so soll Er von 2 bis 6 Uhr alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat."

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß Er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei."

Von dem Könige Friedrich Wilhelm I. ist noch vom Jahre 1728 ein merkwürdiger Brief übrig, den er an den Kronprinzen schrieb, als derselbe 16 Jahr alt war, und das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn immer mehr hervortrat.

„Er weiß wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inklination hat, der sich schämt, nit reiten und schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr frisirt und nit verschneidet, und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten."

Im August des Jahres 1769 befand sich der König auf dem bischöflichen Schlosse in Neiße, als der Kaiser Joseph ihm am 25. August unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein einen Besuch abstattete. Als er Morgens halb 12 Uhr vor dem Schlosse vorfuhr, eilte ihm Friedrich entgegen. Kaum war er aber einige Stufen hinabgestiegen, als der Kaiser ihm entgegen kam, und ihn umarmte. Der König erwiderte diese Umarmung, faßte dann die Hand des Kaisers und führte ihn in den Saal, worauf der Kaiser sagte: „nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherren zu umarmen.“

„Ich sehe,“ erwiederte Friedrich, diesen Tag als den schönsten meines Lebens an, denn er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen sind, deren gegenseitiges Interesse es aber erfordert, sich eher einander beizustehen, als aufzureiben.“ „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr!“ rief enthusiastisch der Kaiser.

Im nächstfolgenden Jahre (1770) stattete Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch zu Neustadt bei Austerlitz ab, wo er am 3. September um 2 Uhr Nachmittags, er selbst so wie sein Gefolge in weiße Uniform gekleidet, eintraf, und schon auf dem Platze ausstieg, um den Kaiser zu Fuß zu begrüßen, allein dieser hatte ihn schon aus dem Fenster bemerkt, und eilte ihm mit seinem ganzen Gefolge entgegen; noch auf dem Platze trafen sie sich, und begrüßten sich einander durch eine Umarmung. Friedrich sagte dem Kaiser viel Schmeichelhaftes, unter anderm auch mit Bezug auf die weiße Uniform, die er und sein Gefolge trug: „Ich bringe Ew. Majestät Rekruten.“

Nachdem der Kaiser seinen hohen Gast nach seiner Wohnung begleitet hatte, begaben sich Beide nach der Residenz des Kaisers zur Tafel. Laudon, damals noch General-Feldzeugmeister, wurde immer vom Könige „Herr

Feldmarschall" titulirt, obwohl derselbe erst 8 Jahre später dazu ernannt wurde.

Einst hatte man sich auch zur Tafel gesetzt, als Laudon noch nicht da war, worauf der König sogleich die Bemerkung machte: „das ist ja ganz gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft früher da als ich; erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir erhält — ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als gegenüber."

Bei einem Manöver, welches die kaiserlichen Truppen Friedrich zur Ehre ausführten, bemerkte dieser gegen den Kaiser:

„Jeder Ihrer Soldaten scheint ein Sohn von Mars zu sein."

Als während des bairischen Erbfolgekrieges sich der König von Böhmen zurückzog, befand er sich fast beständig bei der Nachhut in der Nähe des Regiments Thüna. Man mußte fortwährend kämpfen, weil die Oesterreicher mit Macht vordrangen; es erfolgte Angriff auf Angriff. Bei dieser Gelegenheit wurde der Oberst von Sydow, Commandeur des genannten Regiments, stark am Arm verwundet, der König, der es sofort bemerkte, sprengte zu ihm hin und sagte:

„Mein lieber Sydow, wie ich sehe, ist Er blessirt, reite Er nur weg, um sich verbinden zu lassen. Ich werde schon dafür sorgen, daß keine Unordnungen vorfallen. Verlaß Er sich darauf, es soll Alles eben so gut gehen, als wenn Er selbst da wäre."

Einst, während des siebenjährigen Krieges mußte der König sein Quartier in einem schlechten Bauerhause nehmen, und weil für den Augenblick keine Soldaten im Dorfe standen, so mußten einige Bauern den Eingang zur Wohnung des Königs bewachen. Plötzlich wird der König durch einen gewaltigen Tumult in seinem Schreiben gestört,

woraus vorzüglich die Stimme seines Pagen Pirch hervorschallte: Nicht Euch! — Will der Kerl mit dem dicken Bauche zurück! Das Donnerwetter soll drein schlagen! Noch mehr! Kopf in die Höhe! Augen rechts! So recht! — Das Gewehr auf, das Gewehr ab ꝛc. Endlich stand der König auf, um zu sehen, was der Lärmen bedeute, und fand seinen Pagen, der zur Kurzweil die mit großen Knüppeln bewaffneten Bauern exerzirte. „Plagt Ihn denn der Teufel? Was macht Er da?" fragte Friedrich mit unterdrücktem Lächeln. — Auf Ehre, antwortete Pirch, diese Menschen wollen Ew. Majestät bewachen, und verstehen nicht das Geringste vom Dienste, daher hetze ich sie ein Bischen ein. — „Na, na, laß Er seine dummen Streiche unterwegs" sagte der König, drehte sich um, und lachte herzlich.

Im Jahre 1773 kam ein Bürger wegen einer Prozeßsache mehrere Male beim Könige ein, weil er glaubte, daß ihm von der Justizbehörde Unrecht geschehen sei. Der König erließ einen Kabinetsbefehl, wodurch er den unmittelbaren Bericht forderte. Am Schlusse bemerkte er noch eigenhändig: „Ich werde den Herren ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen: er ist nicht toll; aber fünfe werden nicht mehr vor gerade angenommen werden; wer nicht gerade gehen wird, dem werde ich tüchtig auf die Finger klopfen."

Jahre 1775 berief der König den berühmten Reichardt als Kapellmeister nach Berlin, und da dieser noch nicht in Italien gewesen war, so wollte er den König bei der ersten passenden Gelegenheit um die Erlaubniß bitten, dorthin reisen zu dürfen. Nach einiger Zeit mußte Reichardt zum Könige nach Potsdam kommen. Als er er-

schien, fragte ihn der König: ob er in Preußen geboren sei? und fügte noch hinzu: ob er schon Italien besucht habe, und da er letzteres mit Nein! beantwortete, wollte er seine Bitte wagen; doch der König unterbrach ihn sogleich und sagte: „Das ist sein Glück; hüt er sich für die neuen Italiener, so 'n Kerl schreibt Ihm wie 'ne Sau!"

Als der große Friedrich Ollmütz belagerte, ritt er eines Tages nach einer Anhöhe, um die Festung zu recognosciren, und fand in einer ziemlichen Strecke vom Lager einen Unteroffizier von den Küraſſieren, der fest eingeschlafen war, und seine Pfeife nebst Tabacksbeutel neben sich zu liegen hatte. Der König winkte seinem Flügeladjutanten von Oppen, beides wegzunehmen und dann den Schläfer zu wecken.

„Was macht Er hier?" fragte Friedrich mit barschem Ton.

Ew. Majestät, gestern Abend sehr spät kam ich hierher, um das Bombardement von hier zu betrachten, aber ich schlief darüber ein.

„Als ein alter Soldat hätte Er wissen sollen, daß man sich wach erhalten kann, wenn man eine Pfeife raucht; das hätte Er thun sollen."

Nun, das habe ich auch gethan, aber ich bin doch eingeschlafen.

„Gut, dann nehme Er seine Pfeife nur wieder zur Hand, und rauche Er. Adieu."

Der König ritt langsam weiter, während der Unteroffizier seine Pfeife suchte; als er sie aber nirgends finden konnte, lief er dem Gefolge des Königs nach und rief: Meine Herren, meine Herren! hat nicht Jemand von ihnen meine Pfeife und meinen Tabacksbeutel gefunden? Ich bitte sehr, mir Beides wieder zu geben, mir ist viel daran gelegen.

Der König hielt an und fragte: „Was ist's denn?

Was will Er?" Doch der Unteroffizier, ohne sich aus seiner Fassung bringen zu lassen, wiederholte seine Bitte. „Am Ende will Er wohl gar damit sagen, daß wir uns an seinem Kram vergriffen haben? — Nun, wir wollen uns visitiren lassen. Findet er die Geschichte bei Einem, der soll hart bestraft werden," sagte der König.

O! Ew. Majestät werden es nicht gethan haben, aber von Einem der andern Herren könnte wohl ein solcher Spaß ausgeführt sein.

„Das läßt sich hören!" Dann wandte sich der König zu seinem Gefolge, und sagte:

„Meine Herren! wer sich mit diesem Manne den Spaß gemacht hat, gebe ihm die Pfeife wieder. Die Strafe muß ich tragen, weil es in meinem Beisein geschehen ist."

Der Unteroffizier erhielt hierauf Beides wieder und außerdem 2 Louisd'or als Geschenk.

„Ist er mit dieser Strafe zufrieden?" —

O, schon die Hälfte wäre hinreichend.

„Nun ich sehe, daß Er bescheiden ist. Oppen, gebe Er dem Manne noch einen Louisd'or, und sage Er ihm Seinen Dank, daß Er so wohlfeil wegkommt."

Hierauf ritt der König freundlich weiter, aber der Unteroffizier ging in das Lager zurück, wo er seinen Kameraden den Vorfall erzählte.

Einst las der Kammerhusar Müller im Vorzimmer des Königs in Voltaires „Pucelle d'Orleans, als plötzlich der König erscheint und den emsig Lesenden bemerkt.

„Was liest Du denn da für dummes Zeug?" fragte der König.

Sogleich antwortete Müller: Dann muß Voltaire, der es verfaßt hat, ein recht dummer Teufel sein, Ew. Majestät!

„Du selbst bist der dümmste Teufel! Wie kann ein Blinder die Farben beurtheilen?"

Müller stand auf und erwiederte lächelnd: Ich sehe wohl, Ew. Majestät, daß ein Wort das andere giebt; aber zanken will ich mich nicht mit Ihnen, denn Sie würden am Ende doch Recht behalten! und somit machte er die Thür auf, sprang hinaus und ging trällernd die Treppe hinunter.

Bald nachher erschien Quintus Icilius, der König erzählte ihm sogleich den Spaß und schloß seine Erzählung mit den Worten: „Was für ein glücklicher Kerl ist der Müller! Ich sage ihm derb die Wahrheit; er aber lacht. Ich schelte; er aber singt, weil er sich nicht mit mir zanken will. Ich wollte viel darum geben, wäre die ganze Welt gegen mich so friedfertig.“

In der Schlacht von Roßbach wurde der französische General-Lieutenant Graf Mailly gefangen genommen, und da zufällig seine Familienverhältnisse es ihm wünschenswerth machten, nach Paris zurückzukehren, ehe seine Auswechselung erfolgt sei, so bat er den König, ihm zu erlauben, auf sein Ehrenwort die Reise anzutreten. Es geschah; jedoch im nächstfolgenden Jahre ersuchte er den König um Verlängerung seines Urlaubes. Der König antwortete sofort:

„Die erbetene Verlängerung Ihres Urlaubes gestehe ich Ihnen um so lieber zu, als ich erfreuet bin, einem Manne von Verdienst gefällig sein zu können. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Angelegenheiten der Könige die Privatpersonen so wenig als irgend möglich unglücklich machen sollen. Nehmen Sie sich hinreichende Zeit, als Sie nöthig haben, Ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sollte, wie ich zu glauben berechtigt bin, der Wiener Hof etwas nachgiebiger werden, und das Kartel halten, so können Sie sich eine unangenehme Reise ganz ersparen, weil die Auswechselung ge-

schehen kann, ohne daß Sie nöthig haben, den Ort Ihres Aufenthalts zu verändern."

Als der König eine Recognoscirung vornehmen wollte, welche so viel als möglich verdeckt geschehen sollte, ritt er über einen Anger, und fand daselbst die Packpferde grasend. Alle dazu gehörigen Knechte waren bis auf einen eingeschlafen, welcher sich bemühete, da er den Monarchen kommen sah, sie zu wecken. Du, sagte er zu einem der Schlafenden, indem er ihn rüttelte, der König ist da. Dieser mürrisch, in seinem Schlafe gestört zu werden, gab verdrießlich zur Antwort: Was geht mich der Alte an, der hat mir nichts zu befehlen! Ja, wenns noch der Lieutenant wäre! Indessen war der König näher gekommen, und hatte die Worte gehört. „Wie lange hat dieser geschlafen?" fragte er. — Seit die Sonne aufging, lautete die Antwort. „Na das ist lange genug, jetzt ist es Mittag. Er ist zu beneiden," und zum begleitenden General gewendet, sagte der Monarch: „Uns wird's nicht so gut!"

Um das Unrecht wieder gut zu machen, welches der König dem Prinzen Moritz von Dessau bei Kollin zugefügt hatte, redete er denselben nach der ewig denkwürdigen Schlacht bei Leuthen auf folgende Weise an: „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall." Der Prinz, der noch zu sehr mit dem Dienst beschäftigt war, schien diese Anrede überhört zu haben, denn er schwieg. Da fügte der König mit stärkerer Stimme hinzu: „Hören Sie nicht, daß ich Ihnen gratulire, Herr Feldmarschall! Sie haben mir so bei der Bataille geholfen und Alles vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." Jetzt erst dankte der Prinz für seine Ernennung.

Nach der siegreichen Schlacht von Zorndorf besah der König die Stellung, aus welcher die Russen vertrieben wor-

den waren, und fand daselbst einen verwundeten Kanonier, welcher auf einer erbeuteten Kanone saß und hämmerte.

„Was machst Du da?“ fragte der Monarch.

Ew. Majestät, ich versuche mein altes Handwerk, ich bin Goldschmied und hämmere einen Becher aus einem erbeuteten russischen Rubel, zum Andenken an den heutigen Tag.

Nachdem der König einige Augenblicke schweigend zugesehen hatte, sagte er: „Höre! wenn das Ding fertig ist, dann verkaufe es mir.“

Nach einigen Tagen erhielt der König den vollendeten Becher und fand folgende Worte darauf:

Aus einem Rubel bin ich gemacht,
Am Abend von Zorndorfs blut'ger Schlacht.

Als der Kanonier aus dem Lazareth entlassen wurde, wohin er wegen seiner Wunden gebracht worden war, gab ihm der König seinen Abschied und ein ansehnliches Geschenk.

Als die Russen den König in seinem verschanzten Lager bei Schweidnitz eingeschlossen hatten, ließ er alle Nächte die Zelte abbrechen, und begab sich selbst auf eine Batterie, wo er unter freien Himmel den Morgen erwartete.

Eines Abends auch, als er in seinem Mantel gehüllt am Feuer auf der Erde saß, bemerkte man, daß er müde sei und schlafen wollte, daher sagte ein Soldat vom Regiment Woltersdorf: Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen. — „Wie willst du das anfangen?“ fragte der König.

Hierauf nahm der Soldat seinen Tornister, und stellte ihn so, daß der König bequem darauf liegen konnte, allein dennoch konnte er nicht einschlafen, sondern schlug die Augen wieder auf, und unterhielt sich mit dem Soldaten über Verschiedenes. Dieser, durch die Herablassung des Königs dreist gemacht, legte demselben mehrere Fragen vor, welche

auch von dem Könige mit der größten Leutseligkeit beantwortet wurden, und so entstand denn folgendes Gespräch:

Der Soldat. Wenn Ew. Majestät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind?

Der König. Als General; nicht anders.

Der Soldat. Hm! das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General.

Der König. Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General.

Der Soldat (schüttelte den Kopf). Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden!

Der König. Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir.

Der Soldat. Das machen Ew. Majestät einen Andern weis. — Sie würden kein Geld bei sich haben!

Der König. Nein sage ich Dir, nicht einen Kreuzer (hiermit kehrte der König die Tasche um). Da, siehst Du nun, daß ich Recht habe?

Der Soldat. Das ist besonders. Aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth sein?

Der König. Nun, — und was meinst Du denn, daß er werth sei? — rathe einmal! — (Der König hielt ihm den Ring zum Besehen hin).

Der Soldat. Der Ring mag wohl seine 10,000 Thaler kosten.

Der König. Narr! ich will ihn Dir für 500 Thaler lassen, und ich habe doch noch Profit.

Der Soldat. Das werde ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr.

Der König. Gewiß. — Siehst Du, ich will es Dir berechnen! Diese kleinen Steine werden ungefähr dreihundert und einige Thaler werth sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens 30 Thaler kostet, und weiter ist, außer der geringen Fassung, nichts an dem Ringe.

Der Soldat. Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt.

So war es indeß Tag geworden. Der König stand auf, um die Rapporte in Empfang zu nehmen, die so eben ein Adjutant brachte. Diesem befahl er nun, jenem Soldaten einen Louisd'or zu geben, wobei er zu ihm sagte: „Da siehst Du nun, daß ich kein Geld habe."

Unter König Friedrich Wilhelm I. Regierung waren die Hofbedienten höchst einfach gekleidet. Auf ihren kurzen Röcken sah man weder Gold noch Silber; Friedrich kleidete hingegen seine Bedienung prächtig und für die damalige Zeit auch geschmackvoll. Es ist bekannt, daß er bis an sein Ende hierin keine Abänderung vornahm. Wie einförmig der König sich selbst kleidete, bedarf keiner Erwähnung, dessenungeachtet konnte er es nicht gut leiden, daß die Personen, welche um ihn waren, seinem Beispiele folgten. Einen seiner Räthe, der eines Tages ein Kleid mit schmalen goldenen Tressen trug, fragte er: warum er es mit Band eingefaßt habe? — Dieser suchte ihm zu beweisen, daß es kein Band, sondern Tressen wären; der König wollte sie aber dafür nicht erkennen, und der Rath merkte endlich des Königs Sinn, und erschien mit diesem Kleide nie wieder vor ihn. Einem andern seiner Bedienten gab er blos deshalb Zulage, weil er in einer einfachen Kleidung vor ihm kam, und auf die Frage: warum er er sich so schlecht kleide? antwortete: seine eingeschränkten Umstände ließen es nicht anders zu.

Der große König hatte den kleinen Prinzen Friedrich, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm III., stets freien Zutritt zu sich erlaubt. Einst arbeitete er in seinem Kabinette, in welchem sich auch der kleine Prinz befand, und mit einem Federballe spielte. Der Ball fiel auf den Arbeitstisch des Königs; der Monarch warf ihn in das Zimmer und schrieb fort. Der kleine Prinz spielte wieder

so lange damit, bis der Ball wieder schief flog, und abermals auf den Tisch fiel. Der König warf ihn nochmals auf die Erde und sah den Prinzen ernsthaft an. Der Prinz versprach, sich besser in Acht zu nehmen, und spielte weiter. Endlich aber hatte er dennoch das Unglück, daß der Ball von Neuem auf das Papier fiel, worauf der König schrieb. Hierüber verdrießlich, steckte der König den Ball in die Tasche. Der kleine Prinz bat so wehmüthig um Verzeihung und um seinen Ball, allein der König schlug es ihm ab. Da er abermals und noch beweglicher bat, aber all sein Bitten nichts helfen wollte, so wurde er es überdrüssig, trat vor den König hin, stemmte die Hände in die Seite und sagte mit drohender Miene: Ich frage Sie, Ihro Majestät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht? — Der König langte lachend den Ball aus der Tasche, gab ihn dem Prinzen wieder und sagte: „Du bist ein braver Junge! Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen!“

So außer allen Zweifel auch Friedrichs Erhabenheit und Größe des Charakters gesetzt ist, so kann es doch noch als eine unfehlbare Bürgschaft derselben angesehen werden, daß alle seine Busenfreunde durchaus rechtschaffene und weise Männer waren. Unter diesen zeichnete er besonders den Bruder des Feldmarschalls Keith, den Erbmarschall von Schottland aus, der am besten unter dem Namen Mylord Marschall bekannt ist. Da Friedrich glaubte, Ehrlichkeit und Geradheit sei überall nützlich, und auch bei Staatsunterhandlungen am rechten Orte, so schickte er den Mylord Marschall als Gesandten nach Paris. Bei dieser Gelegenheit sagte der König von ihm: „Ich habe von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältige Erfahrungen gemacht, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich gar nicht mehr an Tugend glaubte. Der gute Mylord hat mich so zu sagen gezwungen, wieder

an sie zu glauben. Diese Gesinnung ist der Trost meines Lebens, und diesen verdanke ich ihm."

Zur Zeit des Prätendenten hatte Mylord Marschall bei den Revolutionen in England und Schottland eine wichtige Rolle gespielt, und ward deshalb, als ein eifriger Anhänger der Jakobiner aller seiner Güter beraubt und des Landes verwiesen. Als Georg II. zur Regierung gelangte, verwandte sich der König von Preußen aufs lebhafteste bei demselben für seinen guten Mylord, und erhielt auch wirklich für ihn die Wiedererstattung eines großen Theils seines Vermögens. Bei dieser Gelegenheit mußte der Marschall nach Schottland reisen. Von Dankbarkeit gegen die zärtliche Aufnahme, die er dort bei seinen Freunden und Landsleuten fand, durchdrungen, entschloß er sich, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Deshalb forderte er seinen Abschied von seinem königlichen Freunde, der sich sehr ungern von solch einem Manne trennte. Der Abschied zwischen dem erhabenen Könige und dem guten Mylord war höchst rührend; sie umarmten sich beide einigemale, und der König sagte weinend: „Erinnern Sie sich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen sollte, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie stets fehlen werden, und dessen Klagen Sie enden können, sobald Sie nur wollen."

Als er wirklich abgereist und in Schottland angekommen war, schrieb der König ihm unter andern:

„Wäre ich eine Seemacht, so käme ich nach Schottland, Sie von dort zu entführen, so aber, mein liebster Lord, kann ich nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie, bei ihr zu leben, und werfen Sie sich ihr ganz in den Schooß."

Indessen widerstand Mylord nicht lange diesen Bitten, er kehrte bald zu einem Könige zurück, bei dem er sich nicht scheuen durfte, die strengste Wahrheit zu sprechen, und bei dem er nicht in Gefahr kam, je durch sein scharfes

Gefühl für wahre Menschenwürde die Königliche Majestät zu beleidigen.

Bei seiner Rückkehr ließ ihm Friedrich dicht vor Sanssouci, dem berühmten Aufenthalte der Musen und echter Weltweisheit, ein bequemes Haus bauen. Auch stand ihm frei, täglich der Tafelgast des Königs zu sein; doch war es kein Muß. Sagte er es aber dem Könige vorher, daß er ihm seine Aufwartung machen wollte, so wartete der König auf ihn, bis Mylord nach seiner Bequemlichkeit kommen konnte. Bei Tafel suchte der König ihm stets das aus, was er am liebsten aß, und nachher ließ er ihn in einem Zimmer des Schlosses, das er ihm ausdrücklich dazu hielt, ungestört sein Mittagsschläfchen halten. Als einst Mylord einem seiner Freunde seinen Aufenthalt in Sanssouci beschrieb, drückte er sich folgendermaßen über den König aus:

Dieses Schloß ist für mich eine Art von Kloster, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unser Pater Abt ist ein Mann, mit dem sich sehr gut und leicht leben läßt. Indeß, wenn ich in Spanien wäre, würde ich mich doch Gewissens halber verbunden achten, ihn der heiligen Inquisition der Zauberei verdächtig anzuzeigen. Denn, hätte er mich nicht bezaubert, würde ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne sehe, indeß ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valencia leben und sterben könnte?

Als nun aber Alter und Unvermögen dem ehrwürdigen Greise das Ausgehen nicht mehr erlaubten, besuchte ihn der König, um, wie er sagte, seine Unterredung zu genießen, und sich bei ihm über die Beschwerlichkeiten der Regierungslast zu trösten.

Gewöhnlich pflegte der König die Karnevalszeit in Berlin zuzubringen. Hier unterhielt er sich zuweilen auch mit den Gelehrten. Einem von diesem hatte er eine Amts-

wohnung angewiesen, welche dieser aber nicht bezog. Der König schien es übel zu nehmen und machte ihm deshalb Vorwürfe. Dieser aber entschuldigte sich und sagte: die Amtswohnung sei zu klein, und seine Familie sehr groß. „Ich habe gehört, Er hat große Töchter," fuhr der König fort, „die muß Er an Männer zu bringen suchen. Führ Er sie nur auf Bälle, in Redouten, Concerte und Komödien, und laß Er sie nur hübsch große Federbüsche und Blumen auf den Kopf stecken, dann werden sich schon Liebhaber finden." — Für solche Schwiegersöhne danke ich, erwiederte der Gelehrte mit vieler Freimüthigkeit. Hierauf entließ ihn der König mit folgenden Worten: „Ich werde Ihm einen großen Pallast müssen bauen lassen." Nach einiger Zeit ließ ihn der König wieder zu sich rufen, und schenkte ihm seine Gnade wieder.

Als der Feldprediger Müller dem Könige Friedrich Wilhelm I. von dem Zustande des Kronprinzen Bericht rstattete, schrieb ihm der König folgendes Handschreiben, welches wir seiner Merkwürdigkeit wegen hier mittheilen wollen.

„Würdiger lieber Getreuer. Ich habe Eure Berichte vom 6ten und 7ten dieses wohl erhalten. Es ist Euch darauf zur Antwort, daß Ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben, und fleißig bei dem arrestirten Cronprinz hingehen, und ihm fleißig aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine honneur begangen; denn Geld zu leyhen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann und desertiren wollen, käme von keinem honnet-homme her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern und also ohnmöglich von Gottes Kindern. Hier-

nächst habt Ihr mir auf Euer Gewissen, so wie Ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnt, gemeldet, daß der Prinz in Cüstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Vergebung bäte, über alles, was er gethan und verbrochen hätte; und daß es ihm von Herzen leyd thäte, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen, willigst unterworfen hätte; woferne Ihr nun den Cronprinz also findet, daß er dieses veste vor Gott verspricht und ihm seine Sünden von Herzen leyd sind, und es auch seine wahre Intention ist, sich versichertermaßen und auf die Art, wie ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihm zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber ich würde ihn dennoch, aus unverdienter Gnade, aus dem scharfen Arrest lassen und wiederum Leute bei ihm geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten, es sollte ihm die ganze Stadt zum Arreste sein, so, daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch von Morgen bis Abend Occupationes geben, bei der Kriegs- und Domainenkammer und Regierung; sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Akten nachzulesen, und Extracten zu machen; ehe und bevor aber solches geschehe, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen und Ordre stricte und gehorsamlich nachzuleben, und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret; woferne er aber wieder umschlagen, und auf die alten Sprünge kommen würde, sollte er der Crone und der Chur bei der Succession verlustig sein, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren; er möchte sich also patientiren, bis alles, was zu der neuen Einrichtung gehöret, fertig sein wird, alsdann ich ihm die Generallieutenants von Grumbkow, von Borck und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obristen von Wal-

dow und von Derschau, und den Geh. Rath von Thulemeyer hinsenden würde, ihm den Eyd abzunehmen. Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, daß ich ihn wohl kennete, oder ob er noch glaube, daß ich ihn nicht gekandt? also würde er selbst überzeugt sein, daß ich sein böses Herz kennete; wo dennoch dasselbe nicht gebeuget und geändert, sondern in dem alten Zustande wäre, und er diesen vorgedachten Eyd abschwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen; ihr sollet ihm dannenhero wegen dieses Punktes in meinem Namen sagen, ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eyd laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sey, solchen nach denen Worten zu halten. Die reservationes mentales verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts als wie es da geschrieben stünde, woferne er den Eyd übertreten und brechen würde, so würde, könnte keine Excüse weiter Statt haben; also möchte er dieses wohl bedenken und sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre."

„Gott der Allerhöchste gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, und auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater, um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterben willen! Amen! Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König

Wusterhausen, am 8. November 1730.

Friedrich Wilhelm."

In dem * * * Kreise war die Stelle eines Landraths erledigt, und die Wahl einstimmig auf einen Edelmann, der Gutsbesitzer war, gefallen, dessen Bestätigung bei dem Könige geziemend nachgesucht ward. Der anbei erfolgte Bericht enthielt viel Lobeserhebungen des Gewählten, und der Kabinetsrath äußerte, als er bemerkte, daß der König eine ernste, nachdenkende Miene annahm: Ew. Majestät kennen gewiß diese Familie; es sind viele wirklich verdienstvolle Männer aus ihr hervorgegangen. Hierauf erwiederte der König: „Dann thut es mir leid, daß gerade dieser Eine Ausnahme davon macht; ich werde die Wahl nicht bestätigen. Hör' Er! Dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter lange wegen einiger Hufen Acker prozessirt, ja, er bestand darauf, daß sie, die schwer erkrankt war, auf dem Krankenbette einen Eid schwören mußte. Einem Manne mit solchem harten Herzen kann ich das Beste meiner Unterthanen nicht anvertrauen."

Als einmal der König in Schlesien Revüe hielt, nahm er sein Quartier bei einem Prediger auf dem Dorfe, welches ihm gerade zu seinem Zwecke gut gelegen war. Gewöhnlich hielt er sich einige Tage auf; aber noch nie hatte er das Verlangen gezeigt, den Prediger zu sehen, oder wenn er ihn zufällig sah, mit ihm zu sprechen. Jedoch eines Tages, als gerade die Revüe zur Zufriedenheit des Königs ausgefallen, und er überhaupt gut gelaunt war, ließ er den Prediger zu sich rufen, und redete ihn also an:

„Wie geht es ihm, mein lieber Pastor?

Ew. Majestät, ich kann mein Glück nicht rühmen.

„Wie so? Er hat doch eine gute Stelle?"

Nein, Ew. Majestät, meine Pfarre trägt wenig ein. Ueberdem aber habe ich eine starke Familie, vier Söhne und zwei Töchter. Die Knaben entwickelten sehr früh große Fähigkeiten, lernten schnell und leicht, und dies bestimmte mich, sie auf Schulen und später nach der Universität zu

schicken. Alle vier lernten mit Fleiß, und sie haben sich tüchtige Kenntnisse erworben; allein die Kosten überstiegen meine Kräfte, und ich bin in Schulden gerathen, da ich das einmal angefangene Werk nicht unvollendet lassen konnte und wollte. Obgleich sie viel gelernt haben, so sind sie doch noch sämmtlich unversorgt, denn ihnen fehlt die Fürsprache und eine angesehene Verwendung, mit einem Worte, sie haben keine Vettern. Alle sind brav und gut, und würden, wenn sie angestellt wären, gewiß nicht eher ruhen, bis die Schulden, die mir so viel Kummer und Sorgen machen, bezahlt wären. Jetzt sehe ich nicht die Möglichkeit dazu ab; ich bin alt und grau geworden, und gehe raschen Schrittes dem Grabe entgegen.

Mit vieler Geduld hatte der Monarch dem ehrwürdigen Prediger zugehört. Jetzt sagte er mit Güte:

„Nun, nun, da werde ich mich am Ende ins Mittel schlagen müssen. Wie hoch belaufen sich Seine Schulden?"

Etwa 900 Thaler, Ew. Majestät.

„Höre Er! die will ich bezahlen. Auch sollen Seine Söhne angestellt werden, wenn ich mich überzeugt habe, daß sie was Tüchtiges gelernt haben. Ist seine Stelle wirklich so schlecht, als Er sagt, so soll Er eine Zulage haben, damit Er auf Seine alten Tage ohne Nahrungssorgen leben kann. — Sind Seine Töchter schon verheirathet?"

Nein, Ew. Majestät! Sie sind in der Stadt bei einer Verwandtin, ich schicke sie immer dahin, wenn Ew. Majestät mit der Suite sich hier aufhalten.

„Schon recht, ich verdenke es ihm nicht. Aber lasse Er sie morgen hierher kommen."

Auf den Wunsch des Königs wurden ihm die Töchter andern Tages vorgestellt, und von ihm ansehnlich beschenkt. Auch hielt der König im übrigen Wort. Die Söhne bestanden die vom Könige angeordnete Prüfung zur Zufrie-

denheit desselben und wurden sogleich angestellt; auch die Töchter verheiratheten sich bald nachher äußerst glücklich.

Als einst im Januar sich ein Gewitter über Berlin entlud, schlug der Blitz ins königliche Schloß ein, und zündete. Während dessen saß der König in seinem Kabinette und arbeitete. Plötzlich stürzt, blaß vor Schreck, der Kammerhusar herein und ruft: Ew. Majestät, es hat eingeschlagen, das Schloß brennt! — Ruhig erwiederte der König: „Geht und sorgt, daß die Treppe frei bleibe; ich habe noch zu thun!“ —

Der Oberfeuerwerker H . . . ., welcher in P . . . . als Acciserath starb, hatte 20 Jahre im Militair gedient, und sich bei mehreren Gelegenheiten im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet. Da nun überhaupt seine Kräfte allmählich nachließen, und er überdem eine starke Familie zu ernähren hatte, so bewarb er sich um eine Civilanstellung, allein er ward immer abgewiesen und vertröstet. Er selbst spricht darüber Folgendes: Zu funfzehn Posten hatte ich mich gemeldet aber immer vergebens. Man bedauerte, daß man gerade diesen Posten mir nicht geben könne; man versprach mir den zunächst aufkommenden so gewiß, daß ich schon aufs Gehalt borgen konnte. Kam der Posten auf, dann schoben die Herren vom Magistrate oder von der Accise entweder einen Bedienten ein, den sie mit diesem Posten abfanden, oder eine Kammerjungfer, die auf diese Weise unter die Haube kam, oder gar einen unehelichen Sohn, gegen den sie auf Regimentsunkosten so ihre Vaterpflicht erfüllen konnten. Kurz, ich blieb immer übrig, obgleich General und Offiziere sich für mich verwandten. Jetzt kam wieder ein einträglicher Posten auf, ich meldete mich. Der Vornehmste des Collegiums, von dessen Wort die Besetzung abhing, empfing mich ziemlich barsch, sprach von „überlaufen“ und äußerte ganz unverholen, daß er diesen Posten

schon seinem Bedienten aus dem Grunde versprochen, weil dieser die Wittwe des in seinem Dienste übergefahrenen und zu Tode gekommenen Kutschers heirathen wolle. Jetzt faßte ich den Entschluß, mich an den König selbst zu wenden, und so zu sagen, vor die rechte Schmiede zu gehen; zuvor entdeckte ich mich aber meinem Chef. Dieser billigte den Entschluß und rieth mir, eine Bittschrift aufzusetzen, welche er attestiren wolle, und diese sollte ich am folgenden Tage dem Könige auf der Parade in dem Augenblicke übergeben, wo der Oberst mit ihm sprechen würde. ꝛc.

Am andern Morgen begab ich mich, mit der vom Obersten attestirten Bittschrift in der Hand, auf die Parade. Als ich sah, daß mein Chef mit dem Könige sprach, trat ich, ungeachtet alles Winkens der Adjutanten, näher, überreichte dem Monarchen meine Bittschrift und trat zurück. Sogleich las sie der König aufmerksam durch, und sprach dann einige Worte mit meinem Obersten; dieser winkte mich und sagte zu mir: Nach der Parole sollen Sie zu Sr. Majestät kommen; sein Sie dreist, er ist heute sehr gnädig!

Sobald die Parole ausgegeben war, und sich alle Generale entfernt hatten, blickte der König umher, bemerkte mich, und schickte einen Adjutanten, mich ihn näher zu führen. Jetzt stand ich vor dem Könige, der meine Bittschrift aus der Tasche zog, und mich mit seinem durchdringenden, aber mehr freundlichen als ernsten Blicke ansah.

„Mein Sohn," begann der König, „Er verlangt Seinen Abschied, und Sein Oberst hat Seine Bitte unterstützt. Er hat 21 Jahr gedient. In Seiner Eingabe ist Manches angeführt, dessen ich mich noch erinnere. Wie alt ist Er denn?"

Neun und dreißig Jahr, Ew. Majestät.

„Neun und dreißig Jahr? Das ist ja kein Alter, das Entlassung fordert. Abschied giebt man alten Invaliden, und Er, mein Sohn, ist noch stark und robust. Er kann noch 10 Jahre dienen."

Ew. Majestät, ich scheine gesünder als ich bin. Ein und zwanzig Dienstjahre, und unter diesen 7 Kriegsjahre mit Schlachten und Belagerungen, nehmen mit.

Da der Blick des Monarchen milder und gnädiger ward, so fuhr ich fort: Auch würde ich nicht um Entlassung und Versorgung gebeten haben, wenn ich nicht Familie hätte.

„So, hat er starke Familie?"

Nur vier Söhne, wovon die beiden ältesten schon bei der Artillerie angemeldet sind, sowie auch die beiden jüngeren dazu erzogen werden. Ich kann nichts an sie wenden, als meine Kräfte und die mir vom Dienste freie Zeit, in der ich sie unterrichte, um für Ew. Majestät Dienst brave Leute aus ihnen zu ziehen.

„Ja, mein Sohn," sagte der König schon huldvoller und sogar freundlich, „da hat Er Recht! Kinder kosten viel. Er wünscht den jetzt vacanten Posten zu haben. Er hat ihn hiermit. Der Accisedirector kann seinen Bedienten auf eine andere Weise entschädigen, nur muß er meinen alten Soldaten nicht in den Weg kommen." Der König schwieg einen Augenblick, dann sagte er freundlich: „Gehe Er nach der Accise und melde er sich."

Wer war wohl in diesem Augenblicke unter den Sterblichen froher als ich, es bedurfte erst einiger Augenblicke, ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholen, und dem Befehle des Königs Folge leisten konnte, um mich zu entfernen. Kaum hatte ich mich einige Schritte entfernt, als es hinter mich rief: „Oberfeuerwerker!" Schnell wandte ich mich um; es war der Adjutant des Königs, welcher bei der Unterredung zugegen war.

Der König will, daß ich Sie begleiten soll, sagte dieser, die Herren möchten einige Schwierigkeiten machen.

Wir kamen gerade in dem Augenblicke auf der Accise an, als die Sitzung geschlossen werden sollte.

Bleiben Sie noch einige Augenblicke, begann der Ad-

jutant, hier schickt Sr. Majestät den Mann, welcher den vacant gewordenen Posten haben soll. Der König hat es sehr ungnädig aufgenommen, daß Sie einen so guten Posten einem Bedienten geben wollten. Er erwartet, daß so etwas nicht wieder vorkomme.

Alles schwieg. —

Hierauf wünschte der Adjutant dem neuen Acciserath Glück zu der Stelle und setzte hinzu: der König läßt Sie durch mich an das Versprechen wegen Ihrer Söhne erinnern.

Der Acciserath starb jedoch nach 6 Jahren und nahm den Ruhm eines treuen Staatsdieners mit ins Grab.

Der Prinz Heinrich hatte den Entschluß gefaßt, sich vom Militär zurückzuziehen, und bat daher den König unterm 5. August 1760, als sich derselbe in Lissa aufhielt, ihn des Kommando's zu entbinden. Einige Tage darauf antwortete ihm der König:

„Mein lieber Bruder, es ist nicht schwer, Leute zu finden, welche dem Staate dienen, wenn er glücklich und blühend ist. Aber nur das sind gute Bürger, welche ihre Dienste dem Staate in einer Zeit der Krisis und des Unglücks weihen. Der wahre Ruhm begründet sich, wenn man schwere Thaten vollbringt. Diese ehren um so mehr, je schwieriger sie sind. Darum glaube ich nicht, daß es Ihnen mit dem, was Sie mir schreiben, Ernst ist. Weder Sie noch ich können für die Begebenheiten in unserer jetzigen Lage verantwortlich sein; wenn wir Alles thun, was in unseren Kräften steht, dann wird nicht allein unser Gewissen, sondern auch das Publikum uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. In Betreff des gegenwärtigen Zustandes meiner Angelegenheiten bemerke ich, daß sie sich wahrscheinlich in wenigen Tagen entscheiden werden. Wir werden uns für die Ehre und das

Vaterland schlagen, und Jeder wird das Möglichste zum Gelingen thun."

Durch dieses Schreiben erreichte der König seinen Zweck, denn der Prinz Heinrich blieb beim Heere.

Ein Kolonist, dem der König die gewöhnlichen Wohlthaten erzeigt, und ihm ein Haus aufbauen, eine Kuh und andere Nothwendigkeiten hatte geben lassen, war aber damit gar nicht zufrieden, wie denn überhaupt dergleichen Menschen es sehr selten sind. Als einst der König in diese Gegend kam, trat er denselben an, und sagte: er würde mit seinen Kindern aus dem Lande und anderswohin gehen, wo er es besser haben könnte. Durch diese Aeußerung glaubte er den König zu bewegen, daß er ihm noch mehr geben sollte; allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der König antwortete ihm: „Wüßt ich einen Ort, wo ich es besser haben könnte als hier, so ging' ich auch hin."

Friedrich der Große glaubte Kenntnisse von der Arzneiwissenschaft zu besitzen, und ertheilte daher gern seinen Rath in Krankheiten, verschrieb nicht selten Rezepte u. dgl. m. Als ein sehr gutes medizinisches Mittel galt bei ihm der Rhabarber, welchen er in allen Fällen empfahl. Während des siebenjährigen Krieges, als der König in Sachsen war, begegneten ihm eines Tages eine Menge Wagen mit Kranken. Auf sein Befragen hörte er, daß sie mit dem Diarrhöe behaftet seien. „Was giebt Euch denn der Feldscheer dafür?" — O, erwiederte einer von ihnen, ein Märker, he geft uns sonne geele Pulver, da wert et immer ärger darna. — „Nein, nein," fuhr der König fort, „das ist schon recht. Es wird Rhabarber sein." — Ja, ja, riefen alle. „Das ist sehr gut," antwortete der König, „dabei bleibt nur, so werdet Ihr besser werden."

Als sich einst Voltaire am Königlichen Hofe aufhielt, und durch sein Genie Jedermann für sich einnahm, befand sich auch daselbst ein Engländer, welcher ein außerordentliches Fassungsvermögen und Gedächtniß besaß, daß er alles, was man ihm vorsagte oder vorlas, selbst wenn es ziemlich lang war, ohne einen Ausdruck oder ein Wort zu verlieren, sogleich wieder hersagen konnte. Diesen seltenen Mann ließ der König zu sich rufen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über dessen Talent. Bald darauf ließ sich Voltaire beim Könige anmelden und sagen: daß er die Ehre zu haben wünschte, ihm eins seiner neuen Gedichte vorzulesen. Der König willigte ein, und beschloß aber zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Der Engländer mußte sich hinter einen Schirm stellen, und genau auf das Acht geben, was Voltaire ablesen würde. Voltaire trat ein und las sein Gedicht mit allem ihm eigenthümlichen Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen, allein dieser blieb kalt dabei und sagte, nachdem Voltaire geendet, und um seine Meinung gebeten hatte: er habe bemerkt, daß Voltaire sich seit einiger Zeit fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgäbe. So viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht erwartet, und er sei deshalb gar nicht mehr mit ihm zufrieden. Ueber diesen Vorwurf erschrack natürlich Voltaire und betheuerte bei Allem was ihm heilig sei, daß er diesen Vorwurf gar nicht verdiene, und der Monarch ihm sehr Unrecht thue. „Ei!“ sagte der König, „ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir jetzt vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer an, der deren Verfasser ist.“ Voltaire vertheidigte sich immer heftiger, und schwur, daß die Arbeit, die er vorzeige, sein Eigenthum sei. „Nun so kommen Sie hervor,“ rief der König gegen den Schirm, hinter welchem der Engländer sich versteckt hatte, „und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will.“ Mit kaltem Ernst

trat der Engländer hervor und wiederholte Voltaire's Gedicht, ohne auch nur das Geringste davon wegzulassen. „Nun," sagte der König zu Voltaire, „habe ich Recht?" — O Himmel! rief Voltaire aus, hast du keine Blitze mehr, diesen Böswicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet! Hier geht eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt. — Der König lachte über diesen Scherz, und beschenkte den Engländer reichlich, der ihm so viel Vergnügen gemacht hatte.

Als einst der König durch eine kleine Stadt fuhr, fragte er den Bürgermeister derselben: wieviel Fabriken in der Stadt wären? Zum Unglück hatte der Bürgermeister kein gutes Gehör, und glaubte, da der König ihn mit lächelnder Miene betrachtete, daß er nach den Perücken gefragt habe. Unter vielen Verbeugungen sagte er endlich, drei, Ew. Majestät, eine schwarze, eine blonde und eine weiße. Eine hat der Herr Inspektor, eine der Herr Senator und eine meine Wenigkeit. Der König lachte herzlich über diese Antwort, und befahl, weiter zu fahren.

Ein ganz junger Candidat, der erst von der Universität zurückgekommen war, überreichte dem Könige eine Bittschrift, worin er um eine so eben vakant gewordene sehr wichtige Inspektorstelle bat. Die Zudringlichkeit und der Eigendünkel dieses jungen Menschen fiel dem Könige auf, und er schrieb statt aller Resolution unter seine Supplik:

„2 Buch Samuelis, Kap. 10, Vers 5. Bleibet zu Jericho, bis Euer Bart gewachsen, so kommt denn wieder."

Der Dichter Gleim, den schon seine preußischen Kriegslieder berühmt gemacht haben würden, hatte im Anfange des Dezembers 1785 mit dem unsterblichen Könige eine Unterredung, die den großen Dichter mit der größten

Freude erfüllte. In seiner frohen Stimmung ging Gleim zu dem Herzoge Friedrich von Braunschweig und äußerte in seiner Heiterkeit: der König trug zwar einen alten abgenutzten Hut, aber dieser würde für den preußischen Grenadier das ehrenvollste Andenken sein! — „Den Hut verschaffe ich Ihnen!“ antwortete der Herzog.

Noch im August des Jahres 1786 erhielt der treffliche Gleim den Hut Friedrichs des Großen, begleitet von folgendem Schreiben:

Mein liebster Kanonikus Gleim!

Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch am Morgen vor seinem Ende auf seinem Haupte getragen hat. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle, habe ich es auf eine Karte in den Hut geschrieben, und mit meinem Petschaft besiegelt. Haben wir, hat Europa einen großen Mann an ihm verloren, so hat uns der wohlthätige Schöpfer wieder mit einem königlichen, großen, weisen und menschlichen Souverain beschenkt. Gott gebe ihm seinen Segen! Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige stets bin.

Berlin, den 25. August 1786.

Friedrich August,
Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Die Wohlthaten, die der König seinen Ländern erwies, sind fast unzählig zu nennen; vorzüglich gehört auch diejenige hierher, daß er die abgebrannte Stadt Greifenberg wieder neu erbauen ließ. Als die Einwohner erfuhren, daß der König auf seiner Reise durch Hirschberg kam, sandten sie Abgeordnete an ihn, um für diese Gnade ihren allerunterthänigsten Dank abzustatten.

„Ihr habt gar nicht nöthig, mir deswegen zu danken,“ antwortete der gütige Monarch, „es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wiederaufzuhelfen. Dafür bin ich da.“ — Wahrhaft echt königlich gesprochen.

Ge-

Gegen seine Bedienung war der König außerordentlich leutselig, und dies bewies er auch während seiner letzten Krankheit. Einst wachte der König ungewöhnlich früh auf, und fragte daher den im Vorzimmer stehenden Bedienten, wie viel es an der Zeit sei? — So eben hat es 2 Uhr geschlagen, antwortete dieser. — „Noch sehr früh!" fuhr der König fort; „aber ich kann nicht mehr schlafen! Sieh doch einmal, ob meine Leute munter sind, wecke sie aber ja nicht auf, denn sie sind müde. Wenn Du aber Neumann wachend findest, so sage nur: ich glaube wohl, der König wird bald aufstehen. Wecke aber Niemanden auf! Hörst Du!"

Pepusch, Kapellmeister Königs Friedrich Wilhelm I., hatte einst ein Musikstück für 6 Fagotts componirt, welche mit **Porco primo, Porco secondo** ꝛc. überschrieben waren. Von dieser Musik war der König so überrascht, daß er sie oft wiederholen ließ und sich jedesmal vor Lachen ausschüttete. Dies Stück war noch im Gange, als der Kronprinz zur Exerzierzeit vor der Revüe nach Potsdam kam. Friedrich liebte solche geräuschvolle Musik, und namentlich die Baß-Instrumente nicht; in seiner Gesellschaft herrschte ein weit feinerer Geschmack der Musik, denn er blies leidenschaftlich die Flöte, weshalb an seinem Hofe über obige Musik-Aufführung allerlei Glossen gemacht wurden. Einst fügte es sich gerade so, daß der Kapellmeister Pepusch über den Paradeplatz ging, als der Kronprinz sein Regiment exercirte. Friedrich ließ ihn zu sich rufen, und sagte mit anscheinender Ernsthaftigkeit: er habe gehört, daß der Herr Kapellmeister eine schöne neue Musik gemacht habe; er wäre daher begierig, sie zu hören, und ersuche ihn, sie doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch wollte gern dieser Sache ausweichen, und versicherte: es wäre nur eine Kleinigkeit, nicht würdig, von Sr. Königl. Hoheit gehört zu werden. Der

Kronprinz aber entgegnete: er habe wohl gehört, daß es eine gelehrte sechsstimmige Musik sei, und bäte sich es aus, sie von den Virtuosen, für die sie gemacht worden, zu hören.

An eben demselben Nachmittage versammelte sich beim Kronprinzen eine große Gesellschaft, um das Stück zu hören und sich über den Componisten lustig zu machen. In der Mitte des Saales wurden 6 Musikpulte aufgestellt, und die Hofleute lachten schon im Voraus, daß heute gegrunzt werden würde. Pepusch kam endlich mit 7 Hautboisten an; er legte seine Musik ganz ernsthaft selbst auf die Pulte aus, und nachdem alle sechs belegt waren, sah er, mit einem Notenpapiere in der Hand, im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu, und fragte: „Herr Kapellmeister! sucht Er etwas?" — „Es wird noch ein Pult fehlen, antwortete Pepusch. — „Ich dachte," erwiederte der Kronprinz lächelnd, „es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik." — Ganz recht, antwortete Pepusch; aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen: **Flauto solo.** — Andern Tags erzählte Friedrich seinem Quanz diese Geschichte lachend, mit folgenden Worten: „Der alte Kerl hatte mich doch angeführt, und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur das Ferkelchen nicht noch dazu vor meinem Vater producirte."

Der König war ein großer Freund vom frühen Aufstehen. Als sein Alter und seine Leibesschwäche zunahmen, begegnete es ihm einige Mal, daß er etwas länger schlief, als er sich vorgesetzt hatte; er ärgerte sich darüber, und befahl seinen Kammerlakaien, ihn nicht länger als bis auf die bestimmte Minute schlafen zu lassen, wenn er auch noch so viel kapitulirte, dennoch mit Gewalt zu wecken. Einst kam ein Bediente, der noch nicht lange im Dienst war, um diesen Befehl zu erfüllen.

„Laß mich doch noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde!“

Ihro Majestät haben mir befohlen, ich soll so früh kommen.

„Nur noch ein Viertelstündchen, sage ich.“

Keine Minute, Ihro Majestät! es ist 4 Uhr; ich lasse mich nicht abweisen.

„Nun, das ist brav! Du würdest übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen.“

Als Friedrich der Große im Jahre 1741 in Breslau gehuldigt wurde, veranstalteten die Bürger daselbst allerlei Freudenbezeigungen, und erleuchteten auch des Abends die Stadt. Der König fuhr in Begleitung der Prinzen und Generale durch dieselbe, um sein Wohlgefallen daran zu bezeigen. Ganz besonders gefiel ihm die Erleuchtung eines Tischlerhauses, er ließ halten, und fand unter verschiedenen Tischler-Arbeiten auch eine Wiege, welche künstlich illuminirt war und folgende Inschrift hatte:

„O, wie würde ich vor Freuden lachen,
Wenn ich meinen gnädigsten König sollt' eine Wiege machen!“

Der König lachte und sagte zu seinen Begleitern: „Das ist der treuherzigste aller Schlesier!“

Der König ritt einst vom Schinkenplatz durch die Wallstraße, und da gewöhnlich ein Posten von der Wache bei der Spittelkirche stand, um bei Zeiten „Heraus“ zu rufen, so sah der König, daß dieser mit dem Rücken nach der Wallstraße stand, und die Kirche betrachtete. Der König, der schon Willens war, nach der Gertraudtenbrücke zuzureiten, ritt jetzt gerade auf die Kirche zu. Der Posten, der ihn erst gewahr wurde, da er schon neben ihm stand, wurde ganz bestürzt, und blieb wie versteinert stehen. Der König fragte ihn: „Was machst Du hier?“

Ihro Majestät! ich bin hier zum Aufpassen hergestellt, um bei Zeiten Heraus zu rufen, und jetzt —.

Hier fiel ihm der König ins Wort, und sagte: „Nun, so rufe Heraus, ich reite langsam, und unter der Zeit werden sie genug ins Gewehr kommen, dann hast Du keinen Verdruß von Deinem Offizier."

In der langen Regierung des großen Königs finden sich hin und wieder Beispiele, daß er gegen einzelne Personen, selbst gegen solche, die ihm oft die wesentlichsten Dienste geleistet, Vorurtheile gefaßt hatte, die sich bisweilen durch harte Begegnung äußerten. Ehe sich Ziethen durch seine berühmten und ausgezeichneten Thaten im siebenjährigen Kriege in der Huld und Zuneigung seines Königs unauslöschlich festsetzte, hatte er auch mehrmals das Unglück, vom Könige verkannt zu werden. Als im Jahre 1753 bei Spandau ein großes Feldlager stattfand, brach Friedrichs Haß gegen den General Ziethen auf eine auffallende Weise hervor. Das Regiment rückt in seine Linie ein, voran der Pauker mit den unter Ziethens Anführung erbeuteten Pauken: „Es taugt nichts," rief er diesem zu, „fort hinter die Front." Dann schalt er bei der Special-Revüe das ganze Regiment mit den härtesten Ausdrücken, und sagte unter anderm: „es sei plumpes, ungehobeltes Bauerngesindel." Der König konnte sich gar nicht mäßigen, er ward immer heftiger; endlich loderte auch die Gluth des Zornes bei Ziethen auf, welcher mit gezogenem Säbel vor der Front seines Regiments hielt, und sich zum Könige wendend, stieß er rasselnd den Säbel in die Scheide und sagte mit kräftiger Stimme: Wenn wir denn ins Teufels Namen jetzt nichts mehr taugen, so haben wir doch sonst unsere Schuldigkeit als brave Leute zu thun gewußt. Damals, als man uns nöthig brauchte, waren wir gut genug. — „Ja," rief der König eben so zornig: „damals waret Ihr gut! aber jetzt taugt Ihr durch-

aus nichts!" — Während der ganzen Manöverzeit zog Ziethen seinen Säbel nicht wieder, und blieb als bloßer Zuschauer im Lager.

Bei einer der nächstfolgenden Special-Revüen war der König mit einer Attaque des genannten Regiments sehr unzufrieden, und sagte zornig zu Ziethen: „Ich will nichts mehr von Ihm und Seinem Regimente sehen, geh Er mir aus den Augen." Sogleich sprengte Ziethen zu seinem Regimente zurück, zog dasselbe aus der Linie und marschirte ohne Weiteres nach seiner Garnison zurück. — Als aber der siebenjährige Krieg ausbrechen wollte, und Ziethen unter dem Vorwande, daß seine Gesundheit durch die so unverdienten Kränkungen untergraben sei, seinen Abschied forderte, da suchte Friedrich seinen tapfern General zu versöhnen, doch nur erst dann kam diese zu Stande, als er sich persönlich zu ihm begab. Von dieser Zeit an genoß Ziethen die Huld seines Monarchen bis zu seinem Tode.

Ein ähnliches Beispiel vom Jahre 1784, als der König über die schlesische Armee Revüe hielt. Schon im verflossenen Jahre war Friedrich sehr unzufrieden gewesen, und jetzt brach der Sturm los. Er schrieb gleich nach dem Manöver von Potsdam aus, unter dem 7. September 1784 an den schon hochbejahrten General von Tauenzien, welcher General-Inspector der gesammten schlesischen Infanterie war:

„Mein lieber General von Tauenzien! Schon bei Meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch, und jetzt wiederhole Ich es Euch schriftlich, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt; wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel; Zaremba ist in solcher Unordnung, daß Ich einen Offi-

zier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanöver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hagen hat einen elenden Commandeur und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail. Nun will ich auch das Manöver beschreiben: Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Neisse, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Schlacht verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhen zu decken, marschirt mit seiner Division wie Kraut und Rüben in Defilé, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens, durch laecheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generals manövriret, und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnison-Regiment macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsrecht halten; denn ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienst zu behalten. Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest. Auch habt Ihr diese meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspection bekannt zu machen."

Tauenzien, welcher recht wohl einsah, daß er dem

Könige nicht mehr gefiel, bat um seine Entlassung von der Inspection.

Einst äußerte der General Forçade bei der königlichen Tafel, daß er bei seinem Regimente einen Stabskapitain habe, der durchaus keine Frage unbeantwortet ließ, sie mag ihn noch so sehr überraschen; immer weiß er sie treffend zu beantworten.

„Ei, das wäre!“ sagte der König, und ließ sich den Stabskapitain namhaft machen.

Einige Tage nachher exercirte das Regiment vor dem Könige, und es mußte mehrere Schwenkungen machen. Unterdessen ritt der König dem Anscheine nach ganz absichtslos zu dem ihm namhaft gemachten Kapitain und fragte ihn:

„Wie viel Katholiken sind in der Kompagnie, bei welcher er steht?“

Funfzehn.

„Wie viel Reformirte?“

Dreizehn.

„Wie viel Lutheraner?“

Neun und sechszig.

„Nu, und die Uebrigen? denn es sind noch nicht Alle?“ —

Was die sind, Ew. Majestät! wissen sie selbst nicht.

Es ist klar, daß alle diese Antworten nur aus dem Stegreif entnommen sind, und keine einzige richtig war; allein dem Könige genügten sie, und er ritt lächelnd weiter.

Als die preußische Armee in Böhmen auf dem Marsche war, folgten die Feinde dieselbe immer auf dem Fuße nach; Ziethen hatte die Arriergarde und mußte den Marsch decken. Der König war immer in seiner Nähe, um, wo es nöthig war, seine Befehle zu ertheilen. Plötzlich hält ein kleines, von hohen Bergen eingeschlossenes Dorf den Marsch der Armee auf, welche langsam hindurch defiliren

mußte, während Ziethen mit seinen Husaren, den Gens-d'armen und einem Freibataillon einen Angriff auf die heftig andringenden Croaten machte, um sie im Zaume zu halten. Als das Gros der Armee hindurch ist, giebt der König den Befehl, das Dorf in Brand zu stecken, während Ziethen mit seiner Nachhut auch Anstalt trifft, hindurch zu ziehen. Der König hält fortwährend an Ziethens Seite, und der General sagt besorgt zu ihm: Ew. Majestät! es ist die höchste Zeit, daß Sie durchs Dorf kommen, sonst wird es gefährlich." Aber Friedrich erwiederte:

„Wir sind ein Paar Generale, mein lieber Ziethen! und müssen erst unsere Leute in Sicherheit wissen, bevor wir an uns denken können. Damit aber die Gensd'armen und die Infanterie unangefochten abziehen können, und Ihm die Zeit nicht zu lang wird, mache Er mit seinen Husaren eine Attaque auf die Croaten, die zu naseweis werden."

Ziethen that's, warf sich auf den Feind, warf ihn eine weite Strecke zurück, und nahm ihm 11 Gefangene und 1 Kanone ab.

„Der Spaß gelang!" sagte Friedrich zu den zurückkehrenden Siegern, und zog sich dann schnell mit ihnen durch das brennende Dorf, welches den Marsch der Oesterreicher eine gute Zeit aufhielt.

Der König beschäftigte sich auch noch in seinen spätern Jahren, obwohl ihn manchmal üble Laune erfassen mochte, mit der Sorge für das Wohl seines Landes; so schrieb er im Jahre 1775 an Voltaire:

„Ich bin Ihnen für den Samen, den Sie mir geschickt haben, tausendmal verpflichtet. Hätte man wohl glauben sollen, daß unser Briefwechsel noch Triptolem's Kunst betreffen, und daß es auf die Frage ankommen würde, wer von uns sein Feld am besten baue? — Jene Kunst ist indeß die erste von allen, und es gäbe ohne

sie keine Kaufleute, keine Höflinge, keine Könige, keine Dichter und Philosophen. Das nur ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, unbebautes Land urbar macht, und Sümpfe austrocknet, macht Eroberungen von der Barbarei und verschafft Kolonisten Unterhalt. Diese arbeiten dann, weil sie nun heirathen können, ganz frohen Muthes an der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und vermehren die Zahl der betriebsamen Bürger. Wir haben hier die künstlichen Wiesen der Engländer nachgeahmt, und es ist uns sehr gut damit gelungen, so daß wir nun ein Drittheil mehr Vieh halten können. Aber mit Ihrem Pfluge und Ihrer Säemaschine ist es nicht so gut gegangen. Für jenen ist unser Boden zum Theil zu leicht, und diese war zu theuer für den Bauer und den gemeinen Mann. Wir haben es jedoch dahin gebracht, daß wir in den Gärten die Rhabarber ziehen. Diese behält alle ihre Eigenschaften, und läßt sich eben so gebrauchen, wie die orientalische. Wir haben in diesem Jahre 10,000 Pfund Seide gewonnen, und die Bienenstöcke um ein Drittheil vermehrt. — Dies sind meine Kinderklappern im Alter; denn solcher Freuden kann der Geist noch immer genießen, wenn auch die Phantasie erloschen ist."

Es ist bekannt, daß die Gärten von Sanssouci gewöhnlich von Invaliden bewacht wurden, welche den Auftrag hatten, darnach zu sehen, daß von dem Obste nichts entwendet werde, wovon der König sich in der Regel beim Spazierengehen das Beste aussuchte und bezeichnete, welches dann auf seine Tafel gesetzt wurde. Aber gerade war dieses immer weg, und niemand wußte, auf welche Weise es geschah, obwohl die Invaliden durch Strafen zur größten Wachsamkeit ermuntert wurden. Endlich kam man dahinter, daß Pirch, der Page des Königs, welcher über-

haupt ein loser Vogel war, dieser Näscher sei; doch wie fing er es an? Der König, sagte er zu den Invaliden, habe ihm befohlen, sich im Commando zu üben, und er solle daher die Invaliden zu diesem Zwecke ein halbes Stündchen exerciren. Nun setzte er die alten steifen Krieger in Marsch, ließ schwenken, abbrechen, aufmarschiren ꝛc., und manövrirte auf diese Weise bis zu dem Baume mit den auserlesenen Früchten. Hier commandirte er „Halt! Front," und suchte es so geschickt einzurichten, daß jener Baum den Invaliden im Rücken war. Dann ließ er sie richten, ging auch hinter die Front, und hatte dann im Nu die Auserwählten Früchte in der Tasche. Einst ertappte ihn der König bei diesem Manöver, nnd statt ihn zu bestrafen, lachte er herzlich über diese List, die ihm so wohlgefiel.

Gewöhnlich controllirte der große König selbst die bei seinem Hofhaushalte angestellten Personen auf das Genaueste und entdeckte bisweilen manchen Betrug. Einst, als er auch einen Bedienten bei einem Betruge ertappt hatte, stand er, höchst unzufrieden über denselben, am Fenster und schaute auf die Straße. Da ward er einen Handwerksburschen gewahr, welcher vorüberging, und höchst ehrfurchtsvoll seine Mütze abnahm. Dem Könige gefiel des jungen Mannes Aeußere, und er gab Befehl, denselben ins Schloß zu rufen und vor ihn zu führen. Sehr unbefangen folgte der Jüngling dem Kammerhusaren.

„Was für ein Landsmann?" fragte der König denselben.

Ein Hessen-Darmstädter!

„Welches Handwerk hast Du gelernt?"

Kunstdrechsler.

„Kömmst Du geradeweges von Hause?"

Ja, und zwar durch Sachsen.

„Und wohin willst Du?"

Ich wollte versuchen, ob ich in Berlin Arbeit bekommen könnte. Finde ich keine, so will ich nach Königsberg; ich habe große Lust das Bernsteinschleifen zu lernen und mich im Preußischen häuslich niederzulassen.

„Also in meinem Lande gefällt es Dir?"

Erst wenige Tage bin ich darin, doch scheint Alles wahr zu sein, was man von dem Preußischen im Reiche draußen erzählt.

„Und was ist denn das?"

Nun, daß es nur Ein preußisches Land giebt in der Welt; in keinem geht es so rechtlich zu, wie hier.

„Du scheinst mir ehrlich; hast Du Lust, bei mir Diener zu werden?"

Mit Freuden nahm der Jüngling das Anerbieten des Königs an, und wurde sofort mit seinem neuen Posten bekleidet. Seine Aufführung war auch von der Art, daß er sich immer mehr in der Gunst des Königs befestigte. Einst, als er den Dienst beim Könige hatte, fragte ihn dieser, ob er noch Brüder hätte, und auf seine bejahende Antwort mußte einer derselben nach Potsdam kommen, und gleichfalls bei der Person des Königs in Diensten treten. Eines Tages spazierte der König im Garten, und beide Brüder, welche den Dienst hatten, folgten ihm. Plötzlich wandte sich der König mit der Frage zu ihnen:

„Habt Ihr noch Eltern?" —

Nur der Vater lebt noch; er nährt sich von der Bebauung des Ackers und von einem kleinen Handel.

„Schreibt Ihr auch zuweilen an ihn?" —

O ja! Auch schicken wir ihn hin und wieder etwas von unserm Gehalte.

„Gut, das ist recht! Habt Ihr kürzlich Nachricht von ihm erhalten? Was macht er? Ist er noch immer gesund?"

Da zufällig einer der Brüder das letzte Schreiben des Vaters bei sich hatte, so ward es dem Könige über-

reicht; er las es mit sichtbarer Freude und Rührung, denn es war voll Ermahnungen, und aus jeder Zeile sprach die innigste Liebe und Herzensgüte. Der große König steckte das Schreiben, als habe er dessen Zurückgabe absichtslos vergessen, in seine Tasche, und ging nachdenkend weiter.

Nach Verlauf von einigen Wochen mußten beide Brüder vor ihm erscheinen, und er sagte zu ihnen:

„Es ist ein Landsmann von Euch angekommen. Geht in den Gasthof zum . . ., dort werdet ihr ihn treffen. In einer Stunde bringt ihn aufs Schloß; ich habe mit ihm zu sprechen."

Voll froher Erwartung, einen Landsmann zu finden, eilten sie hin, und fanden — o wer beschreibt ihr Entzücken — ihren alten Vater. Der König hatte ihn heimlich nach Potsdam kommen lassen, um seinen Dienern eine eben so unverhoffte, als angenehme Freude zu bereiten. — Lange Zeit unterhielt sich der gütige Monarch mit diesem alten biedern Manne, und sagte dann zu den jungen Männern: „Einer von Euch soll immer bei dem Vater bleiben, und für dessen Bewirthung und Unterhaltung sorgen." Nachdem der alte Mann sich auch Berlin besehen hatte, entließ ihn der König mit reichlichen Geschenken, und erstattete für ihn die Reisekosten.

Wenige Augenblicke vor der Schlacht bei Liegnitz war der König ein wenig am Wachtfeuer eingeschlummert, neben ihm saß der General von Schenkendorf und schürte dasselbe mit einem Stocke; als plötzlich der Major von Hundt auf seinem schäumenden Rosse herangesprengt kommt und mit lauter Stimme ruft: Wo ist der König? — Schenkendorf antwortet leise: Hier! Doch Friedrich welcher nicht so fest schlief, hatte schon den Ruf des Majors gehört, und fragte „Was giebts?" — Hol' mich der Teufel, Ew. Majestät, der Feind ist keine 500 Schritt mehr entfernt; alle meine Vedetten sind schon geworfen, auch mich

hätte er beinahe gehabt. — „Suche Er ihn so lange als möglich abzuhalten!“ befahl der König, und schwang sich auf das herbeigeführte Pferd, um die Armee zur Schlacht zu ordnen. Sogleich stellten sich die Brigaden nach den Befehlen des Königs in Schlachtordnung auf, er selbst sprengte nach dem rechten Flügel und befahl dem General von Schenkendorf, eine im Dämmerlichte des Morgens sichtbare Anhöhe mit Geschütz zu besetzen. — „Mein lieber Schenkendorf, wie wird es heute gehen?“ fragte der König. — Ich will meine Burschen fragen! Und sich an diese wendend rief er: Nun, Grenadiers! Werdet Ihr als brave Preußen fechten? — O ja, riefen alle, wenn Sie uns anführen, soll die da drüben der Teufel holen! Und richtig so kam's, denn das Geschütz- und Gewehrfeuer wurde allgemeiner, Friedrich befahl dem General von Schenkendorf: „Jetzt ist es die höchste Zeit, lieber Schenkendorf, marschir' Er zum Angriff!“ — Soll ich den Grenadiermarsch schlagen lassen? fragte Schenkendorf. — „In Gottes Namen!“ — Der Angriff geschah mit Ungestüm, der Feind wurde geworfen, der Sieg erfochten, aber Schenkendorf sank mit zerschmetterter Kinnlade entseelt vom Pferde.

Friedrich, welcher seinen Oberstallmeister, den General Grafen von Schwerin, sehr schätzte, ging eines Tages, es war kurz vor seinem Tode, mit demselben im Schloßgarten zu Sanssouci spazieren. Schwerin, der doch dem Könige gern etwas Schmeichelhaftes über seinen Gesundheitszustand sagen wollte, äußerte einige Male, daß Se. Majestät zu schnell gingen, und er es kaum aushalten, noch weniger folgen könne. Friedrich nahm dieses für eine Schmeichelei, welcher er um so weniger ein geneigtes Ohr lieh, als ihm jener an Körperstärke und Kraft überlegen war. Sogleich befahl der Monarch zweien Heiducken, ihnen eine Portechaise zu bringen, Schwerin mußte sich

in diese setzen, und der König ging noch länger als eine Stunde stets sprechend nebenher.

Im Jahre 1781 erschien in Frankreich eine Satyre, betitelt: der Prozeß der drei Könige von Frankreich, Spanien und England. Friedrich der Große selbst spielte darin als General-Advokat keine gar zu schmeichelhafte Rolle. Ein preußischer Buchhändler, der eine große Menge Exemplare davon vorräthig hatte, kam bittend beim Könige ein, diese Schrift nicht zu verbieten, weil er sonst einen zu bedeutenden Schaden erleiden würde. Der König rieth ihm, dieselbe so geschwind als möglich zu verkaufen, bevor sie verboten würde.

Der berühmte Eberhard hatte in seinem jugendlichen Alter eine Apologie des Sokrates geschrieben, und dieser verdankte er seine Ernennung zum Prediger in Charlottenburg, später ward er Professor in Halle. Als der König den Bürgern zu Charlottenburg seine Ernennung bekannt machte, kamen sie dawider ein, weil sie einen andern Kandidaten, der in Charlottenburg sehr beliebt war, an seine Stelle wünschten. Um aber einen Hauptgrund zu haben, führten sie an, daß Eberhard die Seligkeit des heidnischen Sokrates behaupte, da doch nur wahre Christen selig werden könnten.

Der König antwortete unter ihre Supplik:

„Ich will, daß Sokrates selig und Eberhard Euer Prediger sein soll."

Gleich nach dem Siege bei Hennersdorf schrieb Friedrich an den alten Fürsten Leopold von Dessau: „Ich habe in der Lausitz geschlagen, schlagen Sie bei Leipzig, so will ich Sie in Dresden wiedersehen." — Der alte Fürst hielt den Befehl des Königs in Ehren, und schlug richtig

die Schlacht bei Kesselsdorf, aus welcher er siegreich hervorging.

Um den Marsch des Königs vor der Schlacht bei Leuthen zu beobachten, stellte sich der österreichische General Nadasti mit seinen Truppen auf der Höhe zwischen Lampersdorf und Borne auf, zog sich aber bei Annnäherung Friedrichs in größter Unordnung zurück, weshalb die Husaren seine Nachhut anfielen, 2 Standarten eroberten und 800 Mann Gefangene einbrachten. Unter den letztern befand sich auch ein preußischer Grenadier, der erst vor zwei Tagen desertirt war. Friedrich ließ ihn vor sich bringen.

„Warum hast Du mich verlassen?" redete ihn der König an.

Der Grenadier, Franzose von Geburt, antwortete sehr entschlossen: Wahrhaftig, Ew. Majestät, es steht gar zu schlecht mit uns.

„I nun, laß uns heute noch einmal schlagen, werde ich besiegt, so wollen wir mit einander davon gehen.

Mit diesem Bescheide schickte er ihn zu seinem Regimente ohne ihn zu bestrafen und der König siegte.

Aus derselben Schlacht, welche am 5. Dezbr. 1757 geliefert wurde, wird uns noch folgende Anekdote erzählt:

Als die Truppen Morgens um 5 Uhr in 4 Kolonnen aufmarschirten, fingen dieselben plötzlich in Begleitung ihrer Feldmusik an zu singen:

„Gieb, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet;
Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl."

Der König, der diesem Gesange gedankenvoll zuhörte, ward plötzlich von dem Kommandeur des Regiments unterbrochen, indem er fragte: Soll ichs den Soldaten verbieten?

„Nein, thue Er das nicht," erhielt er zur Antwort, „denn mit solchen Leuten wird mir Gott heute ganz gewiß den Sieg verleihen."

Und so kam es denn auch. Alle Regimenter fochten mit der größten Tapferkeit, und der Feind wurde bald geschlagen, als plötzlich auf dem Schlachtfelde mitten unter den Verwundeten ein alter preußischer Grenadier das fromme Danklied anstimmte:

„Nun danket alle Gott ꝛc.

fielen die Spielleute ein, und bald sang das ganze Heer das Lied zu Ende, worauf sie ihrem großen König willig folgten.

Aus derselben Schlacht wird erzählt, daß als ein alter General nach dem Gewinne der Schlacht dem Könige seine Gratulation abstattete, der Monarch geantwortet habe:

„Das hat ein Höherer gethan!"

Ja, und Ew. Majestät ganz vorzügliche Dispositionen.

„Ach was, Dispositionen! — Na — es kommt wohl eins zum Andern!" —

Wir wollen hier nicht unerwähnt lassen, daß seit diesem Tage ein Lied in der preußischen Armee sehr beliebt wurde, welches der berühmte Dichter Gleim gemacht hatte, weil man des Königs geringe Macht spottweise: die berlinische Wachtparade nannte:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann,
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann.

In der neuen Instruktion vom Jahre 1744, welche der König den Kavallerie-Offizieren ertheilte, sagte er unter andern:

„Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren von der Kavallerie, bei infamer Cassation, sich ihr Tage

in

in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren."

Auch für die Generale schrieb er im Jahre 1753 die General-Principia des Krieges, worin er ihnen auseinandersetzte: Was die Funktionen eines Generals angehet, und was in dem Kriege das Große und das Sublime genennet wird.

Als im Jahre 1759 die Russen unter Soltikow durch Polen vordrangen, war es dem Grafen Dohna nicht möglich, dieselben aufzuhalten, sondern vielmehr mußte er ihnen weichen. Hierüber war der König sehr aufgebracht und ernannte den General-Lieutenant von Wedell zu seinem Nachfolger, und gab ihm außerordentliche Vollmachten, wobei er ihn zum Diktator machte. Der König schickte ihn mit folgenden Worten ab: „Gehe Er jetzt zu seiner Armee! Ich befehle Ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern." Dann übergab ihm der Monarch folgende eigenhändig geschriebene Instruktion:

1. alle Wagens So fort von der Armee abzuschaffen und auf den hießigen Fuhs, der den General Wedell bekannt ist, zu halten.
2. vohr das Brodt zu Sorgen und Solches aus glogau oder Cüstrin bei zu Schaffen.
3. auf Scharfen gehorsam zu halten.
4. denen officiers bei Cassation das lamentihren und Niederträchtige Reden zu Untersagen.
5. zu Schimpfen auf diejenigen, die des Feindes Stärke bei allen Gelegenheiten zu Gros aus Schreien.
6. den Feindt erstlich durch eine gute position aufzuhalten.
7. alsdann nach meiner Manihr zu attaquiren.
8. Solte, davohr Gott sei, die Armee geschlagen werden, Sich zu Setzen wo der Feindt eindringen wil oder

hinter Francfort, Crossen oder bei der Festung Glogau.

9. die geringen officiers So Lacheteten begehen So forth vors Kriegsrecht zu Setzen.
10. die leichten Truppen durch unßere Huzaren Drägoh-ners etc. in Respect zu halten.
11. Mannszucht und Strengen gehorsam bei der Armee zu halten.
12. Mihr bei Seiner ankunft gleich von allem zu benachrichtigen.

Trotz dieser Vollmacht konnte Wedell dennoch die Russen nicht aufhalten, er wurde geschlagen und verlor ein Drittel seines Heeres.

In dem Gefolge des Königs befand sich ein Oberst, der in jeder Art brav, unternehmend, und sogar, wenn es galt, von der höchsten Kühnheit, dabei umsichtig und in allen Kriegswissenschaften sehr erfahren war; allein er liebte den Trunk leidenschaftlich und schweifte bisweilen sehr aus. Der König ließ es nicht an Erinnerungen und sogar derben Verweisen fehlen, allein es half nichts. Eines Tages war dieser Oberst so betrunken, daß, als er sich beim Könige meldete, dieser ihn mit den Worten in den Arrest schickte, „er solle seinen Rausch erst ausschlafen.“ Wie es der Dienst erforderte, meldete sich der Oberst wieder beim Könige. „Na, wird Er denn nun das Trinken lassen?“ fragte ihn der Monarch. Der Oberst schwieg. „Hör Er mal,“ fuhr der König fort, „daß ich Ihn, so lange diese Kampagne dauert, nicht wieder betrunken sehe! Versteht Er? Sind wir erst in den Winterquartieren, so habe ich nichts dagegen, wenn Er das Trinken durchaus nicht lassen kann.“ — Ew. Majestät, den Vertrag gehe ich ein, mein Ehrenwort, ich werde ihn halten! sagte der Oberst. Und wirklich hielt er Wort. Kaum war er aber in die Winterquartiere eingerückt, als er seine wüste Lebensart von Neuem anfing,

und täglich betrunken war. Nie erschien er zur Parade, noch beim Könige. Der Monarch that als merkte er nichts, endlich ward es ihm doch zu arg. Als der Oberst am folgenden Tage auch nicht auf der Parade erschien, schickte er zu ihm, daß er erscheinen solle. Augenblicklich war er da, freilich etwas angetrunken, aber nicht wie gewöhnlich.

„Wo steckt Er denn immer?“ fragte finstern Blicks der König.

Ew. Majestät, mein Ehrenwort!

„Ei was! Ehrenwort?“

Ja, Ew. Majestät haben mir zur Pflicht gemacht, die Zeit der Kampagne nur dem Dienste zu leben, die Zeit der Winterquartiere aber ist zu meiner Disposition gestellt. Dies zu halten, habe ich mein Ehrenwort gegeben.

„Hör Er, Er ist unverbesserlich,“ sagte der König, „Er wird es bereuen.“

So kam es auch, denn bald nachher wurde der Oberst ein Opfer seiner Ausschweifungen.

Während eines Manövers, welches unweit Magdeburg gehalten wurde, ritt der Monarch durch mehrere an einander stoßende Kohlstücke hindurch, wobei er vorsichtig die Furchen aufsuchte, um so wenig als möglich Schaden zu verursachen. Das Gefolge des Königs aber war nicht so vorsichtig; Alle ritten mitten hindurch, und die Kohlköpfe flogen nach allen Seiten. Friedrich bemerkte dies bald und sagte:

„Messieurs, Sie würden wohlthun, Jeder auch eine Furche zu suchen. Sie ruiniren zu viel, was ich nachher bezahlen muß.“

Als der König nach der Schlacht bei Roßbach über das Schlachtfeld ritt, wurde er gewahr, daß ein französischer Grenadier sich gegen drei Husaren lebhaft vertheidigte. Der König ritt näher, und gebot diesem ungleichen

Kampfe sogleich ein Ende zu machen, worauf der Monarch den Franzosen fragte: ob er sich denn für unüberwindlich halte?

Ja, Ew. Majestät, wenn Sie mich anführen.

Nach der Schlacht bei Liegnitz bemerkte der König einen Grenadier, der, eingehüllt in einen Mantel, stattlich zu Pferde saß; dieses ward jedoch von einem Manne mit Stutzperücke und schwarzem Rocke am Zaume geführt. Dem Könige fiel es sogleich auf, daß ein Feldprediger, denn dafür hielt er den Führer, einem Grenadier sein Pferd abgetreten habe. Er ritt daher näher und fragte: „Was ist das? Warum dieser Aufzug?"

Ew. Majestät, nahm der Prediger das Wort, ich habe hier meinen Landsmann mit zerschossenem Fuße gefunden und da habe ich ihn auf mein Pferd gesetzt, um ihn an einen Ort zu bringen, wo er verbunden werden kann. Sein Vater ist der Balgentreter der Kirche, an welcher mein Vater Prediger ist.

„Das ist brav gehandelt," sagte Friedrich, „doch darf Er das Pferd nicht länger führen, es sind schon Wagen angekommen, um die Verwundeten vom Schlachtfelde zu fahren."

Sofort mußte ein Adjutant einen Wagen zur Stelle holen, und der Verwundete ward hinaufgelegt. Der Grenadier wollte nun dem Feldprediger den Mantel, welchen er ihm gegeben hatte, zurückgeben; doch rief ihm dieser zu, indem er sich aufs Pferd warf, daß er ihn nur behalten sollte. Als der Prediger im Begriff war nach seinem Regimente zurückzukehren, winkte ihm der König, in seiner Nähe zu bleiben. Der Monarch legte ihm mehrere Fragen vor, die dieser ganz zu seiner Zufriedenheit beantwortete. Erst nach längerer Unterhaltung durfte der Prediger nach seinem Regimente zurückkehren, und am andern Tage erhielt er vom Regiments-Kommandeur eine Einladung zum

Mittagsessen, wobei ihm derselbe einen neuen Mantel überreichte, als Ersatz für denjenigen, welchen er dem Verwundeten überlassen hatte. Allein der König hatte den Feldprediger nicht vergessen, denn nach 2 Jahren ernannte ihn die Gnade des Königs zum Prediger einer der schönsten Pfarren.

Wie sehr scharf das Gedächtniß des Königs war, davon haben manche Regimenter die traurige Erfahrung gemacht, denn nicht allein das Angenehme, sondern auch das Unangenehme prägte sich tief seinem Gedächtnisse ein. Davon einige Beispiele:

Im Regiment Steinwehr stand ein Kapitain v. B., welcher sehr lange gedient hatte, und dennoch immer beim Avancement zum Stabsoffizier übergangen war. Er bat daher: ihn in Ansehung seiner langjährigen Dienste zum überzähligen Major zu avanciren.

Der König gab ihm folgenden Bescheid:

„Das Regiment ist beständig vohr den Feindt gelaufen, und mus er nothwendig allerwegens mitgelaufen Seindt; ich avancire die Officiers, die den Feindt geschlagen haben, aber nicht diejenigen, die nirgendt sich gehalten haben."

Eben so ging es auch einigen Regimentern in der Provinz Preußen. Die Invaliden des Regiments Syburg waren durch Kabinetsordre von aller Versorgung ausgeschlossen. Als im Jahre 1768 der General-Major von Syburg um Aufhebung dieser strengen Verfügung bat, schrieb der König: „das Regiment hat gegen den Feindt nicht angebissen." Doch der General, der dadurch sich nicht abschrecken ließ, erneuerte einige Wochen nachher seine Bitte, und suchte des Königs Behauptung dadurch zu widerlegen, indem er anführte: sein Regiment habe sich bei Zorndorf, bei Kunersdorf und in der Spinnschanze bei Kolberg tapfer gehalten. Aber der König entschied:

„Das ist Nichts, bei Zorndorf hat das Regiment gelaufen, das ich Sie erst den andern Tag zurücke gekriegt habe und bei Kunersdorf seindt Sie nicht 8 Minuten ins Feuer geblieben."

Dem Tettenbornschen Regimente ging es nicht besser. Als der Generalmajor von Wobersnow um Retablissements-Unterstützung bat, erhielt er zur Resolution:

„Das Regiment hat den gantzen Krig geberenheitert. Solche Leute Krigen nichts."

Voltaire machte einst dem Könige, wahrscheinlich im Auftrage des französischen Ministeriums, verschiedene Friedensvorschläge. Der König antwortete im Jahre 1760 Folgendes:

„Die Friedensbedingungen, von denen Sie reden, finde ich so unsinnig, daß ich sie einem Tollhause zuschicken will, denn dort kann man eben recht darauf antworten. Ihre Minister können sich darauf verlassen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als auf Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Welche Logik! Sie sagen, ich möge Cleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt sei! Was würden Ihre Minister antworten, wenn Jemand die Champagne von ihnen verlangte, weil man zu sagen pflegt: 99 Schöpse und 1 Champagner machen 100 Stück Vieh! Ach, weg mit solchen lächerlichen Projekten!"

Während des siebenjährigen Krieges schenkte der König einst dem General Fouquet 2000 Thaler, wobei er schrieb, daß er gern mehr geschickt hätte, allein er habe nicht mehr übrig; es sei nur eine kleine Unterstützung, welcher Fouquet in diesen bedrängten Zeiten wohl bedürfen könne. Der General bedankte sich und äußerte dabei, daß er aus

seiner Großmuth folgere, seine Schätze wären noch unermeßlich. Da antwortete Friedrich:

„Ich bin nicht so reich, wie Sie glauben, lieber Freund; aber ich habe mein Kapital für den nächsten Feldzug durch schlechte Münze und durch andere Mittel gewonnen, so daß bis Ende Februar Alles richtig bezahlt sein wird. Mit Ihnen und ein paar andern Freunden habe ich mich in das, was mir noch zum eigenen Gebrauch übrig bleibt, getheilt. Sie können mich daher eher mit dem armen Irus, als mit dem reichen Krösus vergleichen."

Im Jahre 1776 traf der Großfürst Paul von Rußland in Berlin ein und der König ging ihm bis vor seine Wohnung entgegen. Der Prinz redete den König mit den schmeichelhaftesten Worten an, und Friedrich antwortete ebenfalls sehr verbindlich. Hierauf wandte sich der König zu dem Grafen Romanzow, der sich im Gefolge des Großfürsten befand, und sagte zu ihm:

„Sieger der Ottomanen, sein Sie willkommen! Ich finde viele Aehnlichkeit zwischen Ihnen uud meinem General Winterfeldt."

Sire, antwortete der russische Marschall, es würde für mich sehr schmeichelhaft sein, wenn auch nur unvollkommen einem General zu gleichen, der sich so ruhmvoll in Ew. Majestät Diensten ausgezeichnet hat.

„O, entgegnete der König, Sie können im Gegentheil auf die Siege stolz sein, welche Ihren Namen der entferntesten Nachwelt überliefern werden."

Als eines Tages des Königs Armee in Böhmen in gedrängten Kolonnen marschirte, führte Ziethen wie gewöhnlich die Avantgarde und der König das Gros der Armee. Gegen 10 Uhr Morgens näherte sich die Spitze des Vortrabes einem Dorfe, in welchem eben eine Prozes-

sion unter dem Zulaufe von Tausenden von Menschen stattfand. Da nun entweder angehalten, oder die feierliche Handlung gestört werden mußte, so ließ der Offizier, der die Spitze führte, um Verhaltungsbefehle beim General Ziethen, nachsuchen. Da wir Zeit genug haben, sagte Ziethen, so wollen wir die Leute in ihrem Gottesdienste nicht stören, und die Beendigung desselben abwarten.

Der König, welcher die Ursache der Hemmung des Marsches nicht errathen konnte, schickte sogleich einen seiner Adjutanten an den General Ziethen, und ließ fragen: ob der Feind sich zeige? — Als der König von der Ursache in Kenntniß gesetzt worden war, billigte er das Verfahren seines Generals, doch dieser Vorfall führte ein sonderbares Glück herbei. Da nämlich Friedrichs Armee ganz verdeckt stand, so war ein feindliches Corps in einer Entfernung von anderthalb Stunden, ruhig und sorglos vorbeigezogen, und hatte sich dann, da es keine Spur von den Preußen gewahr wurde, ganz gemächlich gelagert, welches nicht geschehen sein würde, wenn die preußische Armee in Marsch geblieben wäre. Als die Prozession beendigt war, setzte Ziethen seinen Marsch weiter fort, fand jenen sorglosen Feind, überfiel ihn, und vernichtete das ganze Corps.

„Er hat, sehe ich, ganz recht gethan, dem Heiligen eine Ehre zu erweisen," sagte Friedrich zu Ziethen, „er hat sich sogleich revangirt. Man muß es mit Keinem, selbst mit einem Heiligen, verderben."

Einst bemerkte der König, als er langsam durch die Straßen Berlins ritt, einen alten Bauersmann, welcher in ziemlicher Entfernung stand, und auf einen günstigen Augenblick zu warten schien, um dem Könige eine Bittschrift zu überreichen, welche er in der Hand hielt. Der gute Monarch winkte ihm freundlich zu, und der Bauer trat ohne Furcht näher.

„Wer ist Er?"

Ein Bauer aus Preußen.

„Was führt Ihn so weit her?"

Ich komme, Ew. Majestät zu bitten, die Regie abzuschaffen, die macht uns Alle unglücklich.

„Was? — Wie?"

Ja, ja! Wenn Ew. Majestät die Regie noch länger lassen, so gehen wir Alle zu Grunde.

„Das wäre! Was hat Ihm denn die Regie zu Leide gethan?"

Sehr viel; sie hat mir meine Wagen und Pferde genommen.

„Nun, dann hat er wohl Contrebande auf dem Wagen gehabt?"

Freilich, aber ich wußte doch nicht, daß sie darauf war.

„Pah! das wird Er wohl gewußt haben?"

Wahrhaftig nicht!

„Na, hat Er denn das nicht gesagt?"

Nu ja! Aber sie kehren sich nicht daran. Mit mir ist es nun ganz aus, mein Vieh ist weg, ich muß verhungern; denn womit soll ich nun mein Brod verdienen?

„Na, na! Daß ich deshalb die Regie abschaffen soll, das ist dummes Zeug, davon versteht Er nichts. — Ich werde übrigens Seine Sache untersuchen lassen, und findet es sich, daß Er von der Contrebande auf seinem Wagen nichts gewußt haben sollte, so soll er Pferde und Wagen wieder erhalten."

Einige Zeit nachher erließ der König die Kabinetsordre, daß dem Bauer das Abgenommene wiedergegeben werden sollte, indem er darunter bemerkte:

„Man muß den Kerl beruhigen, Sonsten will er die régie Abgeschaft wißen, wonach man sich zu Richten hat."

Die pommerschen Landstände beschwerten sich im Jahre

1779 beim Könige über die Wein- und Kaffeesteuer. Der König beschied sie durch folgende merkwürdige Kabinetsordre:

„Sr. K. M. von Preußen lassen Dero hinterpommerschen Landständen auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteuerung des Weins und des Kaffees auf dem platten Lande hierdurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursache haben, sich zu beschweren. Denn was den Kaffee betrifft, so ist dergleichen zu der Zeit, wo sie ihre Privilegien gekrigt, nicht dagewesen, sondern erst lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschieht also kein Eingriff, vielmehr haben Höchstdieselben darunter ganz andere Absichten, nämlich die gräuliche Consumtion etwas einzuschränken, und auch zu verhindern, daß unter ihrem Namen nicht so viel Kaffee eingebracht und ein contrebander Handel getrieben werde. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees geht, ohne was die andere Sachen sind. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch sich jetzt zum Kaffee gewöhnt, weil solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen die Leute sich wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereien, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen. Das ist also mit Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll, und wenn es auch nur 60,000 Thaler sind, so ist es immer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiken, und sollten sie wie gute Unterthanen darwider nicht mal was sagen. Uebrigens sind Sr. K. M. Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen; mithin können die Leute dort eben so gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder, wie der Kaffee. Die Stände können sich also um so mehr bei der Sache beruhigen, zumal denen für beständig auf dem Lande

wohnenden Adel so viel Wein und Kaffee, wie sie zu ihrer und ihrer Familie Consumtion nöthig haben, fernerhin frei gelassen wird. Nur soll kein Mißbrauch dabei weiter vorgehen, daß die Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und dann damit ein contrebander Handel getrieben, und der Kaffee verkauft wird. Das kann durchaus nicht gestattet werden."

Nach dem Tode Friedrichs des Großen hob sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. die Kaffeeregie auf.

Das Freundschafs-Verhältniß des großen Königs und Voltaire wurde oft durch des Letzteren häßlichen Charakters gestört, denn indem er zu schmeicheln suchte, verwundete er durch die bitterste Satyre auf der andern Seite. So kommt in seinem Gedichte „die Taktik," welches er im Jahre 1774 schrieb, folgende Stelle vor:

„Alle Helden hasse ich, vom großen Cyrus an, bis auf den ruhmgekrönten Helden, der einen Lentulus erzog. Ich halte sie mir fern, wenn man auch noch so sehr ihr außerordentliches Leben rühmt, und wünsche sie alle zum Teufel."

Der große Monarch, so sehr er auch Voltaire mit Wohlthaten überhäufte, fand sich doch durch solche Aeußerungen gekränkt, allein sobald Voltaire wieder einzulenken suchte, war auch der König sogleich bereit, großmüthig zu verzeihen.

Doch die kleine Lehre, welche Friedrich der Große ihm in einem Briefe, datirt vom 10. Juni 1759 giebt, wollen wir nicht unerwähnt lassen:

„Wollen Sie denn erst im 70sten Jahre klug werden? In Ihrem Alter sollten Sie doch endlich lernen, was für einen Ton der schicklichste ist, wenn man mir schreibt. Möchten Sie doch endlich einsehen, daß es erlaubte Freiheiten, aber auch grobe Unverschämtheiten giebt, die so für Gelehrte, wie für schöne Geister nicht

zu ertragen sind. Werden Sie doch endlich ein Philosoph, d. h. vernünftig. Ich wünsche, daß der Himmel, der ihnen so viel Witz verliehen hat, Ihnen auch einen gleichen Verstand geben möge. Wenn sich dies machen ließ, so würden Sie der erste Mann des Jahrhunderts sein, ja, vielleicht der größte, den je die Erde sah. Amen!"

Noch in demselben Jahre schrieb ihm der König:

„Wohl weiß ich, daß ich Sie wie einen Abgott verehrte, als ich Sie noch nicht für einen Kabalenmacher und für hämisch hielt; aber Sie haben mir so mitgespielt — — Doch nichts mehr von diesen Sachen! Mein christliches Herz vergiebt Ihnen Alles. Ueberdem haben Sie mir mehr Vergnügen gemacht, als Leid zugefügt. Meine Freude bei Lesung Ihrer Werke lindert hinlänglich den Schmerz bei Ihrem Kratzen."

Als der russische General Czernischef im Jahre 1762 mit seinem Corps bei der Armee des Königs war, brachte er dem Könige 2 Kosakenpferde mit, welche der König oft, besonders das eine, ein Schimmel, auf den Märschen zu reiten pflegte. Als sich der König gegen Ende des Jahres auf kurze Zeit in Meißen befand, wollte er an einem Vormittage nach dem Dorfe Miltiz, welches eine halbe Meile von Meißen entfernt lag, auf diesem Schimmel reiten, um in der dasigen Gegend etwas zu besehen und anzuordnen. Von einem kleinen Gefolge begleitet, begegnete er gleich vor der Stadt dem General-Lieutenant von Krokow, welcher in dem obengenannten Dorfe sein Quartier hatte; der König befahl demselben umzukehren, und ihn bis dahin zu begleiten. Sie waren noch nicht dort angekommen, als der König nach der Zeit fragte, und als er erfuhr, wie spät es sei, fand er, daß er nöthig habe zu eilen, wenn er nach Miltiz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meißen sein wolle. Das Ausgeben der Parole zu verzögern, und die Offiziere darauf

warten zu lassen, war nicht seinem Charakter angemessen, er suchte daher seinen Kosaken in einen schnelleren Gang zu versetzen, aber dieses war ganz vergeblich, weil die Kosakenpferde nur durch den Kautschuh in Thätigkeit zu bringen sind. Der König versetzte ihm eins, wie gewöhnlich, zwischen die Ohren, der Kosak schüttelte den Kopf, drehte den Hals, ging aber nicht schneller; zufälliger Weise kam ein sächsischer Bauer des Weges, welcher einen langen Stock hatte; dee General-Lieutenant von Krokow ließ sich diesen Stock geben, und fragte den König: ob er das Pferd damit antreiben dürfe? „Schlage Er nur zu!" und nun ließ der General dem Kosaken diesen Stock auf dem Kreuze und auf dem Hintertheil fühlen. Alsbald setzte sich das Thier in Galopp, und so wie es wieder etwas nachließ, befahl der König zu schlagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Ritt dadurch nicht sehr lustig wurde. Da es nun Winter war, und der König seinen Mantel um hatte, so war bei dem schmalen und kleinen Kreuze dieser Art Pferde das Hintertheil des Thieres fast ganz vom Mantel bedeckt, und so kam es denn auch, um den Kosaken anzutreiben, daß etliche Streiche auf den Mantel fielen. Wie der Zug auf diese Weise bis in das Dorf Groß-Jahne kam, und die Wache des dort stehenden Infanterie-Regiments Jung-Schenkendorf ins Gewehr rief, ließ der Kosak in seinem Galopp nach; der General von Krokow, welcher Anstand nahm, eben den Kosaken anzutreiben, wurde von dem Könige dazu lachend aufgefordert, indem er sagte: „Schlag Er nur zu! die Infanterie wird zwar glauben, daß Er mich schlägt, allein das schadet nichts; wenn wir nur fortkommen! Schlag Er nur zu!" Und so ging der Zug unter beständigem Antreiben vor der Infanteriewache vorbei bis Miltiz. Als der König dort alles besehen und Manches befohlen hatte, ging der Rückweg auf dieselbe Weise wieder vor sich; der König kam zu

rechter Zeit in Meißen an, und scherzte nachher noch oft über diesen sonderbaren Ritt.

Als der König in Amsterdam war (d. h. Inkognito), wollte er gern eine holländische Pastete essen, von deren Vortrefflichkeit er so viel hatte rühmen hören. Sein Begleiter mußte die Besorgung übernehmen, und solche bei der Wirthin des Hauses bestellen. Die Wirthin sah den Obersten Balbi auf dies Begehren vom Kopf bis auf die Füße mit einiger Verächtlichkeit an und fragte in ihrer Mundart: — Wel myn Heer, as gy wollen een Pasteet eeten, können gy ock betalen? — een weet gy, das een Pasteet drittig Gulden kostet? — Balbi versicherte hierauf der Frau, daß der Fremde, sein Herr, der in diesem Hause wohne, dies sehr leicht bezahlen könne, denn er wäre ein Künstler auf der Flöte, und sobald er sich nur hören ließe, so würde er Gelds genug bekommen. Die Wirthin erkundigte sich genau, was ein Flötenkünstler sei. Balbi gab ihr darüber genauen Aufschluß, daß der Fremde deswegen reise, um sich hören zu lassen. Wel myn Heer, so mut ik en doch oock hören, sagte die Wirthin, und lief in das Zimmer des Königs und sagte zu ihm, indem sie die Hände in die Seiten setzte: Myn Heer, as gy so schön pypen können, wollen gy my wol oock wat vorpypen? Der König ward über diese unerwartete Anrede etwas überrascht, allein Balbi setzte ihm auseinander, was vorgefallen sei. Hierauf nahm der König willig seine Flöte und spielte darauf so meisterhaft, daß die Frau davon ganz bezaubert wurde, und als er endlich aufhörte, sagte sie zu ihm: Wel myn Heer, dat is waar, gy können schön pypen, en wel eenen Batzen verdeenen, nu will ik gy oock eene Pasteete macken.

Ein andermal begegnete dem Könige daselbst ein sonderbarer Vorfall. Der Monarch wollte einen Banquier

gern selbst sprechen, von dem er eine ansehnliche Summe Geldes erheben wollte, allein er fand ihn nicht zu Hause: Die Frau des Banquiers, die den König nicht kannte, sagte ihm: ihr Mann würde wahrscheinlich bald nach Hause kommen, wenn er sonst wollte, könnte er ihn in einem Zimmer, welches sie ihm aufschließen würde, erwarten. Der König, der sich der Frau nicht zu erkennen geben mochte, nahm den Vorschlag an, versah sich aber keineswegs des Compliments, welches sie ihm machte. Des Banquiers Frau ersuchte ihn höflich, die Schuhe vor der Thür auszuziehen. Der König, obwohl er noch so viel als möglich die Stiefeln auf der Strohdecke abrieb, mußte sich dennoch dieser Ceremonie unterwerfen. Die Hausfrau verließ ihn sogleich, nachdem sie ihm ihr Heiligthum von Putzstube geöffnet hatte, und war nicht so galant ihrem Gaste Gesellschaft zu leisten. Bald darauf kam der Banquier nach Hause, und war sehr erstaunt, den König von Preußen ohne Stiefeln sitzen zu sehen. Vor Schreck hätte er in Ohnmacht sinken mögen. Sogleich fiel er dem Könige zu Füßen, und bat für seine Frau um Verzeihung. Warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen? — „Ich sollte mich zu erkennen geben," sagte der König, „o, dafür habe ich mich wohl gehütet; denn der König von Preußen hätte mich sicher nicht von der kleinen Ceremonie befreit." — Der König hatte Recht. — Der Banquier ließ seine Frau rufen. Was hast Du angegeben, sagte ihr Mann, und zeigte ihr den König, wirf Dich Sr. Majestät zu Füßen, und bitte derselben Deine Unart ab. — Was? sagte die Frau, bei meiner Treue! ich kann ihm nicht helfen, da muß König und Königinn dran. Ziehe ich die Schuhe doch selber ab, da mir doch das Zimmer gehört. — „Sie haben vollkommen Recht," sagte der gütige Monarch, und zum Banquier gewendet: „Nun, mein Herr, sehen Sie wohl? — ich wußte es recht gut, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und Beibehaltung des In-

kognito, dem Könige von Preußen eine Beschimpfung ersparen würde."

Am Abend der Schlacht bei Lissa verlangte der König im Schlosse daselbst zu Abend zu speisen, allein die österreichischen Offiziere hatten nur noch sehr wenig übriggelassen. Es war also kein anderer Rath, als von dem Uebriggebliebenen für den Sieger ein Ragout zu bereiten. Nie hat wohl ein solches zusammengesetztes Ragout Jemand besser geschmeckt. Der König, welcher sehr heiter war, aß mit vielem Appetit, und unterhielt sich mit dem Herrn des Hauses, dem Baron von M., welcher bei der Tafel die Honneurs machte. Plötzlich sah ihn der König mit fester Miene an, und fragte:

„Mein lieber M., — kann Er Pharao spielen?"

In meiner Jugend spielte ich ein wenig, sagte der Baron, denn er wußte, wie sehr der König die Hazardspiele haßte.

„Nun, so weiß Er auch, was va banc ist; das habe ich heut gespielt," versetzte der König.

Im Jahre 1758, als der König mit der Armee in Böhmen stand, ritt er an einem Herbstmorgen früh in der Dämmerung, nur von einigen Flügeladjutanten begleitet, recognosciren; es fiel ein so starker Nebel, daß man nicht vier Schritt vor sich sehen konnte. Sie ritten auf einem Fahrwege und der König glaubte, es wäre noch Zeit genug, rechter Hand auszubiegen, um den feindlichen Vorposten vorbeikommen zu können. Aber der Flügeladjutant von Oppen bemerkte, daß sie schon zu weit gekommen wären. Meiner Seel, Ihro Majestät, wir sind schon zu weit, und gewiß hinter dem feindlichen Vorposten. Kaum hatte Oppen das gesagt, als auch schon ein feindlicher Husar angesprengt kam, um die zu sehen, die er hatte sprechen gehört. Der König verlor seine Geistesgegenwart

nicht,

nicht, sondern ritt scharf auf den Husar los und fragte mit fester Stimme: „Husar, wo geht dieser Weg hin?“ Der Husar, der sogleich Preußen erkannte, war aber durch den Ton und Blick des Fragenden gleich Vater Loths Gemahlin versteinert, und konnte kein Wort hervorbringen. Hierauf sagte der König ganz gelassen: „Messieurs, kommen Sie, der Husar weiß es nicht,“ und so jagten sie unter Begünstigung des Nebels davon, und lachten hernach noch herzlich über diesen Vorfall.

Ein junger Offizier trug, ungeachtet des scharfen Verbots, einen Civilrock, und ging mit einer Dame in Sanssouci spazieren, weil er glaubte, daß der König nicht in Potsdam sei. Aber mit einem Male, als er aus der Allee heraus trat, stand der König vor ihm: „Wer ist Er?“ — Der Offizier erschrak, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, daß er antwortete: Ich bin ein Offizier, allein ich bin incognito hier. — Dieser Einfall gefiel dem Könige, und er sagte: „So mache Er, daß Ihm der König nicht sieht,“ und ging dann weiter.

Ein gewesener Läufer eines reichen Grafen hatte sich in seinem Dienste viel Vermögen zu verschaffen gewußt, und bat daher den König, ihm den Titel eines Hofraths beizulegen. Der König schrieb aber unter der Supplik: „Er kann laufen.“

In der Schlacht bei Roßbach hatte ein Musketier ungefähr 40 Thaler in Gold einem französischen Offizier abgenommen, und sie hernach in das Unterfutter seiner Montirung heimlich eingenäht, worauf er dann mit innerlicher Freude über seinen Schatz, seinen Marsch bis nach Parchwitz, kurz vor der Schlacht bei Leuthen, machte. Hier hatte er das Unglück, von einem seiner Kameraden zum

Spiele verleitet zu werden, und den größten Theil seines Geldes zu verlieren. Um aber dasselbe zurückzugewinnen, spielte er immer mit mehr Hitze und Leidenschaft, allein stets unglücklich, so daß er zuletzt sein ganzes Geld verlor. Die größte Verzweiflung bemächtigte sich seiner; diesen Schatz, woran seine ganze Seele hing, so in einem Augenblicke verloren zu haben, war für ihn schrecklich, den Gedanken konnte er nicht ertragen. Sein erster Gedanke, der in ihm aufstieg, und der sich auch sogleich seiner Seele bemächtigte, war, sich zu erschießen; er ergriff sein Gewehr, ladete es scharf und schlich sich heimlich aus dem Lager hinter eine Scheune, um seinen Vorsatz auszuführen. Der König, welcher recognosciren geritten war, bemerkte den Musketier und sprengte sogleich zu ihm heran, indem er sagte: „Du! was machst Du hier?“ Wie vom Donner gerührt, ließ der Soldat sein Gewehr fallen, und stand verstummt vor seinem Könige. Der Monarch, sogleich sein Vorhaben erkennend, fragte: „Warum hast Du das thun wollen?“ Hierauf erzählte der Musketier Alles, und setzte noch hinzu, daß er dieses erbeutete Geld, sobald er in die Winterquartiere würde gekommen sein, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalte habe schicken wollen; da er nun aber alles verspielt habe, uud seine Freude vereitelt sei, so habe er aus Verzweiflung diesen Schritt thun wollen. Gerührt über diese aufrichtige Erzählung des Musketiers, befahl der König dem damaligen Oberst-Lieutenant von Krusemark, dem Soldaten das verlorne Geld sogleich zu geben und sagte: „Du bist noch jung und kannst mir noch lange dienen; schäme Dich Deines jetzigen Fehlers, den ich Dir vergeben will. Gehe still nach Deinem Quartier, Deine Schwester will ich versorgen lassen.“ — Ach, Ihro Majestät! ich werde, wenn ich zurückkomme, gestraft werden, erwiederte der Soldat. — Allein der König drehte sich zu seinem Gefolge um, und sagte: „Messieurs, Niemand erzähle diesen Auftritt!“

und zum Soldaten: „Diene mir getreu und führe Dich gut auf, so werde ich für Dich sorgen.“

Als der Großfürst von Rußland in Berlin zum Besuch war, hatte er seinen Leibkutscher Rumaneff mitgebracht, welcher den Rang eines Majors bekleidete. Den Tag vorher, ehe der königliche Hof von Berlin nach Potsdam ging, um hier den Aufenthalt des Königs zu bewundern, befahl der Monarch seinem Kammerdiener Anderson, er sollte mit dem Leibkutscher des Großfürsten in einem Wagen nach Potsdam fahren, und ihn aufs Beste bewirthen. Anderson begab sich zum Kutscher und lud ihn auf das freundschaftlichste zur Reise nach Potsdam ein, indem er ihm das zu hoffende Vergnügen sehr groß schilderte. Gut, sagte der Leibkutscher, ich werde mich bereit halten, aber wer sind Sie, mein Herr? — Ich bin des Königs Kammerdiener. — Kammerdiener? Nein, mein Herr! mit einem Kammerdiener kann ich nicht fahren. Mich muß ein Kapitain begleiten. — Diese Antwort wurde sogleich dem Könige hinterbracht, welcher darüber herzlich lachte und ganz gelassen sagte: „Wir wollen ihn nur in Berlin lassen. Meine Kapitaine haben mehr zu thun.“ Rumaneff blieb wirklich in Berlin, und reisete ab, ohne Potsdam gesehen zu haben.

Der bekannte Baron von Pöllnitz wurde, um eine reiche Heirath desto sicherer zu machen, katholisch, allein dieselbe kam nicht zu Stande, und er saß nun, ohne Geld und ohne Anstellung, ganz entblößt da, denn letztere hatte er aufgegeben. In seiner Noth schrieb er aus Nürnberg an den König, und bat ihn, doch wieder in seinen vorigen Posten einzusetzen, er wolle auch alsdann die reformirte Religion annehmen. Friedrich antwortete aber: „Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, dies ist mir gleichviel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden

lassen, dann will ich Euch wieder in meinen Dienst annehmen."

Auf einem Marsche in Böhmen mußte sich die Kavallerie durch einen Wald ziehen, der sich allmählig zu einem Hohlwege neigte. So eben war der König auf der Anhöhe abgestiegen, und hatte sich an einen Baum angelehnt, um die vorbeimarschirende Kavallerie durch sein Fernglas in Augenschein zu nehmen.

Bei dieser Gelegenheit war ein Garde dü Corps von der Leib-Eskadron vor dem Hohlwege abgestiegen, um ein nothwendiges Bedürfniß zu befriedigen; nachdem dies geschehen, eilte er so schnell als möglich seiner Eskadron nach. Unglücklicherweise mußte er aber die Anhöhe passiren, weil der Hohlweg nur für 4 Mann breit genug war, und weil er die größte Eile hatte, auch wegen der Bäume den König nicht sehen konnte, so stieß er denselben mit seinem Pferde dergestalt gegen die linke Schulter, daß er beinahe umgefallen wäre. Ohne sich um das, was hinter ihm vorging, zu kümmern, jagte er davon. Einer von des königl. Adjutanten war sogleich im Begriff, diesen groben Menschen nachzueilen, als ihn der König fragte: „Wo will Er hin?" — Ich will den unvorsichtigen Garde dü Corps zurückholen, der Ew. Majestät so beleidigte, war seine Antwort. — „Laß Er den Mann nur reiten," sagte der König verdrüßlich, „der hat nicht Zeit hier Alles in Augenschein zu nehmen, der muß fort." Hierauf betrachtete der König seine vorbeimarschirende Kavallerie, als wenn nichts vorgefallen wäre.

An einem schönen Sommertage machten sich einige Kavalleristen aus dem Lager auf und gingen in einen nahegelegenen Wald, um da ungestört spielen zu können. Sie breiteten einen Mantel auf die Erde, holten ihr Geld hervor, und fingen an zu würfeln.

Gegen Abend fiel es dem Könige ein, ohne jede weitere Begleitung, nur mit dem Prinzen Moritz einen Spaziergang nach dem nahegelegenen Walde zu machen. Gleich beim Eintritt in denselben wurden sie die Kavalleristen gewahr. Der König ging gerade auf sie los, diese warfen erschrocken ihren Mantel über Würfel und Geld, und standen auf.

„Was macht Ihr hier?" fragte der König.

Wir essen, antworteten die Kavalleristen nicht ohne einige Bestürzung.

„So!" erwiederte der König, und schlug den Mantel auf; „ich verlange nur die Löffel, das Essen will ich Euch lassen." Der König nahm die Würfel, setzte seinen Spaziergang mit dem Prinzen ruhig fort, und ließ die Kavalleristen ungestraft nach ihrem Quartier gehen.

Des Königs Krieger erlaubten sich während des siebenjährigen Krieges manche Freiheiten in ihren Reden, vorzüglich aber schien der Leibgarde dies Privilegium eigen zu sein.

Es war kurz vor der Schlacht bei Lissa, als der König in Begleitung der Generale Ziethen und Wedell, vertieft im ernsten Gespräch, bei seinem ersten Garde-Bataillon vorbeiritt, welches zur Schlacht aufmarschirte. Plötzlich wird die Stille durch einen Soldaten unterbrochen, der seinen Kameraden laut zurief: Steffen, höre mal.

Na, was is los, antwortete Jener.

Sammle doch eine Collecte in Deiner Kompagnie.

Pah, für wen denn?

Dummkopf! Kuck mal hin; Fritzens Rockfutter muß geflickt werden.

Plötzlich waren Aller Augen auf den König gerichtet, der alles verstehen konnte. Aber jetzt ging erst das Geplapper los. Einer fand seine Weste nicht mehr brauch-

bar, der Andere seinen Hut zu schlecht, der Dritte seine Hosen nicht ordentlich rein u. s. w.

Ja, sagte der Spaßvogel der ersten Kompagnie, wenn einer von uns so mal zur Parade käme, Fritz würde es ihm wohl anstreichen.

Doch bald übertönte das Kommando: „Halt! das Gewehr an!“ jenes unnütze Geplauder der Soldaten, der erste Kanonenschuß fiel, und die Schlacht nahm ihren Anfang.

Der König hatte einen Pagen, dem er öfters geheime Aufträge gab. Eines Tages kam dieser in aller Frühe zum Monarchen, um Rechenschaft von seinen Geschäften abzulegen, wobei der König sich sehr freundschaftlich mit ihm unterhielt. Einmal befahl er sogar, zwei Portionen Chocolade zu bringen, die eine für sich, die andere für den Pagen. Als der Kammerhusar damit erschien, schenkte er ein, und präsentirte dem Könige die erste Tasse. Der König, der gerade sehr vergnügt war, sagte zum Kammerhusar, indem er sie nicht annahm: „Du hast gar keine Lebensart. Der Herr da (auf den Pagen zeigend), ist ja ein Fremder, und ich bin der Wirth. Den Gästen, sollte ich denken, präsentirt man zuerst.“

Durch eine anderweitige Versorgung hatte der König seinen Chirurgus, der ihn gewöhnlich zur Ader ließ, verloren. Er fragte dieserhalb den Regiments-Chirurgus Engel: ob er nicht einen guten Menschen zum Aderlassen wüßte. Engel schlug ihm einen vor, welcher nicht allein ein guter, sondern auch ein sehr geschickter Mann sei.

Bald nachher ließ der König diesen jungen Mann zu sich rufen, und als derjenige nach vorhergegangener Meldung ins Zimmer trat, fragte er ihn:

„Heißt Er N...?“

Ja, Ihro Majestät:

Hierauf sagte der König zu ihm: „Hör Er mal, Er soll mich zur Ader lassen, aber das will ich ihm andeuten, daß Er mit mir nicht anders umgeht, als mit einem Burschen von meiner Garde, denn in diesem Punkt sind wir Alle einerlei; und bezeigt Er Furcht beim Aderlassen bei mir, so geräth's Ihm nicht. Versteht Er mich?"

Ja, erwiederte derselbe.

„Nun, so komm Er her, und mach Er sein Probestück."

N... unterband nun den Arm des Königs, und hatte das Unglück, die Ader zu verfehlen, daß kein Blut floß. Der König sagte hierauf ganz freundlich:

„Sieht Er wohl, Er hat sich gefürchtet. Komm Er her und schlag Er noch einmal, aber ohne Furcht."

Dieser mußte hierauf noch einmal schlagen, und siehe, das Blut kam schnell gesprungen. Jetzt sagte der König lächelnd:

„Da sieht Er ja selbst, was die Furcht macht! Er soll mich künftig immer zur Ader lassen, aber ohne Furcht."

Als der König im Sommer 1767 seine Garde von Potsdam nach Bornstedt ausrücken ließ, um mit ihr einige Exercitien vorzunehmen, ließ er sie in eine gerade Linie avanciren. Es hatte gerade einige Tage zuvor stark geregnet, und von den sogenannten Bornschen Bergen war vieles Wasser herabgeflossen, welches sich zu einem kleinen Teich gesammelt hatte; als sie davor ankamen, kommandirte der König: „Halt!" Da der König an diesem Tage sehr vergnügt war, so sprengte er vor die Front und fragte:

„Bursche, habt Ihr mir geschworen, zu Lande und zu Wasser zu dienen?"

Ja! erschallte es von der ganzen Garde.

„Nun gut," sagte der König, und kommandirte: „Bataillon, vorwärts, marsch!"

Jetzt ging die Garde mit ihren weißen Stiefeletten

durch den Sumpf, worüber der König herzlich lächelte, denn er wußte, daß sie es aus Liebe für ihn thaten.

Einst ließ der König einen Maler zu sich rufen und zeigte ihm ein gemaltes Zimmer, welches der Ausbesserung sehr bedurfte. Da nun eines Morgens dieser Maler sehr früh auf seinem Gerüste stand, so schlich sich der König leise aus einem Nebenzimmer herbei, stellte sich unten an die Leiter, um den Künstler zuzusehen. Da dieser nun oben größtentheils fertig war, so stieg er rückwärts langsam die Leiter herab, immer seine Malerei betrachtend. Auf diese Weise trieb er den König, ohne sich umzusehen, bis in das Fenster, da nun aber Friedrich nicht mehr weiter konnte, der Künstler aber noch immer rückwärts schritt, so hatte jener das Unglück, den König auf die Füße zu treten. Ohne sich in seiner Betrachtung stören zu lassen, und glaubend, daß sein Bursche hinter ihm sei, sagte er: Bist Du neugieriger Schlingel wieder hier. Sogleich antwortete der König: „Ja!" Durch diese fremde Stimme bestürzt, drehte sich der Maler um, und da er dem Könige gewahr wurde, bat er fußfällig um Vergebung. Der König lächelte und erkundigte sich nach diesem neugierigen Burschen, welchen er nachher auf seine Kosten reisen ließ und ihn zu einem berühmten Maler dadurch machte.

Gleich in den ersten Regierungsjahren des Königs war in dem anstoßenden Zimmer, neben dem Schlafgemache, etwas von der Stuccaturarbeit der Decke abgefallen, weshalb ein Stuccateur bestellt werden mußte. Dieser hatte aber eines Morgens sehr frühe das Unglück, von der Leiter zu fallen, und sich den Knöchel zu verrenken. Der König, der den Fall gehört hatte, eilte sogleich herbei und sah den Mann an der Erde liegen, der gern aufstehen wollte und nicht konnte. Bald darauf traten auch mehrere Bedienten

herein, von denen der König sogleich einen zu dem Arzte schickte, während er den Verunglückten fragte:

„Wo thut es Ihm weh?"

Der Arbeiter, auf den Knöchel zeigend, sagte: Hier!

„Das geht noch an," erwiederte der König, „der Fuß ist nicht gebrochen, sondern nur unten verrenkt. Reich Er mir Seine Hand, und halte Er sich an mich an, damit Er sich auf einen Stuhl setzen kann."

Unterdessen trat auch schon der Arzt herein. Der König befahl ihm, den Patienten mit sich in den Wagen zu nehmen, ihn nach Hause zu bringen und für seine Gesundheit bestens Sorge zu tragen, und zu den Lakaien gewendet, sagte er:

„Ihr habt heute wieder lange geschlafen. Ich muß mich hier mit dem armen Mann ganz allein quälen. Ich werde Euch wohl künftig wecken müssen."

Der König ließ dem Verunglückten, gleich nach seiner Genesung, für die ganze Zeit seiner Krankheit doppelten Arbeitslohn auszahlen.

In der Schlacht bei Leuthen wurde ein Stabsoffizier, den der König sehr gut leiden konnte, durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet. Als der König seine Verwundung erfuhr, befahl er, daß man für dessen Erhaltung die größte Sorgfalt anwenden sollte, welches auch geschah, doch ohne guten Erfolg. Den Tag vor des Offiziers Tode kam eben der Feldprediger desselben Regiments, bei welchen jener stand, vom Besuche des Patienten, da der König geritten kam, um seinen braven Offizier zu besuchen, sah er den Feldprediger an der Thür des Hauses stehen und sagte:

„Nun, sieht es nicht gut aus, da kommt unsers Herrn Gottes sein Werber!"

Mit diesen Worten stieg der König vom Pferde, wandte sich zu dem Feldprediger und fragte:

„Was macht der ...?"

Ihro Majestät! sagte der Feldprediger, er hat sich sehr zu Gott gewandt.

„Das habe ich gleich gemerkt!“ war die Antwort des Königs, unser Herr Gott ist in diesem Falle glücklicher wie ich, er bekommt und ich verliere einen guten und braven Offizier.“

Des Königs Absicht in Behandlung der Truppen war jederzeit, daß mehr Menschlichkeit von den Vorgesetzten gegen dieselben sollte beobachtet werden, daher ging er auch mit den besten Beispielen voran.

Im Sommer ließ der König zum öftern die Garde aus Potsdam zum exerciren ausrücken, und wenn er gewahr wurde, daß sie ermüdet waren und schwitzten, kommandirte er: „Halt,“ ritt alsdann an das Bataillon, schob dem ersten besten den Hut in die Höhe, nahm die Hand und wischte ihm an der Stirn; fand nun der König, daß sie naß war, so sagte er:

„O Ihr armen Bursche! Ihr schwitzt auch recht sehr.“

Sogleich ließ er in Zügen abmarschiren, und sagte freundlich: „Kinder! marschirt ganz sachte, damit sich Keiner Schaden thue!“

Einen Beweis, wie sehr der König von seinen Leuten geliebt und geehrt wurde, mag folgende Anekdote beweisen:

Pfund, der Leibkutscher des Königs, hatte gerade zu der Zeit das hitzige Fieber bekommen, als ihm die Reise nach Schlesien zur Revüe bevorstand. Man meldete es dem Könige und fragte: wer an Pfunds Stelle fahren sollte? Der König, seit 36 Jahren an diesen Menschen gewöhnt, kannte dessen außerordentliche Natur und seine unbegrenzte Ergebenheit, und schrieb ihm daher, wie er sich in große Verlegenheit befinde, da er sich keiner seiner Stallleute anvertrauen könne, und er deshalb seine Reise

zur Revüe nach Schlesien für dieses Jahr wohl einstellen müsse. Pfund konnte weder lesen noch schreiben, als er aber den königlichen Brief, mit der Aufschrift: „An meinen lieben Leibkutscher," erhielt, lag er in der größten Fieberhitze, aber dessen ungeachtet mußte man ihm den Brief vorlesen. Kaum war dies geschehen, als er auch aus dem Bette sprang, nach neuer Leibwäsche und nach einem Barbier rief, und sogleich dem Könige antworten ließ: er sei durch den erhaltenen Brief des Königs von seinem Fieber genesen, und werde daher Sr. Majestät aus seiner großen Verlegenheit reißen. Und in der That fuhr auch Pfund den König nach einigen Tagen zur Revüe nach Schlesien, zum Erstaunen aller Aerzte.

Im Sommer des Jahres 1781 war eine außerordentlich große Hitze, und namentlich war diese in Sanssouci unausstehlich, wegen seiner besondern Lage. Der König, der seit einigen Tagen eine ungemein große Müdigkeit unter seinen Leuten verspürte, kam auf den Gedanken, daß sie sich des Nachts in dem kühlen Weinkeller etwas auf die große Tageshitze zu Gute thäten, und tapfer herum tränken. In einer Nacht rief er den wachthabenden Lakaien. Dieser kam gewöhnlich mit dem Wasserglase in der Hand. Allein diesmal verlangte der König Licht, stand auf, zog sich seine Stiefeln an, nahm seinen Mantel um, und befahl dem Lakaien, daß er voran gehen solle. Es ging geraden Weges nach dem Keller. Als der König diesen verschlossen und nirgends Licht fand, sagte er: „Es ist eine schöne Nacht; aber ich will mich doch nur wieder schlafen legen."

„Ich weiß doch nicht," sagte eines Tages der König bei Tafel, „woher es kommt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts Rechtes werden will.

Verzeihen Ew. Majestät! sagte einer der Anwesenden, wir haben ja den braven Obersten R... in der Armee, der das Gegentheil beweisen könnte.

Der König schien eine Weile darüber nachzudenken, und sagte endlich: „Ei was! der Oberst R... ist ein alter Edelmann, daß weiß ich besser.“ (Er war es aber nicht, sondern wurde erst in Folge dessen geadelt.)

Als Friedrich der Große Sanssouci anlegte, war ihm eine Mühle, welche noch heute daselbst steht, im Wege, weil sie ihrer Lage nach, dem entworfenen Bauplan seines Gartens zuwider war. Der König ließ daher den Müller zu sich kommen, und fragte ihn, ob er die Mühle nicht verkaufen wollte. Da der Müller die Mühle vom Vater geerbt hatte, so wollte er sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm, eine bessere Mühle mit Wasserlauf wo anders zu bauen, und alles frei zu geben, auch noch eine Summe Geldes auszuzahlen, welche er für seine Windmühle fordern würde; allein der Müller blieb hartnäckig bei seinem Vorhaben. Endlich wurde auch der König verdrüßlich und sagte: „Weißt Du wohl, daß ich Dir Deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?“ — Ja, Ew. Majestät! wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre, antwortete der Müller. Dem Könige gefiel diese rasche Antwort; der Müller blieb im Besitz seiner Mühle, der Monarch aber änderte seinen Plan, doch wird es dem Müller nachher wohl gereuet haben, als die Chaussee da vorbei geführt wurde.

Im siebenjährigen Kriege marschirte einst die Armee im Sommer vor einem Weinberge vorbei, der mit einer hohen Steinmauer umgeben war. Mehr als tausend Panduren waren mit einigen kleinen Kanonen dahinter versteckt, und schossen unaufhörlich auf die vorübermarschirenden Husaren, welche die Avantgarde ausmachten. Es reg-

nete Musketen und Kanonenkugeln in die Züge der Eskadronen. Der König befahl Halt zu machen und blieb links bei der Kolonne, mit dem Rücken nach der Mauer, stehen, über welche geschossen ward. Endlich kommandirte der König: „Das Gewehr auf! vorwärts marsch!“ und in der schönsten Ordnung, als bei einer Revüe, marschirten die Truppen beim Könige vorbei, obwohl die Panduren heftig auf die Preußen schossen, wobei die Kugeln auf den Feldflaschen und Kesseln ein so betäubendes Geklapper machten, daß davon mehrere Pferde scheu wurden. Doch der König, ohne außer der Fassung zu kommen, sagte ermunternd zu den Kriegern: „Kinder, reitet ordentlich, der Bettel thut keinen Schaden.“ Als er noch so sprach, schlug eine Kanonenkugel dicht neben den Zug der Garde dü Corps, daß die Erde um den Kopf des Lieutenants flog, und der Zug etwas in Unordnung gerieth. — Reitet gerade, rief der Lieutenant, und fürchtet Euch vor dem Dr... nicht. — „Bravo, mein lieber Z.....! richte Er nur seinen Zug wieder, und so zog die ganze Kolonne in der schönsten Parade vor dem Könige vorüber, unter dem unablässigen Feuer der Panduren.

Vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges blies der König noch öfters im Kammer-Concert eins seiner Solis. Als der König einst ein neues Solo zum ersten Male spielte, waren in einem Satze, der in der Transposition einige Male vorkam, etwas merkliche durchgehende Quinten. Quanz, dessen musikalische Orthodoxie in diesem Punkte nicht eben sehr tolerant war, schnaubte sich die Nase und räusperte sich einige Mal; auch Bach, der etwas feiner, aber auch in diesem Fache nicht eben sehr nachsichtig war, hob diese Stellen beim Accompagnement mit dem Pianoforte sehr lebhaft hervor, so daß die Quinten deutlich zu hören waren. Die Uebrigen waren still, schlugen aber die Augen nieder. Der König, der dies merkte, war still,

untersuchte bald darauf sein Solo, und fand die Stellen. Einige Zeit zeigte er sie weder Quanz noch Bach, sondern dem Franz Benda unter vier Augen, und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft, und nach den Regeln des Contrapunktes unrichtig sei. Benda bejahte es, und mit Beihülfe desselben wurden diese Stellen geändert, wobei der König hinzu setzte: „Wir müssen doch Quanz keinen Katarrh zuziehen."

Der große Monarch konnte sogar denen, die er einmal mit seiner Gunst beehrt hatte, Bitterkeiten verzeihen. Quintus Icilius, der Sohn eines Magdeburgischen Kaufmanns, der eine Fayance-Fabrik hatte, hieß, ehe ihn der König diesen Namen beilegte, Guichard. Einst, lange nach dem siebenjährigen Kriege, als der König die Porzellan-Manufaktur für seine Rechnung übernommen hatte, speiste Quintus Icilius bei dem Könige, und widersprach demselben. Darauf erwiederte der König mit Bitterkeit: „Sei Er still! Was versteht Er davon? Er ist ja nur ein Töpfersohn." — Quintus antwortete aber: Da werfen mir nun Ew. Majestät vor, daß mein Vater ein Töpfer war, und Sie sind doch selber einer.

Zur Zeit des bairischen Erbfolgekrieges äußerte ein vornehmer französischer Edelmann dem Könige seine Verwunderung darüber, daß er fast in jedem Zimmer das Bildniß des Kaisers Joseph antreffe. „Sie wundern sich, Herr Marquis?" sagte der König. „Ich stellte mir wohl vor, daß Sie das thun würden, aber der Kaiser ist ein feuriger und thätiger Monarch, den ich nicht gern aus den Augen lasse."

Bei Magdeburg, da, wo jetzt der Friedrich-Wilhelms-Garten ist, befand sich früher das Kloster Bergen, welches eine Lehr- und Erziehungsanstalt war, und welches im

Jahre 1770 der Abt Hähn, ein herrschsüchtiger, eigensinniger Mann von schwachem Verstande und dummer Pietät, vorstand. Es liefen seinetwegen beim Ministerio viele Beschwerden ein, so daß endlich diese Anstalt ganz in Verfall gerieth, weshalb das Ministerium sich genöthigt sah, dem Könige davon Bericht zu erstatten. Friedrich schrieb unterm 11. Juni 1770 am Rande dieses Berichts eigenhändig:

„Man Mus Einen Andern in die Stelle haben, Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken, weil der Kerl ein übertriebener pietistischer Narr ist."

Sogleich wurde auch eine Kommission nach Magdeburg geschickt, welche den Abt Hähn außer Thätigkeit setzte, und den Direktor Frommann in Coburg zum Abt nach Kloster Bergen berief.

Einst hatte ein Major eine Anzahl seiner Kriegskameraden zu sich zu Tische geladen, und versprochen, sie mit Wildbraten zu regaliren. Die Zeit erschien, und die Sendung des so sehnlichst erwarteten Hirsches von seinem entfernten Gute blieb aus, weil die hohe Jagd schon geschlossen war. Um aber sein Wort dennoch zu lösen, ergriff er die Flinte und ritt in den nahen Königlichen Forst; hier schoß er einen Zwölfender, ohne sich um den Förster zu bekümmern, der protestirend diesem Jagdfrevel zusah.

Der Förster, um sicher zu gehen, zeigte diese Sache den Gerichten an, und diese verurtheilten den Major zu einer Geldstrafe von 100 Dukaten, welche er auch sofort bezahlte. Doch bei ruhiger Ueberlegung fiel ihm jedoch ein, daß der König diesen Vorfall erfahren, und er dadurch in seinem bevorstehenden Avancement zum Oberst-Lieutenant sehr verzögert werden könne. Dennoch avancirte er, als ihn die Reihe traf, obwohl der König von dem Vorfall wußte. Der Ordnung gemäß erschien der Oberst-Lieutenant bei der Parade vor dem Könige, um ihn seine Auf-

wartung zu machen und seinen Dank abzustatten. Schon wollte er sich wieder entfernen, als der König ihm zu sich rief und sagte:

„Hör Er! Hat er die 100 Dukaten schon bezahlt?"

Ja, Ew. Majestät!

„Gut! Schieße Er so viel Hirsche, als er Lust hat; Er muß aber für jeden 100 Dukaten bezahlen."

Einst hatte der König nach einer gewonnenen Schlacht das gute Benehmen eines Regiments durch einen Parolebefehl gelobt; gewöhnlich erregte ein solch öffentlich ertheiltes Lob immer allgemeine Freude. Zufälliger Weise besetzte dieses Regiment nach der Schlacht das Städtchen, in welchen der König sein Hauptquartier hatte. Der König nahm seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters, welchem gegenüber ein Wirthshaus war. Am Nachmittage aber vernahm der König einen entsetzlichen Lärmen, dessen Ursach er sich nicht erklären konnte; doch schien es ihm mehr ein Jubel als ein Streit zu sein. Sogleich gab Friedrich einem seiner Adjutanten den Befehl, nachzusehen was es da drüben gäbe, und wenn es ein Streit unter den Truppen wäre, augenblicklich die zweckmäßigsten Mittel in Anwendung zu bringen, damit dem bei Zeiten Einhalt geschähe. Der Adjutant kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß das ganze Wirthshaus mit jubelnden Soldaten angefüllt sei, welche sich vorgenommen hätten, wegen der öffentlichen Belobung von Seiten Sr. Majestät, auf dessen Gesundheit ein Räuschchen zu trinken.

„Na," sagte der König zum Bürgermeister gewandt, „denn kann Er nur dahin sehen, daß kein Unglück geschieht!"

Der Bürgermeister zuckte mit den Achseln nnd bemerkte, daß ihm die Mittel, dies zu verhindern, dazu fehlten.

„Er hat Recht, wir wollen die Leute gewähren lassen; sie werden von selbst so vernünftig sein!"

Bald

Bald darauf wankte ein Grenadier aus der Thür des Wirthshauses, der König winkte ihn zu sich, und fragte: „Was habt Ihr dort vor?“

Wir trinken auf Ew. Majestät Gesundheit von wegen der heutigen Parole, sagte der ziemlich Angetrunkene.

„So, so! Na, macht's nur nicht zu arg dabei, sonst möcht's morgen Eurem Rücken nicht gut bekommen.“

Macht auch nichts, sagte der Grenadier in seiner fröhlichen Laune.

„Na, komme er nur,“ sagte Friedrich zu seinem Adjutanten, „mit den Kerls ist heute nichts anzufangen, wir müssen sie schon gewähren lassen.“

Als im April des Jahres 1763 der Preis des Fleisches in Berlin zu einer bedeutenden Höhe stieg, daß täglich beim Könige darüber Klagen einliefen, gab er den Schlächtern der Regimenter die Erlaubniß, auch Vieh, aber gegen Entrichtung der gewöhnlichen Accise, schlachten zu können. In dem darüber erlassenen Befehl heißt es unter Anderm: „maßen die Stattschlächter hiesiger Residentien eine unerhörte impertinence bezeigen, und die Fleischtaren nach ihrer Willkühr und Gefallen, zum größten Bedrück des publici, zu machen sich unterfangen.“

Als eines Tages der König durch die Straßen Berlins ritt, sah er in einer kleinen Straße eine Menge Menschen um ein Haus versammelt. Da ihm dieses sogleich auffiel, so gab er seinem Flügel-Adjutanten von Hanstein den Befehl sich zu erkundigen, ob da nicht ein Unglück vorgefallen sei. Bei seiner Rückkehr benachrichtigte er den König, daß ein Ziegeldecker bei der Ausbesserung des Daches vom Hause das Unglück gehabt habe, hinunter zu stürzen, und augenblicklich todt gewesen sei. Es sei ein Trommelschläger vom Regiment Kalkstein, und seine Frau sei nun in Verzweiflung, da sie nun nicht wisse,

wie sie sich mtt ihren 3 Kindern ernähren solle. — Sogleich mußte der Adjutant noch einmal hinreiten, und der Frau sagen, daß sie sich bei dem Könige melden solle. — So vergingen mehrere Tage; unterdessen war der König nach Potsdam gereist und hatte die Sache vergessen, aber zufälligerweise sah der König eines Morgens aus dem Fenster seines Schlosses zu Berlin, nachdem er wieder zurückgekehrt war, uud bemerkte auf dem gegenüberstehenden Hause einen Ziegeldecker; dieser Umstand brachte dem Könige sogleich die Sache wieder in Erinnerung. Sofort wurde ein Diener gerufen und gefragt, ob nicht eine Frau da gewesen sei. Dieser verneinte es, aber nach genauer Nachforschung ergab es sich, daß seit zwei Tagen eine Frau sich in der Nähe des Schlosses zeige, und sehnsuchtsvoll nach den Fenstern hinaufblicke, als ob sie dem Könige eine Bitte vorzutragen hätte. Friedrich gab Befehl, sobald diese Frau sich wieder zeige, sie sogleich vor ihn zu führen. Noch an demselben Tage erschien die Frau vor dem Könige, wo sie sich als die Wittwe des Verunglückten auswies. „Warum kam Sie denn nicht gleich in Berlin zu mir?“ fragte der König. Ach, antwortete sie, die Polizei hat mich davon abgehalten, ein Beamter gab mir zu verstehen: Sie könnten nicht Allen helfen, denn Ew. Majestät würden schon genug überlaufen. — „Ich lasse jeden Unglücklichen vor mich, denn dazu bin ich da. Wollte nur Gott, daß ich Allen helfen könnte!“ sprach der menschenfreundliche Monarch.

Nachdem diese arme Wittwe dem Könige ihre ganze Lage auseinander gesetzt hatte, wurde sie mit 12 Goldstücken beschenkt, außerdem erhielt sie ein Schreiben an das Armen-Collegium, in Folge dessen ihre Kinder in das Waisenhaus untergebracht wurden, sie selbst aber bekam eine monatliche Unterstützung, um gegen drückende Nahrungssorgen gesichert zu sein.

Im Jahre 1785 sagte der große König zu dem Bischofe von Ermeland, den er sehr liebte: „Glauben Sie mir, wüßte ich Alles, könnte ich alles selbst lesen, selbst beantworten, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich werden, aber so bin ich nur ein einziger Mensch."

Auch schrieb er einige Jahre früher, 1780, an d'Alembert:

„Die Regenten sind ursprünglich die Richter des Staats. Nur durch die Menge der Geschäfte werden sie gezwungen, dieses Amt Leuten zu übertragen, denen sie das Fach der Gesetzgebung anvertrauen. Dennoch dürfen sie diesen Theil der Gesetzgebung nicht zu sehr vernachlässigen, oder wohl gar dulden, daß man ihr Ansehen und ihren Namen dazu mißbraucht, um Ungerechtigkeiten zu begehen. Daher bin ich verpflichtet, über diejenigen zu wachen, denen die Handhabung der Gerechtigkeit übertragen ist; ein ungerechter Richter ist ärger als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum zu sichern, und sie so glücklich zu machen, als es die Natur der Menschen gestattet; dieses ist die Pflicht eines Jeden, der das Oberhaupt einer Gesellschaft ist; ich bestrebe mich, diese Pflicht auf's Beste zu erfüllen. Und wozu wäre es mir auch sonst wohl nützlich, den Plato, Aristoteles, so wie die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie."

Während der Schlacht bei Torgau bemerkte der König, daß auf dem rechten Flügel, wo die Garde dü Corps und die Gensd'armen standen, eine große Lücke war, er sprengte dorthin, um es abzuändern. Als Alles wieder in Ordnung gebracht war, hielt der König noch einige Augenblicke still, um eine feindliche Batterie zu beobachten, die den Garde dü Corps großen Schaden zufügte. Ein Unterofficier des vierten Zuges, neben dem zufällig der König

hielt, sagte zu seinem Nebenmann, dem Garde dü Corps Damm: hier muß man sich recht hundsföttisch todtschießen lassen, weil man nicht attaquiren kann, gebe Er mir unterdeß eine Prise de Contenance. Kaum hatte der Garde dü Corps den Deckel geöffnet, als ihm eine Kanonenkugel den Kopf wegnahm. Ganz kaltblütig kehrte sich der Unterofficier zu seinem zweiten Nebenmann und sagte: Nun, so gebe Er mir eine Prise, denn jene hat der Teufel geholt! Als der Lieutenant von Byern, unter dem der Unterofficier stand, mit ihm über diesen Vorfall sprechen wollte, traf eine Kanonenkugel sein Pferd. Der König, der Alles mit angesehen hatte, ritt zu dem Lieutenant heran, machte ihm ein gnädiges Kompliment und sagte dann zum Unterofficier: „Er hat das erforderliche kalte Soldatenblut, ich werde mich Seiner erinnern."

Als gleich nach der Schlacht bei Leuthen der König Breslau belagerte, flog am 11. Dezember 1757 ein Laboratorium und ein Pulverthurm in die Luft, weshalb der General von Sprecher, welcher in Breslau kommandirte, sich genöthigt sah, zu kapituliren. Er schickte daher einen Bevollmächtigten in das Hauptquartier des Königs, allein dieser machte so weitläuftige Kapitulations-Bedingungen, daß der König endlich unwillig wurde, und zu dem Chef der Artillerie, von Dieskau, sagte: „Höre Er, lieber Dieskau, Er kann Alles mit diesem Herrn abmachen, doch ohne viele Umstände. Alles ist kriegsgefangen, auf etwas Weiteres läßt Er sich nicht ein. Hier heißt es wie in der Bibel: Eure Rede sei ja, ja — nein, nein! Was darüber ist; das ist vom Uebel."

Während des Ueberfalles bei Hochkirch war der General von der Hagen schwer verwundet worden, und mußte daher nach Bautzen geschafft werden, wo der Regimentsarzt Theden ihn behandelte. Als bald darauf der

König aus Schlesien zurückgekehrt war, besuchte er den Kranken und ließ den Arzt rufen, welchen er unter anderm fragte:

„Giebt Er auch Nymphe?"

Nein.

„Warum nicht?"

Es hat keine wirkende Kraft.

„Er kennt es nicht."

O ja, allein es hat durch das Kochen seine wirksamen flüchtigen Bestandtheile verloren, es ist weiter nichts als Gerstenzucker.

„Giebt Er Quinquina?"

Ach, fiel der Patient ein, mit der verteufelten Quinquina schert er mich genug.

„Versteht Er sie auch zu brauchen?"

Wenn ich das nicht verstünde, so wäre ich nicht werth, Ew. Majestät Regimentsarzt zu sein.

„Wie giebt Er sie?"

Wenn der Körper genugsam vorbereitet ist, verschwenderisch.

Der König, durch diese Antworten vollkommen befriedigt, ernannte Theden noch in demselben Jahre zum General-Chirurgus.

Als der König mit seiner Armee im Lager bei Bunzelwitz stand, litt diese an Allem Mangel, denn der Soldat erhielt nur Brod, wovon er sich eine Suppe kochen konnte. Jeder sehnte sich nach der Erlösung aus dieser Lage. Wie gewöhnlich ging der König eines Abends durch die Straßen des Lagers und kam nahe bei zwei Husaren vorbei, welche mit einander plauderten, und ihr trockenes Brod aßen.

Bruder, sagte einer, das ist ja eine verdammte Geschichte! Wir müssen hier hungern, daß uns die Rippen knacken; ich für mein Theil halte dies nicht lange mehr aus!"

„Mein Sohn," sagte zu ihm der König, „habe nur Geduld, es wird nicht lange mehr dauern. Mir geht es übrigens ja auch nicht besser."

So? sagte der ungläubige Soldat, ist denn der Proviantwagen leer, der alle Morgen für Ew. Majestät und die Generale ankommt?

Der König ging ruhig weiter, und that, als ob er nichts gehört und verstanden hätte.

Einst hatte der König mehrere Truppencorps zu einer Special-Revüe zusammengezogen, unter welchen sich auch das Bredowsche Küraſſier-Regiment befand, bei dem der alte Major von Leopold diente. Um die Truppen im Lager stets wach und aufmerksam zu erhalten, hatte der König befohlen, daß ein Regiment Husaren den Feind vorstellen und beständig dasselbe umschwärmen sollte; ließe sich aber Jemand überraschen, sei es Offizier oder Gemeiner, so sollte man zum Zeichen, daß, wenn es Ernst sei, er hätte gefangen genommen werden können, ihm den Hut wegnehmen und dem Könige überbringen. Eines Abends hatte der alte Major von Leopold die Feldwache, und war, von den Mühen des Tages ermüdet, auf einem Feldstuhl eingeschlafen. Ein das Lager umschwärmender Husar bemerkte es, schlich sich näher, und war so glücklich, dem schlafenden Veteran den Hut vom Kopfe zu nehmen, um befohlener Maßen seine Beute dem Könige zu überbringen. Für jeden Andern würde eine solche Nachlässigkeit im Dienste von sehr üblen Folgen gewesen sein, allein den Major schützte seine 50jährige Dienstzeit vor dem Zorn des Königs. Am andern Morgen mußte der Major vor dem Könige erscheinen. Bangend, die bekannte Strenge des Königs im Dienste fürchtend, erschien der ehrwürdige greise Kriegsheld. Friedrich aber trat ihm entgegen, und mit dem Finger drohend, sagte er in einem beruhigenden Tone:

„Höre Er, lieber Major, auf der Feldwache muß man nicht schlafen. In seinem Alter kann man aber nicht dem Schlafe immer wehren; Er wird wohl thun zu quittiren. Ich setze Ihn mit 500 Thaler Pension in den Ruhestand.“

Um aber das Unangenehme, was für den Major in dieser Erklärung liegen könnte zu mildern, fuhr der König fort:

„Hat Er nicht einen Sohn im Regimente, der Junker ist?“

Ja! Ew. Majestät.

„Ich kenne ihn, er hat Anlage ein tüchtiger Offizier zu werden; ich ernenne ihn zum Cornet in der Garde dü Corps.“

Von der doppelten Gnade des Königs gerührt, konnte der alte Major nur mit Thränen in den Augen antworten, denn schon längst war es sein Wunsch gewesen, in den Ruhestand versetzt zu werden.

Während des siebenjährigen Krieges hatte ein Oberst eines gewissen Regiments seine Bemerkungen über die Bewegungen der preußischen Armeen in sein Tagebuch niedergeschrieben, worunter auch manche scharfe Kritik über die Anordnungen des Königs. Dieses Tagebuch hatte der Oberst in einem Mantelsacke unter mehreren andern Papieren verwahrt. Gegen das Ende des Krieges wurde dieses Regiment vom Feinde angegriffen, und da jener stärker war, zurückgedrängt, und unter der Beute, welche letztere machten, befand sich auch der Mantelsack des Obersten. Einige Tage später nahmen die Ziethenschen Husaren dem Feinde die ganze Beute wieder ab; auch den Aufsatz, welcher zum Unglück für den Obersten entdeckt und dem Könige übergeben wurde.

Mit dem größten Interesse studirte der König diese Schrift, und in den meisten Fällen, wo diese Unrichtigkei-

ten enthielt, machte der König seine Bemerkungen am Rande, um die Ansichten des Verfassers zu berichtigen. Allein einige Stellen waren aber so arg mitgenommen, daß der Monarch dabei bemerkte: „Hier urtheilt der Verfasser so dumm wie ein Esel!“ — Als der König diese Lektüre beendigt hatte, ließ er dem Verfasser diese Schrift wiederzustellen. Allein wer beschreibt das Erstaunen des Obersten, welcher sicher glaubte, daß er die Huld des Königs und sein Glück verscherzt habe; allein noch größer war es, als er nach dem Kriege seine Ernennung zum General erhielt.

Der Sohn des Großkanzlers Freiherrn von Cocceji war groß wie ein Riese, stark wie ein Löwe, dabei zugleich kenntnißreich, aber voller Heftigkeit und Leidenschaft. Nachdem er seine Studien beendigt hatte, wurde er einige Zeit im diplomatischen Fache, als Legationsrath angestellt. Zu dieser Zeit war er in eine Tänzerin der italienischen Oper verliebt; allein er war nicht der Einzige, der von ihr Gunstbezeugungen genoß. Bald lernte er auch seinen Nebenbuhler in dem Sohne eines Banquiers kennen. Tanzte sie, so war Cocceji immer im Parterre nahe der Bühne zu finden, um jeden ihrer Blicke zu beobachten. Eines Abends aber bemerkte er zu seinem Erstaunen und Verdruß, daß seine Geliebte dem Banquiersohn verliebtere Blicke zuwarf als ihm, und daß dieser in ihrem Anschauen ganz vertieft war. Sogleich erwachte die Eifersucht in seinem Herzen, immer mehr flammte sie an, bis er endlich seiner nicht mehr Herr war. Mit gewaltiger Faust hob er seinen Nebenmann in die Höhe, und warf ihn über Barriere und Orchester weg, auf die Bühne. Der König war gerade an diesem Abend im Theater, und seiner Gegenwart war es zuzuschreiben, daß unter dem Publikum kein Lärmen entstand. Auf der Bühne erhob sich endlich der Kleine von seiner Luftreise; und indem er etwas vorwärts hinkte, sagte er, um sein unverhofftes Erscheinen zu entschuldigen:

Es ist nicht meine Schuld; ich bin vom Legationsrath von Cocceji hierher geworfen worden!

Alles lachte, und der arme Banquiersohn entfernte sich hinkend hinter die Coulissen.

Bald nachher erfuhr der Großkanzler die unbedachtsame That seines Sohnes, und war voller Sorgen, welchen Eindruck dieselbe auf Sr. Majestät gemacht haben könne. Gleich am andern Morgen eilte er zum Könige; und dieser empfing ihn freundlicher als sonst.

Ew. Majestät, sprach der Großkanzler, ich habe das leichtsinnige, leidenschaftliche Betragen meines Sohnes am gestrigen Tage mit Schmerz und Kummer erfahren. Er hat dadurch auf eine strafbare Weise die Ehrfurcht, die er Ew. Majestät schuldig ist, verletzt. Ich bitte, ihn auf das Strengste zu bestrafen.

„Sein Sohn, mein lieber Cocceji, ist ein Brausekopf, er muß kurz gehalten werden. Ich werde ihn auf eine Festung schicken, um ihn zur Raison zu bringen.“

Am folgenden Tage erhielt der Legationsrath von Cocceji eine Cabinetsordre, mit dem Befehl, Angesichts dieses sich sogleich nach der Festung Glogau zu begeben, indem er zum — Regierungs-Präsidenten ernannt sei, und die dortige Stelle erledigt wäre.

Als der Kaiser Joseph den König im Jahre 1769 zu Neiße besuchte, bat sich der Kaiser aus, das Regiment Seydlitz manövriren zu sehen. Es war am dritten Tage des Manövers, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Fernglas sah, ob Alles nach den geschehenen Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser befand sich mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt Niemand, als etwa hundert Schritt seitwärts der General Seydlitz mit seinem Regimentsarzt. Unvermuthet

fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Wahrscheinlich war der König zuvor scharf geritten, das Pferd war warm geworden, und da der König seine Aufmerksamkeit auf die Truppen gerichtet hatte, so gab er nicht Acht auf das Pferd, welches die Gelegenheit benutzte, den juckenden Schweiß sich abzuwälzen. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, vermuthlich hatte er sich durch Herabspringen noch helfen können; das Pferd aber, nachdem es sich einige Augenblicke gewälzt hatte; sprang auf und lief davon. Der Arzt erschrak, und fragte den General Seydlitz, ob er zum Könige reiten solle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf war, sagte: Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß Jemand so etwas bemerkt, besonders, wenn es ohne Schaden abgeht. Hierauf fragte der Regimentsarzt, ob er nicht hinreiten sollte, um für den Köntg eins von den Handpferden des Generals zu holen. Der General Seydlitz schüttelte den Kopf und sagte: Nein! wofern es der König nicht ausdrücklich verlangt! Meine Pferde sind etwas scheu um die Köpfe, und möchten Streiche machen. (Dabei zielte er auf die Art hin, wie der König die Pferde zu strafen pflegte.) So stand der König wohl eine Viertelstunde ganz allein, und sahe unverwandt den Bewegungen der Truppen zu, während Seydlitz seitwärts sah, als ob er nichts bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen wäre. Endlich bemerkten die königlichen Reitknechte das herumschweifende Pferd, fingen es nach mancherlei vergeblichen Bemühungen ein, und brachten es dem Könige wieder, welcher sich darauf setzte, auch weiter mit Niemand über diesen Vorfall sprach.

Ein alter ehrlicher Bürger in Berlin schrieb im Jahre 1778 an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre geboren, und hätte bei allem Fleiß nicht so viel er-

werben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiele. Da Sr. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten Sie auch seines bauen. Dem Könige gefiel diese Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift eigenhändig geschrieben hatte, und antwortete ihm sogleich, daß er sein Haus bauen wolle, obgleich er für dieses Jahr keine Baugelder bewilligt hätte.

Als der König noch Kronprinz war, mußte er eines Tages seinen Herrn Vater nebst vielen Offizieren begleiten. Als sie bei der Schatzkammer vorüber kamen, schlug der Kronprinz mit seinem Stocke gegen das eiserne Gitter und sagte: „Wie froh werden diese Gefangenen sein, wenn man sie erlösen wird!“ Die begleitenden Offiziere lachten, so daß es der König hörte, und ihnen befahl zu sagen, worüber man lache. Anfangs weigerte sich ein Jeder, als aber der König darauf bestand, so ward es ihm gesagt. Er machte aber eben keine sehr gnädige Miene dem Kronprinzen, indem er in dem Ausdrucke seines Sohnes die Sprache anderer zu bemerken glaubte.

Der General Zaremba, welcher aus dem Polnischen stammte, hatte einen sehr weitläuftigen Namen. Der König, der davon gehört hatte, fragte ihn einstmals: „Na, Zaremba, wie heißt Er denn eigentlich?“ — Hierauf nannte dieser seinen langen Namen. — „Ei!“ rief der König aus, „so heißt ja der Teufel nicht!“ — Verzeihen, Ew. Majestät! antwortete Zaremba mit kaltem Ernst, der ist auch nicht von meiner Familie.

Ein junger Mensch aus Berlin hatte sich alle nur mögliche Mühe gegeben, um durch eine vortheilhafte Heirath seine schon etwas gesunkene Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Nach vieler vergeblichen Mühe gelang es ihm endlich, ein Mädchen mit einem bedeutenden Ver-

mögen zu erobern, allein die Eltern machten ihm manche Schwierigkeiten, da er doch keinen Charakter habe, und überhaupt sei es ihnen unausstehlich, ihre Tochter für die Folge nur schlechtweg Madam tituliren zu hören. Wie vom Donner gerührt stand der junge Mann da; und endlich, nach manchem Hin- und Hersinnen, entschloß er sich nach Potsdam zu reisen, um dem Könige eine Bittschrift zu überreichen, in welcher er um die Beförderung seines bevorstehenden Glückes allerunterthänigst ansuchen wollte. Glückliche Verhältnisse machten es, daß ihm der König eigenhändig sein Schreiben abnahm, und noch denselben Tag zu sich kommen ließ. Als er erschien, redete ihn der König also an: „Er will, wie ich so eben aus seinem Schreiben ersehen habe, den Geheimerathstitel haben, um durch eine vortheilhafte Heirath sein Glück zu machen?“ — Der junge Mann machte eine stumme Verbeugung. — „Weiß Er auch die Pflichten eines Geheimeraths? Ich will Ihm damit bekannt machen. Sie bestehen in Verschwiegenheit. Glaubt Er diese wohl beobachten zu können?“ — Der Kandidat versicherte es mit einem leisen: Ja! — „Nun gut,“ sagte der König, „so mache ich Ihm hiermit zu einem Geheimerath, aber wehe Ihm, wenn Er irgend einem Menschen etwas davon sagt.“

Ein Oberst von der Suite des Königs besaß unter vielen ausgezeichneten Kenntnissen, auch die besondere in der Kochkunst, und sein Geschmack war so richtig, daß der König oftmals die Güte der Speisen darnach zu beurtheilen pflegte. Einst war dieser Oberst zur Tafel des Königs zugezogen, als auf Befehl eine braune, klare und starke Suppe auf die Tafel gesetzt wurde, von welcher der Oberst nur wenig genoß. „Warum essen Sie nicht mehr von der Suppe, die doch so gut schmeckt?“ — Weil sie für mich zu stark ist, antwortete der Oberst. — „Wovon soll sie denn stark sein, da doch nicht viel Fleisch darin ist?“ —

— Ich weiß es sehr gut, daß diese Suppe von 7 Couverts nicht unter 14 bis 15 Pfund Fleisch gemacht werden kann. — „O ho! nicht von der Hälfte so viel, und das wollen wir gleich erfahren!“ — Sogleich mußte der anwesende Lakai zum Koch gehen, um die genaue Specification des zu der Suppe verbrauchten Fleisches zu holen, sie lautete also: Neun Pfund Rindfleisch, drei Pfund Kalbfleisch, ein altes Huhn, 2 Pfund Schinken ꝛc. — Habe ich es nicht gesagt? Ich weiß recht gut, was zu einer solchen Suppe gehört, sagte der Oberst. — „Einer Seits hat der Oberst Recht,“ antwortete der König, „anderer Seits, wenn ich abrechne, wie viel der Koch davon zu Hause geschickt hat, werde ich wohl Recht behalten.“ — So äußerte der König jederzeit, daß er von seiner Bedienung betrogen würde.

Der Hofküchenschreiber Rober hatte bei der königlichen Hofküche Schulden gemacht, und überhaupt ganz ordnungs- und pflichtwidrig gehandelt, demnach wurde er zur Untersuchung gezogen, und von der Criminal-Deputation zum Verlust seines Dienstes und zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der König bestätigte dieses Urtheil am 29. März 1786 mit dem Zusatze: daß der Rober in die Karre kommen solle.

Einer der Kammerdiener des Königs, Namens Müller, war bei ihm sehr angesehen. Es begab sich, daß dieser Müller eine Summe von 300 Thlr. ererbte und diese anfänglich auf ein Haus unterbrachte, da aber dieses verkauft wurde, so übergab er sein Geld dem Magistrat. Bald traf es sich aber, daß er das Geld besser unterbringen könne, und verlangte daher die Rückzahlung desselben, welche ihm aber verweigert wurde. Er wiederholte seine Bitte, allein vergebens. Nun wartete Müller auf eine passende Gelegenheit, wo er dem Könige von diesem Verfahren in Kenntniß setzen wollte, und ihn zugleich zu bit-

ten, ihm zu dem Seinigen zu verhelfen. Diese Gelegenheit fand sich bald. Eines Morgens, als Müller dem Könige das Waschwasser brachte, schien dieser bei sehr guter Laune zu sein, indem er Müllern scherzweise Wasser ins Gesicht sprützte; dieser glaubte daher sein Gesuch anbringen zu können. Indem sich der König abtrocknete, sagte er zu ihm: Ja, ja, Ew. Majestät können unser eins wohl naß machen, aber wenn ich nun bitten würde, mir zu dem Meinigen zu verhelfen, da würde es doch wohl gewaltig hapern.

„Wie denn so? Was sollen diese Reden bedeuten?"

Hierauf erzählte der Kammerdiener seine ganze Geldangelegenheiten. Nachdem der König Alles mit angehört, und sich nach jedem Einzelnen erkundigt hatte, sagte er:

„Gehe Er zum Direktor A...., und bestelle ihm, daß ich befehle, Dir Dein Geld sofort auszuzahlen."

Sogleich eilte Müller zum Direktor, ünd bestellte, was ihm der König befohlen hatte, wobei er gewiß auch die Schadenfreude und seinen Triumph nicht verbergen konnte. Der Direktor, dem dies auch verdrießen mochte, antwortete: Des Königs Majestät kann mir nicht anf solche indirecte Weise befehlen lassen, das Geld zu zahlen; Sie müssen daher warten, mein Herr! — Darüber gerieth Müller dermaßen in Wuth, daß er, ohne lange und viele Worte zu machen, dem Direktor einige Ohrfeigen verabfolgte, und schnell seine Wege ging.

Der Direktor, noch aufgeregt von der unangenehmen Berührung seiner Backen, stattete sogleich einen Bericht an den König ab, der gewiß nicht in den gesuchtesten Ausdrücken abgefaßt war, und drang auf strenge Bestrafung des Kammerdieners. Der König, der diesen Bericht las, welcher in etwas ungeziemenden Ausdrücken abgefaßt war, wurde darüber böse und ließ sogleich seinen Kammerdiener rufen: „Schlingel," sagte er zu ihm, „warum hast Du denn den Rekel geohrfeigt? — Den Augenblick marschir Er

in die Wache!" — Müller ging nach der Hauptwache, um sich als Arrestant zu melden, aber auch sogleich schickte er seinen Adjutanten zum Direktor und ließ ihm sagen, daß Müller im Arrest auf der Hauptwache säße, und daß überhaupt das Geld bis morgen sofort auszuzahlen sei. — Es geschah.

Als in der Schlacht bei Zorndorf dem Flügel-Adjutanten von Oppen zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, bestieg er das dritte, wobei er aber das Unglück hatte, sich zu weit vorzuwagen, und von den Feinden erschossen zu werden. Nach der Schlacht wurde die blutige Leiche aufgefunden. Als der König den Leichnam sah, füllten sich seine Augen mit Thränen, dann sagte er zu den Umstehenden: „Kinder, tragt meinen lieben Oppen weg!" und indem er sich zu einem Stabsoffizier wandte, gab er diesem den Auftrag, für dessen Beerdigung zu sorgen. Lange schritt er schweigend auf und ab, um seinen Schmerz zu bemeistern, dann sprach er zu seiner Umgebung: „O wüßte man, wie viel ich bei dem Tode eines Jeden meiner Getreuen leide, mein Kummer und diese Thränen würden nicht auffallen."

Im Jahre 1777 schrieb der König an d'Alembert: „Eine gewisse Nation des Südens, die man die Welschen nennt, hat ihre Nase überall, wo sie gar nichts zu thun hat. Sie trägt die Unruhe, welche sie selbst verzehrt, von einem Ende des Erdballs bis zum andern. Sie glaubt durch Mittheilung den ihr davon zugefallenen Antheil zu vermindern, und weniger bewegt zu werden; doch dieses ist verlorene Mühe."

Als Thiriot im Jahre 1772 starb, er war nämlich der literarische Agent und Correspondent des Königs zu Paris, schlug d'Alembert einen andern Namens la

Harpe vor; doch der König wollte von solchen Agenten und überhaupt von den Franzosen nichts mehr wissen, daher schickte er auch alle französischen Comödianten, Chirurgen und Regiebeamten weg, und schrieb an d'Alembert: „ich Will keine Frantzosen Mehr sie seynd gar zu liderlich und Machen Lauter liderliche Sachen."

Als einst ein bedeutender russischer General in Berlin zur Zeit der Revüe anwesend war, äußerte derselbe zu dem Könige; daß er wohl wünsche eine alte Bekanntschaft zu erneuern, die er sehr schätze. „Welche außerordentliche Bekanntschaft ist dies?" fragte der Monarch. Aus der Schlacht von Kunersdorf, erwiederte der General. Damals noch Oberst, ward ich mit einem Bataillon beordert, eine Compagnie Preußen aus einer Stellung zu vertreiben, wo sie sich lange auf das Tapferste gehalten hatten. Auch meine wiederholten Angriffe scheiterten an der Tapferkeit des Kapitains und seiner Untergebenen. Ich habe später den Namen des Ersteren erfahren; er heißt von Below. Gern möchte ich diesen Braven noch einmal sehen. Gewiß, ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen. Sogleich rief der König den Erbprinzen von Braunschweig: Ich kenne die Geschichte, es ist mein Oberst von Below, ein schlichter, gerader, aufrichtiger und zuverlässiger Mann. Einige Wochen später war Revüe bei Magdeburg, wo der Oberst von Below in Garnison stand, und zum Könige ins Hauptquartier gerufen wurde. Hier fand er seinen ehemaligen tapfern Gegner, dessen Bekanntschaft zu machen er so sehr sehnlich gewünscht hatte. — Friedrich ernannte den Oberst von Below sogleich zum Kommandanten von Stettin, worüber er sehr überrascht wurde; aber bald nachher wurde er als General wieder nach Magdeburg versetzt. So belohnte Friedrich seine tapferen Krieger.

Einst machte ein königlicher Fiskal einen Prozeß gegen den Verfasser einer Spottschrift: der gierige Hund genannt, anhängig, weil er voraussetzte, daß diese Schrift gegen den König gerichtet sei. Der König, der davon Kenntniß erhielt, lachte herzlich über die Bemühungen des Fiskals und schrieb ihm: er möge nicht alle Sottisen, die geschrieben würden, auf ihn beziehen.

Als der König die Nachricht von dem Tode des jungen hoffnungsvollen Prinzen Heinrich erhielt, erschrack er so, daß ihm der Brief, den er so eben von seiner Schwester, der Königin von Schweden, erhalten, aus der Hand fiel. Dann stand er auf, ging einige Schritte im Zimmer auf und ab, und trocknete sich die herabrollenden Thränen.

Einer von den Offizieren der Suite sagte zum Könige: Ihro Majestät, ich bitte allerunterthänigst, beruhigen Sie sich über diesen großen Verlust, er war doch nicht zu hintertreiben.

„Er hat Recht," erwiderte der König, „aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird."

Ja, Ihro Majestät, ich fühle ihn, denn er war einer der hoffnungsvollsten Prinzen! sagte der Offizier.

„Er hat Unrecht," war des Königs Antwort, „Er hat den Schmerz auf der Zunge und ich hier!" (indem er mit der Hand auf's Herz zeigte.)

Bei diesen Worten entquollen seinen Augen heiße Thränen, dann wandte er sich um und sagte: „Ich will allein sein."

Eine alte adelige Dame, welche Wittwe war, besaß im Westphälischen ein Gut, mit welchem gewisse Rechte über die Einwohner verbunden waren, die dadurch fast Leibeigene wurden. Eine eifrige Katholikin, welche sie war, hatte sie mehreren ihrer Einwohner die Töchter wegnehmen

lassen und einem Nonnenkloster zur Erziehung übergeben. Unter diesen befand sich auch die Tochter eines alten Invaliden. Dieser protestirte dagegen, und begab sich daher aufs Schloß, um die Gutsherrschaft zu sprechen, wurde aber nicht vorgelassen. Aufgebracht über die Ungerechtigkeit, welche ihm geschah, da man ihm seine einzige Pflegerin im hohen Alter entrissen hatte, schalt er, wobei wohl auch einige soldatische Flüche und Schimpfwörter mit untergelaufen sein mochten, welches zur Folge hatte, daß er eingesteckt wurde. Jedoch fand er in einer Nacht Mittel, sich zu befreien und aus seinem Gefängnisse zu entkommen, worauf er sich sogleich nach Magdeburg auf den Weg machte, um dem Könige seine Noth zu klagen. Ohne Geld, von Allem entblößt, trat er seine Reise an, und bettelte sich von Ort zu Ort. Es war gerade Revüe bei Pietzpuhl. Schnell war sein Entschluß gefaßt. Ein mitleidiger Schreiber setzte ihm seine Klage auf, und mit dieser begab er sich am andern Morgen nach Pietzpuhl. Als er dort ankam, war der König gerade mit der Spezial-Revüe beschäftigt, er begab sich daher nach der Wohnung des Monarchen und faßte daselbst Posto, um dessen Rückkehr zu erwarten. Bald darauf erschien der König, welcher sogleich den Invaliden, der sich durch seine Größe, sein schneeweißes Haupt und seine militairische Haltung auszeichnete, erblickte. Er winkte ihm, und als er sich dem Könige näherte, erfuhr derselbe, daß jener eine Bitte vorzutragen habe, weshalb er ihn mit auf sein Zimmer nahm. Hier überreichte er ihm seine Bittschrift, welche der König mit der größten Theilnahme durchlas. Bei Durchlesung derselben wurde der Monarch ernst, schritt einige Male das Zimmer auf und ab, und trat dann vor den Alten, zu welchem er sagte, indem er seine Hand auf dessen Schulter legte: „Sei Er ganz ruhig, Vater, Er soll sein Kind wieder haben.“ Dann durchschritt er wieder das Zimmer, seinen Flammenblick auf die Bittschrift, welche er in der

Linken hielt, geheftet, und rief, indem er mit der rechten verkehrten Hand darauf schlug: „Das wäre ja noch besser, wenn in meinem Lande so etwas frei ausginge!“ Dann stand er wieder vor dem Alten still und sagte: „Geh' Er ruhig zu Hause, Alter, Er soll ganz zufrieden gestellt werden.“ Der König ließ nun dem Alten ein hinlängliches Reisegeld reichen, und der Greis wanderte ruhig seiner Heimath zu, welche er auch nach einigen Wochen erreichte. Aber was geschieht? Sobald sich der Greis seiner Hütte nähert, öffnet sich die Thür und sein Kind liegt in seinen Armen. Bald war die Kunde der Rückkehr des Alten im Dorfe verbreitet, als auch ein Diener der adeligen Dame erschien, um ihn auf das Schloß einzuladen. Als er erscheint, wird er mit Güte und Zuvorkommenheit empfangen, die Dame entschuldigt sich so gut wie sie nur immer kann, und theilt dem Alten mit, daß sie zur Aussteuer seiner Tochter 200 Thaler ausgesetzt habe. — Ein strenger Befehl des Königs hatte dieses allein bewirkt, und in Folge dessen wurden allen jammernden Eltern ihre Töchter wiedergegeben. Seit der Zeit war der Religionseifer der adligen Dame abgekühlt.

Im Jahre 1758 ertheilte der König dem Obersten von Belling die Erlaubniß, ein Regiment schwarzer Husaren zu errichten. Gleich Anfangs zeichnete sich ein junger Husar durch Diensteifer und Kühnheit so aus, daß er die Aufmerksamkeit seines Schwadronschefs erregte, und auf dessen Vorschlag zum Unteroffizier ernannt wurde. — In der Schlacht bei Kunersdorf, wo dieses Regiment sehr tapfer focht, wäre der König beinahe in Gefangenschaft gerathen, wenn nicht ein kleiner Haufen schwarzer Husaren sich dem Feinde kühn entgegenwarf und des Königs Person in Sicherheit brachte.

Nach glücklich vollbrachter That winkte der König

dem kühnen Unteroffizier, welcher den kleinen Haufen befehligt hatte, und sagte zu ihm:

„Mein Sohn, wie heißt Er?"

Plötz, Ew. Majestät.

„Woher gebürtig?"

Aus Quedlinburg.

Der König winkte mit der Hand und Plötz entfernte sich, hinlänglich belohnt durch die Unterredung mit seinem Könige.

Bald nachher kam der Oberst von Belling, um dem Könige seine Meldung zu machen. Der Monarch erkundigte sich angelegentlich nach dem Betragen des Unteroffiziers, und da ihm sein Oberst das beste Zeugniß gab, so stieg er bald zum Wachtmeister und darauf zum Cornet empor. So rückte er denn von Stufe zu Stufe, bis er im Jahre 1803 zum General befördert wurde.

Es ist bekannt, daß der General von Fink auf Befehl des Königs im Jahre 1759 den gefährlichen Posten bei Maren hatte einnehmen müssen, und er mit seinem ganzen Heere gefangen genommen wurde. Nach dem Kriege fiel auf alle Offiziere die Ungnade des Königs, nur mit Ausnahme des Generals von Wunsch. Als der General von Vasold im Jahre 1770 seiner Dienste entlassen wurde, bat derselbe um eine Pension, allein er erhielt sein Bittgesuch mit folgenden Worten zurück:

„auf Marsen eine pansion assigniren."

Auch der Oberst von Lüderitz bat im Jahre 1767 daß ihm der König seine frühere Gnade wiederschenken möge, worauf aber Friedrich antwortete:

„ich Mache Keinen general, den es an fermeté fehlet, Sonst geht es mihr wie bei Breslau und bei Maxsen."

Ueber das Unglück bei Maren schreibt der König unterm 22. November 1759 an d'Alembert in einem Briefe:

„Das dem General von Fink widerfahrene Unglück hat mich so betäubt, daß ich mich noch immer nicht von meiner Bestürzung erholen kann. Alle meine Maaßregeln werden dadurch in Unordnung gebracht, und es geht mir tief ins Herz. Das Unglück, welches mich in meinem Alter verfolgt, hat mich seit meinem Marsche nach Schlesien begleitet. Ich werde aber dagegen kämpfen, so lange es irgend möglich ist. Ich schreibe in dem ersten Augenblick des Schmerzes. Bestürzung, Aerger, Unwille, Gram, Alles dieses nagt an meiner Seele. Haben Sie Mitleiden mit meinem Zustande, aber machen Sie von der Sache kein Gerede; böse Nachrichten breiten sich von selbst zeitig genug aus. Gott befohlen, lieber Marquis!“

Der bekannte Pirch, von dem wir schon manchen Pagenstreich erzählt haben, begleitete den König beim Recognosciren der Festung Schweidnitz, als sie am 24. Septbr. 1762 vom Könige belagert wurde. Um die Festung genau besehen zu können, hielt der König auf einer kleinen Anhöhe, der Page dicht neben ihm, als des Letzteren Pferd, von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen, unter ihm zusammenstürzt, und ihn im Fallen so stark gegen das Degengefäß quetschte, daß dieses ganz krumm zusammenbog. Mit beiden Händen seine Seite haltend, das Gesicht von Schmerz verzogen, wollte er eben wegeilen, als ihn der König rief: „Wo will Er hin? Will Er wohl gleich den Sattel mitnehmen!“ Im stärksten Kanonendonner mußte der Page den Sattel abschnallen und mit sich nehmen.

Nach dem Siege bei Sorr, welcher durch die unzeitige Plünderung durch die leichten Truppen des Generals Nadasty erleichtert wurde, schreibt Friedrich an seinen geheimen Kämmerer Fredersdorf:

„Denke Dihr, wie Wihr uns geschlagen haben,

18 gegen 50. Meine gantze equipage ist zum Teufel. In solcher Gefahr und Noht bin ich Mein thage nicht gewesen als den 30sten und bin doch Heraus gekommen. Sistu Wohl mir thut Keine kugel was."

Kurz vor der Schlacht bei Zorndorf schickte Daun den General Laudon den Russen entgegen, um sich mit ihnen zu vereinigen, ließ aber auch zugleich an den General Fermor ein Schreiben abgehen, um denselben zu warnen, sich mit einem so listigen Feinde nicht in eine Schlacht einzulassen, sondern so lange zu zögern, bis er (Daun) seine Unternehmung in Sachsen glücklich vollführt hätte. Dieser Brief fiel aber unglücklicher Weise in die Hände der Preußen. Nach der Schlacht beantwortete der König diesen Brief und schickte ihn an den General Daun mit folgenden Worten: „Sie haben ganz Recht gehabt, den General Fermor zu warnen, vor einem feinem und listigen Feind auf der Hut zu sein; Sie kannten ihn besser. Er hat Stich gehalten und ist geschlagen worden."

Vor der Schlacht bei Roßbach spöttelten die Franzosen über den König, indem sie ihn den „Marquis de Brandebourg" nannten, und der es sich zur Ehre rechnen könnte, daß man mit ihm so eine Art Krieg führe; ja sie freuten sich schon im Voraus, und meldeten in Paris den großen König als Gefangenen an. Aber nie ist wohl ein Uebermuth besser bestraft worden. Von den 17 preußischen Bataillonen waren nur 7 hinreichend, um die übermüthigen Franzosen in die Flucht zu schlagen, und hielten vor dem „Marquis de Brandebourg" nicht eher stille, als bis der Rhein ihren Rücken deckte.

Der große Friedrich war bekanntlich ein Freund der Tafel, welche durch geistreiche und witzige Unterhaltung noch mehr gewürzt wurde. In den ersten Jahren seiner

Regierung ließ er daher mitunter mehr drauf gehen, weshalb sein Geheimer Kämmerer Fredersdorf oftmals schmälte. Einst waren bei Tafel viel Kirschen gegessen worden, und zwar zu einer Jahreszeit, wo sie noch sehr selten und theuer waren. Da schrieb der König an Fredersdorf:

„Du wirst Schmälen, ich glaube, daß gestern wohr 180 Thaler Kirschen gegesen worden sind, ich werde mich eine liederliche réputation machen."

Ein Invalide erhielt einen kleinen Posten, machte aber so viel dumme Streiche, daß man ihn absetzte. Der ergraute Krieger, welcher den größten Theil der Schlachten, die Friedrich geliefert, mitgeschlagen hatte, schrieb daher an den König, gestand ein, daß er wohl gefehlt haben könne, entschuldigte sich aber auch damit, daß er in Waffendienst ergraut, nicht Alles so genau verstehe, was man in seinem neuen Dienste verlange. Nachdem der König von den Behörden genauen Bericht gefordert hatte, ertheilte er folgenden Bescheid: „Wohl möglich, daß der Mensch nicht zu Allem nutz und er ein Schlingel ist; allein er hat sich immer brav gehalten, und es wird nicht mehr viel an ihm zu bessern sein. Man muß daher Geduld mit ihm haben und ihn nicht gleich verstoßen."

Einst bat ein polnischer Edelmann um Verleihung einer Offizierstelle. Der König, in der Meinung, es sei ein junger kräftiger Mann, bewilligte sein Gesuch. Kurze Zeit darauf erschien ein alter Mann mit einer zahlreichen Familie in Potsdam und bat um Audienz. Der König bewilligte sie, und war nicht wenig erstaunt, als dieser Greis ihm seinen Dank für die verliehene Offizierstelle abstattete. Sichtbar überrascht, sagte der König: „Mein Freund, Er hat mir ja nicht ein Wort davon geschrieben, daß Er ein alter schwacher Mann ist. Das ist ja ein arger Irrthum."

Als der König jedoch sah, daß dieser Greis über die Antwort erschrak, fügte er gutmüthig hinzu: „Na, ich habe einmal mein Wort gegeben, und Er soll Sein Tractement so lange behalten, als Er lebt. Aber davon kann Er Seine starke Familie nicht ernähren. Ich will also auch für Seine Söhne sorgen; sie sollen im Cadettenhause aufgenommen werden.“ Der Greis bedankte sich für die große Gnade des Königs und entfernte sich.

Als der französische General Cüstine bei Roßbach schwer verwundet und gefangen genommen ward, besuchte Friedrich der Große den Sterbenden, und tröstete ihn, an seinem Lager sitzend. Da richtete sich der Patient noch einmal auf, und sagte mit schon gebrochener Stimme:

Ach Sire! Sie sind größer als Alexander; dieser quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen Oel in ihre Wunden! —

Ordensburg Sonthofen
Bibliothek

Biographieen

der

berühmtesten Feldherren

Friedrichs des Großen.

Schwerin, (Kurt Christoph) Graf von,

Königl. Preuß. General-Feldmarschall,

wurde 1684 in Schwedisch-Pommern geboren, studirte in Leyden, Greifswald und zuletzt in Rostock, trat, 16 Jahr alt, 1700 als Fähnrich in holländische Kriegsdienste, und zwar in dasselbe Regiment, von welchem sein Oheim Chef war und bei dem sein älterer Bruder als Oberst-Lieutenant stand. Doch letzterer mißbilligte seines Bruders Wahl, und suchte ihm auf alle erdenkliche Weise den Dienst zu erschweren; allein eben dieser Druck diente nur dazu, seine Kräfte immer mehr zu entwickeln. Der damalige Krieg, an welchem auch die holländischen Truppen unter Eugen und Marlbourough gegen die Franzosen Theil nahmen, war für Schwerin eine gute Schule. 1705 ward er Hauptmann, und 1706 trat er aus holländischen Diensten in mecklenburgische, avancirte 1708 zum Obersten und 1711 wurde er mit geheimen Aufträgen nach Bender an Karl XII. geschickt, wo er sich ein ganzes Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr wurde er vom Herzoge zum Brigadier und 1718 zum Generalmajor ernannt. Im Jahre 1719 schlug er bei Walsmölen das kaiserliche Kommissionsheer von 13,000 Mann hannövrischer Truppen, welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber der Herzog von Mecklenburg seine Truppen ansehnlich verminderte und Vorpommern an das Haus Preußen fiel, so trat Schwerin

in Preußische Dienste, weil seine Güter in der Provinz Pommern lagen. Der König Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, um die thornschen Unruhen zum Besten der Evangelischen Kirche beizulegen. Nach seiner Rückkehr und glücklich vollzogenem Auftrage wurde er 1720 Generalmajor, erhielt 1722 ein Regiment und wurde 1730 zum Gouverneur von Peitz ernannt. Im Jahre 1731 zum General-Lieutenant erhoben, mußte er 1733 ins Mecklenburgische einrücken um die hannövrischen Truppen daraus zu vertreiben, welche sich noch immer in diesem Lande aufhielten. Bei dieser Unternehmung zeigte er eben so viel Vorsicht als Scharfblick, und entfaltete sein Feldherrntalent, wodurch er sich immer mehr in der Gunst und dem Vertrauen seines Königs befestigte. Dieser zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militairische Angelegenheiten verhandelt wurden, sondern machte ihn auch zum Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen. Im Jahre 1739 erhielt er die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen suchte, denn er wurde zum General en Chef der Preußischen Infanterie ernannt. Auch Friedrich II., des Vorigen würdiger Nachfolger, schätzte Schwerin als einen Feldherrn voll Erfahrungen und ernannte ihn, kurz nach seiner Thronbesteigung, im Juli 1740 zum General-Feldmarschall, indem er ihm zugleich die Grafenwürde ertheilte. In den darauf beginnenden Kriegen Friedrichs II. gegen Oesterreich fand Schwerin ein würdiges Feld für sein Genie. Nur seinem felsenfesten Muthe verdankte der König den Sieg bei Mollwitz, am 10. April 1741, als Friedrich bereits das Schlachtfeld verlassen hatte. In dieser Schlacht wurde Schwerin zweimal verwundet, und um seine Gesundheit wiederherzustellen, reisete er in das Bad nach Aachen, weshalb ihn der König noch im Oktober desselben Jahres zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse ernannte. Während der König beim Beginnen des

zweiten schlesischen Krieges, einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Bei Prag stießen beide zusammen, und sogleich begann die Belagerung. Auf Schwerins Vorstellung wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen, und schon am 16. September 1744 die Kapitulation wegen Uebergabe der Stadt unterzeichnet. Als Frankreich auf Friedrichs Siege eifersüchtig war, und ihn deshalb zum Rückzuge zwang, führte Schwerin denselben mit seiner gewohnten Vorsicht und zu seinem Ruhme aus. Nach dem Friedensschlusse begab er sich auf seine Güter und beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges befehligte er den dritten preußischen Heertheil, welcher von Schlesien aus die Oesterreicher beobachten sollte. Nach der Schlacht von Lowositz rückte er in Böhmen ein und verhinderte die Vereinigung Brown's mit Piccolomini. Im nächsten Jahre mußte er abermals in Böhmen eindringen, er that es mit seinem gewohnten Eifer und drängte überall die Oesterreicher zurück. Während dessen war der König und Fürst Moritz von Dessau von Sachsen aus auf Prag vorgerückt und vereinigten sich mit dem Schwerinschen Heere unweit Brositz. Obwohl die preußischen Truppen sehr ermüdet waren und die Oesterreicher eine feste Stellung bei der Stadt genommen hatten, so beschloß dennoch der König den Angriff am 6. Mai 1757, der nur auf dem rechten Flügel des Feindes geschehen konnte. Schwerin wagte Vorstellungen, allein der König, ein Freund rascher Thaten, rief: „Nichts, nichts! es muß noch heute sein. Frische Fische, gute Fische.“ Heftig, und wie von einer bösen Ahnung getrieben, erwiederte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: Nun, soll und muß es denn heute sein, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe! Aller augenscheinlichen Gefahren nicht achtend, hielt der greise Krieger vor den engen und sumpfigen

Wegen, und feuerte die heranrückenden Truppen mit kräftigen Worten an, allein ganze Rotten stürzten von den Tod und Verderben sprühenden Kartätschen nieder. Da wollte Niemand mehr vorwärts, doch stellte Schwerin die Ordnung der Bataillone wieder her; als aber das zweite Bataillon seines Regiments anfing zu wanken und die Unordnung allgemeiner zu werden drohte, da sprang der Feldherr vom Pferde, riß einem fliehenden Fähnrich das Panier aus der Hand, und mit den ermahnenden Worten! Heran, meine Kinder! zeigte er ihnen den Weg zum Siege. Doch nur den Weg, denn kaum war er 12 Schritte vorgerückt, als 4 Kartätschenkugeln seine Heldenbrust durchbohrten, und er entseelt niedergestreckt ward. General Manteufel hob die Fahne auf und führte die begeisterten Krieger weiter auf den blutigen Pfad. Mit dem Blute Schwerins war der Sieg erkauft. Der König, um das Verdienst seines Feldherrn zu ehren, ließ sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufstellen. Schwerin, welcher mit einem unerschütterlichen Muth, einen scharfen, richtigen Blick verband, der ihm die Liebe seiner Untergebenen erwarb, besaß auch umfassende und gründliche Kenntnisse der lateinischen, französischen und italienischen Sprache; weshalb er auch zum öftern zu Gesandtschaften gebraucht wurde. Von seinen Talenten als Feldherr giebt am besten seine kriegerische Laufbahn Zeugniß.

Winterfeldt, (Hans Karl von)

Königl. Preuß. General-Lieutenant,

geboren den 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern, begann die militairische Laufbahn im 16ten Jahre bei dem Küraſſier-Regiment von Winterfeldt, von welchem er bald zur Garde dü Corps versetzt ward. Friedrich der Große, der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen

geschenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach seiner Thronbesteigung zum Major und Flügel-Adjutanten und sendete ihn wenige Monate darauf, 1740, nach Petersburg, das dortige Kabinet dafür zu gewinnen, daß es sich nicht in den ersten schlesischen Krieg mische, den er beschlossen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht, und Winterfeldt, zum Heere zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Ueberrumpelung Glogaus am 8. März 1741, besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz am 10. April auszeichnete, wo er verwundet, bald darauf zum Oberstlieutenant und nach wenig Tagen zum Oberst und General-Adjutanten befördert ward. Hierauf leitete er am 22. Juni das glänzende Gefecht bei Rothschloß. Im zweiten schlesischen Kriege, 1744, machte er sich zuerst wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. Im Jahre 1745 lieferte er den ungarischen leichten Truppen bei Schlawentiz am 11. April ein glänzendes Gefecht und schlug bald darauf den General Nadasti bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu diesen Unternehmungen ganz besonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Sodann nahm er vorzüglichen Antheil am Siege von Hohenfriedberg, am 4. Juni, und an dem glücklichen Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November, und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem Dresdener Frieden eingetretenen eilfjährigen Waffenruhe war er, als General-Adjutant, immer in der Nähe des Königs und ward von diesem zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht. Den dritten schlesischen Krieg vorausseh end, strebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militair-Einrichtungen der Nachbarstaaten und Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem Dresdener Kabinet erhaltenen Papiere keinen

Zweifel über die Absicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges wurde er General-Lieutenant. Als Friedrich die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna einschloß, ward Winterfeldt abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Oesterreich abzuziehen, erreichte jedoch seinen Zweck nicht. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt. Als dieser wegen des Fehlers, den er sich bei Gabel und Zittau hatte zu Schulden kommen lassen, nächst allen unter ihm stehenden Generalen die ganze Ungnade des Königs fühlen mußte, war es Winterfeldt, den er freundlich behandelte, und nun bei dem Armeecorps des Herzogs von Bevern anstellte, das er eigentlich ihm anvertraute. Als der Herzog darauf am 31. August 1757 an der Landskrone bei Görlitz lagerte, hielt Winterfeldt jenseit der Neisse, den rechten Flügel gegen Moys, den Holzberg mit zwei Grenadierbataillonen besetzt. Im österreichischen Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf Winterfeldts Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. September 66 Bataillone und 70 Eskadrons zusammenzogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, und die beiden Bataillone mußten ihn nach tapferer Gegenwehr verlassen. Winterfeldt, der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat, eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen, 8. September 1757,

starb,

starb, nachdem er kurz vorher noch einen Brief an den König dictirt hatte. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden. Seine marmorne Bildsäule steht auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin.

(Siehe Varnhagen von Ense.)

Ziethen, (Hans Joachim von,)

Königlicher Preußischer General der Kavallerie,

geboren 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin, begann seine militairische Laufbahn in seinem 14ten Jahre beim Infanterie-Regiment von Schwendy, nahm einige Jahre nachher, wegen unverdienter Zurücksetzung, seine Entlassung, lebte dann auf dem väterlichen Gute und trat erst 1726 beim Dragoner-Regiment von Wuthenow als Premier-Lieutenant wieder in Dienste, wo er sich nun mit unermüdetem Eifer seiner neuen Waffe widmete. Nichts destoweniger ward er von einem unwürdigen Kameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerst einjährigen Festungsarrest, später sogar Cassation zuzogen. Auf Verwenden einiger Generale ward er 1730 wieder bei der Leibhusaren-Compagnie angestellt, welche der König in Berlin errichten ließ, aus welcher sein nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstand. Im Jahre 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des österreichischen Generals Baronay mit, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er 1736 Major wurde. Im Laufe des ersten schlesischen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Oberst-Lieutenant, und als Ziethen wenige Tage darauf, in der Affaire bei Rothschloß, sich besonders auszeichnete und seinen ehemaligen Lehrer Ba-

ronay, der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte, beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Obersten und Chef des nunmehr formirten Husaren-Regiments. Im Feldzuge von 1742 drang Ziethen mit der Vorhut eines von Olmütz aus abgesandten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unweit Wien vor, in welche Nähe der kaiserlichen Hauptstadt nie wieder ein preußischer Feldherr gekommen ist. Im zweiten schlesischen Kriege zeichnete sich Ziethen schon beim ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum General-Major befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die österreichische Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve befehligte, und besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei Hennersdorf, am 23. Novbr. 1745, erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf, nach der Schlacht bei Kesselsdorf, der Friede eintrat. Von da bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges traf den Helden viel Ungemach. Der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die Ungnade Friedrichs, die, von seinen Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte und erst kurz vor dem Ausbruche des Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige beseitigt ward. Ziethen beurkundete in diesem Kriege seinen Feldherrenberuf durch viele glänzende Thaten, welche in der Geschichte: „Friedrichs des Großen" zu ihrer Zeit gedacht wurden. Hier erwähnen wir blos, daß er mit großer Klugheit vor der Schlacht bei Prag die Avantgarde leitete, daß er bei Kollin, wo er die Kavallerie auf dem rechten Flügel befehligte, verwundet ward, bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadastischen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit lei-

tete; später aber bei der Deckung des großen für das Olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Uebermacht und Laudons Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er das österreichische Hauptheer zurückhielt, zum General der Kavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem Hubertsburger Frieden heirathete Ziethen noch in seinem 65sten Jahre, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den der König aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, sowie er denn von nun an seinen Feldherren fortwährend mit Beweisen seiner Gnade und Zuneigung überschüttete. Unermüdlich wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus noch an dem bairischen Erbfolgekrieg Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und Denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Januar 1786 zu Berlin ein sanfter, schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne lange Krankheit endete. Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen, und König Friedrich Wilhelm II. 1794, ihm ein marmornes auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin errichten.

(Louise von Blumenhagen.)

Keith, (Jacob von,)

Königlich Preußischer Feldmarschall,

einer der ausgezeichnetsten Feldherren des 18ten Jahrhunderts, jüngster Sohn Georg Keiths, Marschalls von

Schottland, geboren 1696 zu Fretereſſa in der ſchottiſchen Grafſchaft Kincardine, trat 18 Jahr alt, auf Antrieb ſeiner Mutter, deren Vater Lord Perth unter Jakob I. Großkanzler von Schottland geweſen war, zu der Partei des Prätendenten über und wohnte der Schlacht bei Cherifmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da das Heer des Prätendenten zerſtreut worden war, floh Keith nach Frankreich, und legte ſich daſelbſt, unter Maupertuis Anleitung, mit ſo vielem Glück auf das Studium der Mathematik, daß er in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll Eifer, ſich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreiſt hatte, ging er nach Madrid, wo der Herzog von Leyra ihm eine Stelle als Oberſt des irländiſchen Regiments verſchaffte und ihn, als er zum außerordentlichen Geſandten nach Petersburg ernannt wurde, mit dahin nahm, wo Keith, 1728, in den Dienſt der Czarin trat, welche ihn zum Brigade-General und bald darauf zum General-Lieutenant ernannte. Hierauf zeichnete ſich Keith ſeit 1737 in allen Schlachten gegen die Türken durch ſeinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Oczakow der Erſte, der die Breſche erſtieg, wobei er an der Ferſe verwundet wurde. In dem Kriege mit Schweden, 1741 — 43, entſchied er den Gewinn der Schlacht von Willmannſtrand und vertrieb die Schweden von den Alandsinſeln in der Oſtſee. Nach dem Frieden zu Abo, 1743, ward er von der Kaiſerin als Geſandter an den ſchwediſchen Hof geſandt und erhielt bei ſeiner Rückkehr den Marſchallsſtab. Da aber dennoch ſeine Einkünfte in Rußland ſehr mäßig blieben, und er überdies von Beſtuchef beleidigt worden war, begab er ſich an den Hof des Königs von Preußen, welcher ihm ſein unumſchränktes Vertrauen ſchenkte und ihn zum General-Feldmarſchall und 1749 zum Gouverneur von Berlin ernannte. Als Begleiter des Königs durchreiſte Keith ſodann einen großen Theil Deutſchlands, Polens

und Ungarns. Beim Beginn des siebenjährigen Krieges ging er als Feldmarschall mit einer preußischen Heeresabtheilung nach Niedersachsen. Nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz, 1758, deckte er den merkwürdigen Rückzug des Belagerungsheeres, ward aber noch in dem nämlichen Jahre am 14. Oktober, als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirch überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde gerissen, und starb auf dem Schlachtfelde. Friedrich der Große ließ ihm in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Marmorstatue errichten.

Seydlitz, (Friedrich Wilhelm von,)

Königlich Preußischer General der Kavallerie,

und Chef eines Küraſſier-Regiments, war Drost zu Vlothow und Erbherr zu Minkowsky, wurde 1722 zu Kleve geboren. Schon in seiner zarten Jugend kündigte er durch manches Wagestück den einstigen kühnen Reiter an. Sechszehn Jahr alt, trat er in die Kriegesdienste, wurde im ersten schlesischen Kriege gefangen, aber bald wieder ausgewechselt. Im Jahre 1745 ward er Major, nahm den sächsischen General von Schlichting in der Schlacht bei Hohenfriedberg gefangen, und zeichnete sich durch manche kühne Waffenthat in der Schlacht von Sorr besonders aus. Zehn Jahre später wurde er Oberst und Kommandeur eines Regiments Küraſſier, und bewährte seinen früher gezeigten Muth in den Schlachten von Lowositz und Kollin. Am 19. Septbr. 1757 überfiel Seydlitz mit 1500 Reitern den General Soubise in Gotha, welcher 8000 Mann bei sich hatte, und eben auf dem herzoglichen Schlosse mit seinen Offizieren zu Tische saß. Durch ein äußerst geschicktes Manöver, trotz Soubisens Uebermacht, schlug er ihn in die Flucht, und ließ sich nun mit seinen Offizieren den Rest der für jene aufgetragenen Speisen wohlschmecken.

Am glücklichsten und kühnsten führte er als Befehlshaber der Reiterei seine Regimenter in der Schlacht bei Roßbach am 5. Novbr. 1757, worauf ihn der König, in würdiger Anerkennung seiner Verdienste, zum General-Lieutenant ernannte. In der Schlacht von Zorndorf erwarb sich Seydlitz das zweite große Verdienst um Friedrich, indem er mit seinen Kürassieren mehrere Batterien erstürmte. Nach dieser Schlacht umarmte ihn sein Monarch mit den Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ Nach dem Unglücke bei Hochkirch deckte er den Rückzug, allein in der Schlacht von Kunersdorf mußte er auf Befehl des Königs seine glücklich gewählte Stellung verlassen; die Schlacht ging verloren und Seydlitz, der verwundet worden war, wurde nach Berlin gebracht. Da man öffentlich den Verlust der Schlacht nur dem zur Unzeit von dem Könige an Seydlitz gegebenen Befehl zuschrieb, so ward Friedrich kalt gegen diesen, und ließ ihn an mehreren Waffenthaten keinen Antheil nehmen; allein bald waren Beide wieder versöhnt, und Seydlitz beendigte seine Kriegslaufbahn mit dem Siege bei Freiberg. (29. Oktbr. 1762.) Im Jahre 1773 starb er, und ward in dem Garten seines Landgutes Minkowsky bei Namslau in Schlesien begraben, wo ein einfaches, mit Lorbeer und Eichen geziertes Denkmal seine Begräbnißstätte bezeichnet.

Friedrich II. ließ, zur Anerkennung seiner Verdienste, sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin setzen.

Leopold I.,

Fürst von Dessau, als Königlich Preußischer Feldherr noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers bei dem Preußischen Kriegsheere in lebendigem Andenken, wurde 1676 geboren und zeigte schon in seiner Jugend, in wel-

cher man ihm dem Civilstande zu widmen gedachte, einen unwiderstehlichen Hang zum Militair. In seinem 12ten Jahre gab ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment, und in seinem 16ten erhielt er das Regiment seines Vaters, welcher Königlich Preußischer General-Feldmarschall und Gouverneur von Berlin war. Nachdem er 2 Jahre gereist, machte er 1696 seinen ersten Feldzug am Rhein. Im spanischen Erbfolgekriege zeigte er sich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und in der Schlacht bei Hochstädt hatten die Preußen unter seiner Anführung rühmlichen Antheil an dem erfochtenen Siege. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußischen Kriegsvölker in Italien. Nachdem ihm später der Oberbefehl der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 General-Feldmarschall und geheimer Kriegsrath. Friedrich Wilhelm I. war ihm so zugethan, daß er fast stets um denselben sein mußte, auch war er durch seine Mutter, eine Schwester der ersten Königin von Preußen, nahe mit dem Preußischen Hause verwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Feldherr und erndtete auch hier Ruhm. Nach dem Tode seines Königlichen Freundes schenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er übertrug ihm, als er seinen ersten Feldzug gegen Schlesien unternahm, die Deckung der brandenburgischen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten Einfall von Hannover, und 1742 den Oberbefehl in Schlesien. Bei dem neuen Einfall in Böhmen, 1744, stand Leopold bei Magdeburg mit einem Heere, welches er nachher nach Schlesien führte, wo er bei der Abwesenheit des Königs befehligte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schlesien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang und am 15. Dezbr. den Sachsen die blutige Schlacht von Kesselsdorf lieferte,

worauf Dresden in preußische Hände fiel, und der Krieg durch den Dresdner Frieden beendigt wurde. Leopold begleitete den König nach Berlin und ging darauf nach seiner Residenz zurück, wo er, so oft er nicht im Felde war, besonders in Rücksicht auf Landesökonomie und nützliche Baue, für sein Land Sorge trug, aber auch sehr despotisch herrschte. Er war zuletzt Königlich Preußischer und zugleich Reichs-General-Feldmarschall, auch Gouverneur von Magdeburg und starb 1747. Mit seiner Gemahlin, Anna Föhsin, einer Apothekerstochter aus Dessau, die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, zeugte er neun Kinder, welche als legitim anerkannt wurden, und lebte mit ihr sehr glücklich. Seine Sitten waren sehr rauh; aber sein Charakter war brav und herablassend, so wie er selbst besonders bei dem Heere außerordentlich beliebt. Sr. Hochselige Majestät Friedrich Wilhelm III., hatte ihm ein Denkmal errichtet, welches erst im Lustgarten zu Berlin, später aber auf dem Wilhelmsplatz aufgestellt wurde.

(Siehe Büsching's Beiträge zu der Lebensgeschichte merkwürdiger Personen. Bd. II.)

Fouqué, (Friedrich August) Freiherr de la Motte,

Königlich Preußischer General, geboren 1698 im Haag, stammte aus einer alten normännischen Familie, welche der Religion wegen Frankreich verlassen hatte. Schon im achten Lebensjahre ward er Page am Hofe des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, wohnte gegen dessen Willen 1715 dem Feldzuge der Preußen gegen Karl XII., König von Schweden, als Soldat bei, wurde 1719 Fähnrich und 10 Jahre darauf Hauptmann. Der Kronprinz von Preußen, nachmals Friedrich II., schenkte ihm sein Vertrauen und Friedrich Wilhelm I. erlaubte es, daß

Fouqué denselben im Gefängnisse zu Küstrin besuchte. Unannehmlichkeiten mit seinem Chef, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, bewogen Fouqué, den preußischen Dienst 1738 als Major zu verlassen und in dänische Dienste zu gehen. Als aber Friedrich II. den Thron bestieg, rief er Fouqué wieder zu sich und ernannte ihn zum Obersten und Kommandeur eines neuerrichteten Regiments. Fouqué machte hierauf die Feldzüge in Schlesien mit und zeichnete sich 1742 als Kommandant der Festung Glatz aus. Noch mehr that er sich als General-Lieutenant im siebenjährigen Kriege durch Klugheit und Tapferkeit hervor, bis er am 23. Juni 1760 mit seinem aus 10,000 Mann bestehenden Corps in den Verschanzungen bei Landshut in Schlesien, die nicht hinlänglich besetzt werden konnten, von 30,000 Oesterreichern unter Laudon angegriffen und überwältigt ward. Der größte Theil des Heeres blieb auf dem Platze; die übrigen mußten sich ergeben, unter ihnen auch Fouqué, der schwer verwundet worden war. Friedrich II. selbst sagte, als er die Gefangenschaft Fouqués erfuhr: „Fouqué ist gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt.“ Bei der darauf erfolgten Uebergabe der Festung Glatz verlor er sein ganzes Vermögen und wurde von den Oesterreichern, so lange der Krieg dauerte, nicht ausgewechselt. Die Kaiserin Maria Theresia suchte ihn in ihre Dienste zu ziehen, allein vergebens. Nach geschlossenem Frieden kam er wieder zu seinem Regiment nach Brandenburg und genoß fortwährend das Wohlwollen und die Freundschaft seines Königs, welcher, obgleich selbst anders gesinnt, die religiöse Denkart Fouqués mit schonender Achtung behandelte. Er starb am 2. Mai 1774.

(S. Mémoires du Baron de la Motte Fouqué. 1788.)

Ferdinand, Herzog von Braunschweig,

geboren den 11. Januar 1721 zu Braunschweig, der vierte Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht, wurde von früher Jugend für den Militairstand erzogen. In seinem 18ten Jahre durchreiste er Deutschland, Holland, Frankreich und Italien und trat hierauf 1739 als Oberst und Chef eines Regiments in preußische Dienste. Die schlesischen Kriege waren für ihn die Schule, in welcher er sich zum Anführer bildete. Nachdem er zu Anfange des siebenjährigen Krieges die Schlacht bei Prag zum Vortheil der Preußen entschieden, und bei mehreren andern Gelegenheiten die glänzendsten Proben seines Heldenmuths und Feldherrntalents gegeben hatte, übertrug ihm der König gegen Ende des Jahres 1757 den Oberbefehl über das verbündete Heer in Westphalen. Als Führer desselben entwickelte er, einem ungleich stärkeren Feinde gegenüber, den ganzen Reichthum seines Talents. Sein trefflicher Rathgeber war der nachmalige Landdrost von Westphalen, der als Amtmann zu Rendsburg im dänischen Staatsdienste starb. Ferdinand vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, und siegte in den zwei berühmten Schlachten bei Krefeld und Minden. Nach dem Frieden wurde er durch eine Spannung, die zwischen ihm und dem Könige entstand, bewogen, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem lebte er in Braunschweig oder auf seinem nahen Lustschlosse Vechelde und widmete seine Muße maurerischen Beschäftigungen. Jedes wissenschaftliche und künstlerische Streben fand an ihm einen Beschützer; besonders unterstützte er Maler und Musiker. Dabei zeigte er eine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme und sorgte für den Unterricht talentvoller Jünglinge. Nur ließ er sich zu oft von gehaltlosen Günstlingen leiten und mißbrauchen. Er starb am 3. April 1792, von allen Menschenfreunden, besonders von den Armen betrauert und beweint.

Fink, (Friedrich August von)

Königl. Preuß. General

im siebenjährigen Kriege, wurde im Jahre 1718 zu Strelitz geboren, nahm 1735 kaiserlich-österreichische, dann russische und endlich 1744 preußische Kriegsdienste. Im Jahre 1759 zum General-Lieutenant ernannt, befehligte er ein Corps von 12,000 Mann, mußte sich aber mit demselben am 21. November 1759 bei Maxen gefangen geben, da seine Truppen durch das Gefecht am 20. Novbr. mit den Oesterreichern, welche 40,000 Mann stark waren, unter dem General Daun, fast auf die Hälfte geschmolzen, ohne Munition und auf allen Seiten von dem sehr überlegenen Feind umgeben waren. Fink hatte Friedrich II. mehrmals auf das Gefährliche seiner Stellung aufmerksam gemacht und den Unfall vorhergesagt; er erscheint daher vor dem Richterstuhl der Geschichte völlig gerechtfertigt, wenn auch das nach dem Frieden auf Befehl des Königs niedergesetzte Kriegsgericht ihn nebst den Generalen von Rebentisch und Gersdorf für schuldig erkannte. Fink wurde kassirt und auf ein Jahr nach Spandau gebracht. Er trat hierauf als General der Infanterie in dänische Dienste und starb 1766.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gedruckt bei **W. Pohl**, Markgrafenstraße Nr. 16.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Olvenstedt, Julius von

Geschichte Friedrichs des Großen, Königs von Preußen

Bd.: 2

Berlin 1841
Bor. 332 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015017-2